Wieland

Wielands Werke.

Dritter Band.

Wielands Werke.

Herausgegeben von

Heinrich Kurz.

Kritisch durchgesehene Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die Geschichte der Abderiten.

Vorbericht.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen sein möchte, sich der Wahrheit der bei dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und charakteristischen Züge zu vergewissern, können — wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nämlich in den Werken eines Herodot, Diogenes Laertius, Athenäus, Aelian, Plutarch, Lucian, Paläphatus, Cicero, Horaz, Petrons, Juvenals, Valerius, Gellius, Solinus u. A. aufzusuchen, — sich aus den Artikeln Abdera und Demokritus in dem Baylischen Wörterbuche überzeugen, daß diese Abderiten nicht unter die wahren Geschichten im Geschmacke der Lucianischen gehören. Sowohl die Abderiten, als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus, erscheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfasser bei Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunklen Stellen, Hebung der wirklichen und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche, die man in den vorbemeldten Schriftstellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint: so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daß er in allem diesem einem Gewährsmanne gefolget ist, dessen Ansehen alle Aeliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme das Zeugniß einer ganzen Welt und die Entscheidung aller Amphiktyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doktoren, Magistern und Baccalaureen, sammt und sonders ohne Wirkung ist, nämlich der Natur selbst.

Sollte man dieses kleine Werk als einen, wiewohl geringen, Beitrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes ansehen wollen, so läßt sich's der Verfasser sehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es auch unter diesem so vornehm klingenden Titel weder mehr noch weniger sei, als was alle Geschichtbücher sein müssen, wenn sie nicht sogar unter die schöne Melusine herabsinken und mit dem schaalsten aller Märchen der Dame D'Aunoy in Eine Rubrik geworfen werden wollen.

Geschichte der Abderiten.

Erstes Buch.

Demokritus unter den Abderiten.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Charakter ihrer Einwohner.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig sein, ob sie ihren Namen von Abdera, einer Schwester des berüchtigten Diomedes, Königs der bistonischen Thracier*) — der ein so großer Liebhaber von Pferden war und deren so viel hielt, daß er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde**), — oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von einem andern Abderus, der ein Liebling des Herkules gewesen sein soll, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammengefallen: als Timesius von Klazomene um die Zeit der einunddreißigsten Olympiade unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, ließen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen.***) Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefähr

---

*) *Solin.* Polyhist. c. X.

**) Paläphatus in seinem Buche von Unglaublichen Dingen erklärt auf diese Weise die Fabel, daß dieser Fürst seine Pferde mit Menschenfleisch gefüttert habe, und ihnen endlich selbst vom Herkules zur Speise vorgeworfen worden sei.

***) Herodot I. 43.

um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der jonischen Stadt Teos — weil sie keine Lust hatten, sich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe gingen, nach Thracien segelten, und, da sie in einer der fruchtbarsten Gegenden desselben dieses Abdera schon gebaut fanden, sich dessen als einer verlassenen und Niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch sich darinnen gegen die thracischen Barbaren so gut behaupteten, daß sie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hießen und einen kleinen Freistaat ausmachten, der (wie die meisten griechischen Städte) ein zweideutig Mittelding von Demokratie und Aristokratie war und regiert wurde — wie kleine Republiken von jeher regiert worden sind.

„Wozu (rufen unsre Leser) diese nichtsbedeutende Deduktion des Ursprungs und der Schicksale des Städtchens Abdera in Thracien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wissen, oder nicht zu wissen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längst nicht mehr in der Welt ist, erbaut worden sein mag?“

Geduld! günstige Leser! Geduld, bis wir, ehe ich weiter fortzähle, über unsre Bedingungen einig sind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen sollte, die Abderiten zu lesen, wenn ihr gerade was Nöthigeres zu thun oder was Besseres zu lesen habt! — „Ich muß auf eine Predigt studiren. — Ich habe Kranke zu besuchen. — Ich hab' ein Gutachten, einen Bescheid, eine Läuterung, einen unterthänigsten Bericht zu machen. — Ich muß recensiren. — Mir fehlen noch sechzehn Bogen an den vier Alphabeten, die ich meinem Verleger binnen acht Tagen liefern muß. — Ich hab' ein Joch Ochsen gekauft. — Ich hab' ein Weib genommen.“ — In Gottes Namen! Studirt, besucht, referirt, recensirt, übersetzt, kauft und freiet! — Beschäftigte Leser sind selten gute Leser. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verstehn sie uns halb, bald gar nicht, bald (was das Schlimmste ist) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen lesen will, muß gerade sonst nichts anderes zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in diesem Falle befindet: warum solltet ihr nicht zwei oder drei Minuten daran wenden wollen, etwas zu wissen, was einem Salmasius, einem Barnes, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu sein, mir selbst (weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuschlagen) eben so viele Stunden gekostet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehört haben, wenn ich euch die Historie vom König in Böhmenland, der sieben Schlösser hatte, oder die Geschichte der drei Kalender zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten also hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden ist) ein so feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen sein sollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. —

„Und warum dies?"

Diese Frage wird uns vermuthlich nicht von den Gelehrten unter unsern Lesern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt wären, als der Autor? Die Frage: warum dies? ist allemal eine sehr vernünftige Frage; sie verdient, wo die Rede von menschlichen Dingen ist, allemal eine Antwort; und wehe dem, der verlegen, oder beschämt, oder ungehalten wird, wenn er sich auf warum dies? vernehmen lassen soll. Wir unsers Orts würden die Antwort ungefordert gegeben haben, wenn die Leser nicht so hastig gewesen wären. Hier ist sie!

Teos war eine atheniensische Kolonie, von den zwölfen oder dreizehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienser waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athenienser, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunderreben durch Verpflanzung auf's Vorgebirge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homerus selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcäus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Maler — der Grazien, waren aus Jonien; Anakreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren sein (wenn anders Barnes recht gerechnet hat), als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurückgelassen, sang er dort das Lied an ein thracisches Mädchen (in Barnesens Ausgabe das einundsechzigste), worin ein gewisser wilder thracischer Ton mit der jonischen Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athenienser — so lange Zeit in Jonien einheimisch — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thracien den Charakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen sein mag), das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verloren, und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie beschuldigt*). Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Ein-

*) *Juvenal.* Satyr. X. v. 50.

bildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemals wieder möglich war, sie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo sie angebracht wurden; oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas Albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser ging, wenn sie sich besannen. Machten sie (welches ziemlich oft begegnete) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger- oder bei den Helvetiern ein Lalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für jetzt mögen davon nur ein Paar Beispiele zur Probe dienen. Einstmals fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptunus bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfen-

bein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu schön, riefen sie einhellig, um auf einem niedrigen Platze zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht, und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste sein, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder Austernymphe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts Vollkommneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Charakter stärker zeichnen könnte, als dieser: daß sie (nach dem Zeugniß des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie selbst endlich genöthigt wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling Βρεκεκεκ κοαξ κοαξ entgegen gesungen hätte.

Zweites Kapitel.

Demokritus von Abdera. Ob und wie viel seine Vaterstadt berechtigt war, sich etwas auf ihn einzubilden?

Keine Luft ist so dick, kein Volk so dumm, kein Ort so unberühmt, daß nicht zuweilen ein großer Mann daraus hervorgehen sollte, sagt Juvenal. Pindarus und Epaminondas wurden in

Böotien geboren, Aristoteles zu Stagira, Cicero zu Arpinum, Virgil im Dörfchen Andes bei Mantua, Albertus Magnus zu Lauingen, Martin Luther zu Eisleben, Sixtus V. im Dorfe Montalto in der Mark Ancona, und einer der besten Könige, die jemals gewesen sind, zu Pau in Bearn. Was Wunder, wenn auch Abdera, zufälliger Weise, die Ehre hatte, daß der größte Naturforscher des Alterthums, Demokritus, in ihren Mauern das Leben empfing!

Ich sehe nicht, wie ein Ort sich eines solchen Umstandes bedienen kann, um Ansprüche an den Ruhm eines großen Mannes zu machen. Wer geboren werden soll, muß irgendwo geboren werden; das übrige nimmt die Natur auf sich; und ich zweifle sehr, ob, außer dem Lykurgus, ein Gesetzgeber gewesen, der seine Fürsorge bis auf den HOMUNCULUS ausgedehnt, und alle mögliche Vorkehrungen getroffen hätte, damit dem Staat wohl organisirte, schöne, und seelenvolle Kinder geliefert würden. Wir müssen gestehen, in dieser Rücksicht hatte Sparta einiges Recht, sich mit den Vorzügen seiner Bürger Ehre zu machen. Aber in Abdera (wie beinahe in der ganzen Welt) ließ man den Zufall und den Genius walten,

— natale comes qui temperat astrum,

und wenn ein Protogoras *) oder Demokritus aus ihrem Mittel entsprang, so war die gute Stadt Abdera gewiß eben so unschuldig daran, als Lykurgus und seine Gesetze, wenn in Sparta ein Dummkopf oder eine Memme geboren wurde.

Diese Nachlässigkeit, wiewohl sie eine dem Staat äußerst angelegene Sache betrifft, möchte noch immer hingehen. Die Natur, wenn man sie nur ungestört arbeiten läßt, macht meistens alle weitere Fürsorge für das Gerathen ihrer Werke überflüssig. Aber wiewohl sie selten vergißt, ihr Lieblingswerk mit allen den Fähigkeiten auszurüsten, aus welchen ein vollkommener Mensch gebildet werden könnte: so ist doch eben diese Ausbildung das, was sie der Kunst überläßt; und es bleibt also jedem Staate noch Gelegenheit genug übrig, sich ein Recht an die Vorzüge und Verdienste seiner Mitbürger zu erwerben. Allein auch hierin ließen die Abderiten sehr viel an ihrer Klugheit zu vermissen übrig; und man hätte schwerlich einen Ort finden können, wo für die Bildung des innern Gefühls, des Verstandes und des Herzens der künftigen Bürger weniger gesorgt worden wäre.

Die Bildung des Geschmacks, d. i. eines feinen, richtigen und gelehrten Gefühls alles Schönen, ist die beste Grundlage zu jener berühmten sokratischen Kalokagathie oder innerlichen Schönheit und

---

*) Ein berühmter Sophist von Abdera (etwas älter als Demokritus), welchen Cicero dem Hippias, Prodikus, Gorgias, und also den größten Männern seiner Profession an die Seite setzt.

Güte der Seele, welche den liebenswürdigen, edelmüthigen, wohlthätigen und glücklichen Menschen macht. Und nichts ist geschickter, dieses richtige Gefühl des Schönen in uns zu bilden als — wenn alles, was wir von der Kindheit an sehen und hören, schön ist. In einer Stadt, wo die Künste der Musen in der größten Vollkommenheit getrieben werden, in einer schön gebauten und mit Meisterstücken der bildenden Künste angefüllten Stadt, in einem Athen, geboren zu sein, ist daher allerdings kein geringer Vortheil; und wenn die Athenienser zu Platons und Menanders Zeiten mehr Geschmack hatten als tausend andere Völker, so hatten sie es unstreitig ihrem Vaterlande zu danken.

Abdera führte in einem griechischen Sprichworte (über dessen Verstand die Gelehrten, nach ihrer Gewohnheit, nicht einig sind) den Beinamen, womit Florenz unter den italienischen Städten prangt — die Schöne. Wir haben schon bemerkt, daß die Abderiten Enthusiasten der schönen Künste waren; und in der That, zur Zeit ihres größten Flors, das ist, eben damals, da sie auf einige Zeit den Fröschen Platz machen mußten, war ihre Stadt voll prächtiger Gebäude, reich an Malereien und Bildsäulen, mit einem schönen Theater und Musiksaal (Ὠδειον) versehen, kurz, ein kleines Athen — blos den Geschmack ausgenommen. Denn zum Unglück erstreckte sich die wunderliche Laune, von welcher wir oben gesprochen haben, auch auf ihre Begriffe vom Schönen und Anständigen. Latona, die Schutzgöttin ihrer Stadt, hatte den schlechtesten Tempel; Jason, der Anführer der Argonauten, hingegen (dessen goldenes Vlies sie zu besitzen vorgaben) den prächtigsten. Ihr Rathhaus sah wie ein Magazin aus, und unmittelbar vor dem Saale, wo die Angelegenheiten des Staats erwogen wurden, hatten alle Kräuter-, Obst- und Eierweiber von Abdera ihre Niederlage. Hingegen ruhte das Gymnasium, worin sich ihre Jugend im Ringen und Fechten übte, auf einer dreifachen Säulenreihe. Der Fechtsaal war mit lauter Schildereien von Berathschlagungen und mit Statuen in ruhigen oder tiefsinnigen Stellungen ausgeziert*). Dafür aber stellte das Rathhaus den Vätern des Vaterlandes eine desto reizendere Augenweide dar. Denn wohin sie in dem Saal ihrer gewöhnlichen Sitzungen die Augen warfen, glänzten ihnen schöne nackende Kämpfer, oder badende Dianen und schlafende Bacchanten entgegen; und Venus mit ihrem Buhler, im Netze Vulkans allen Einwohnern des Olympus zur Schau ausgestellt (ein großes Stück, welches dem Sitz des Archons gegenüber hing), wurde den Fremden mit einem Triumphe gezeigt, der den

*) Was hier von den Abderiten gesagt wird, erzählten andere alte Schriftsteller von der Stadt Alabandus. S. *Coel. Rhodog.* Lect. Ant. L. XXVI. Cap. 25.

ernsten Phocion selbst genöthigt hätte, zum erstenmal in seinem Leben zu lachen. Der König Lysimachus (sagten sie) habe ihnen sechs Städte und ein Gebiet von vielen Meilen dafür angeboten: aber sie hätten sich nicht entschließen können, ein so herrliches Stück hinzugeben, zumal da es — gerade die Höhe und Breite habe, um eine ganze Seite der Rathsstube einzunehmen; und überdies habe einer ihrer Kunstrichter in einem weitläufigen, mit großer Gelehrsamkeit angefüllten Werke die Beziehung des allegorischen Sinnes dieser Schilderei auf dem Platz, wo sie stehe, sehr scharfsinnig dargethan.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unschicklichkeiten, wovon diese wundervolle Republik wimmelte, berühren wollten. Aber noch eine können wir nicht vorbeigehen, weil sie einen wesentlichen Zug ihrer Verfassung betrifft und keinen geringen Einfluß auf den Charakter der Abderiten hatte. In den ältesten Zeiten der Stadt war, vermuthlich einem orphischen Institut zufolge, der Nomophylax, oder Beschirmer der Gesetze (eine der obersten Magistratspersonen) zugleich Vorsänger bei den gottesdienstlichen Chören und Oberaufseher über das Musikwesen. Dies hatte damals seinen guten Grund. Allein mit der Länge der Zeit ändern sich die Gründe der Gesetze; diese werden alsdann durch buchstäbliche Erfüllung lächerlich, und müssen also nach den veränderten Umständen umgegossen werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in abderitische Köpfe. Es hatte sich öfters zugetragen, daß ein Nomophylax erwählt wurde, der zwar die Gesetze ganz leidlich beschirmte, aber entweder schlecht sang, oder gar nichts von der Musik verstand. Was hatten die Abderiten zu thun? Nach häufigen Berathschlagungen machten sie endlich die Verordnung: Der beste Sänger aus Abdera sollte hinfür allezeit auch Nomophylax sein; und dabei blieb es, so lang Abdera stand. Daß der Nomophylax und der Vorsänger zwei verschiedene Personen sein könnten, war in zwanzig öffentlichen Berathschlagungen keiner Seele eingefallen.

Es ist leicht zu erachten, daß die Musik bei so bewandten Sachen zu Abdera in großer Achtung stehen mußte. Alles in dieser Stadt war musikalisch; alles sang, flötete und leierte. Ihre Sittenlehre und Politik, ihre Theologie und Kosmologie war auf musikalische Grundsätze gebaut; ja, ihre Aerzte heilten sogar die Krankheiten durch Tonarten und Melodien. So weit scheint ihnen, was die Spekulation betrifft, das Ansehen der größten Weisen des Alterthums, eines Orpheus, Pythagoras und Plato, zu Statten zu kommen. Aber in der Ausübung entfernten sie sich desto weiter von der Strenge dieser Philosophen. Plato verweiset alle sanften und weichlichen Tonarten aus seiner Republik; die Musik soll sei-

nen Bürgern weder Freude, noch Traurigkeit einflößen; er verbannet mit den jonischen und lydischen Harmonien*) alle Trink- und Liebeslieder; ja die Instrumente selbst scheinen ihm so wenig gleichgiltig, daß er vielmehr die vielsaitigen und die lydische Flöte als gefährliche Werkzeuge der Ueppigkeit ausmustert und seinen Bürgern nur die Leier und die Cithar, sowie den Hirten und dem Landvolke nur die Rohrpfeife gestattet. So strenge philosophirten die Abderiten nicht. Keine Tonart, kein Instrument war bei ihnen ausgeschlossen, und — einem sehr wahren, aber sehr oft von ihnen mißverstandenen Grundsatze zufolge — behaupteten sie: daß man alle ernsthaften Dinge lustig und alle lustigen ernsthaft behandeln müsse. Die Ausdehnung dieser Maxime auf die Musik brachte bei ihnen die widersinnigsten Wirkungen hervor. Ihre gottesdienstlichen Gesänge klangen wie Gassenlieder; allein dafür konnte man nichts Feierlicheres hören, als die Melodie ihrer Tänze. Die Musik zu einem Trauerspiel war gemeiniglich komisch; hingegen klangen ihre Kriegslieder so schwermüthig, daß sie sich nur für Leute schickten, die an den Galgen gehen. Diese Widersinnigkeit erstreckte sich über alle Gegenstände des Geschmacks. Ein Leierspieler wurde in Abdera nur dann für vortrefflich gehalten, wenn er die Saiten so zu rühren wußte, daß man eine Flöte zu hören glaubte; und eine Sängerin, um bewundert zu werden, mußte gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Die Abderiten hatten keinen Begriff davon, daß die Musik nur in sofern Musik ist, als sie das Herz rührt: sie waren wohl zufrieden, wenn nur ihre Ohren gekitzelt, oder wenigstens mit nichtssagenden, aber vollen und oft abwechselnden Harmonien gestopft wurden. Mit einem Worte: bei aller ihrer Schwärmerei für die Künste hatten die Abderiten keinen Geschmack; und es ahnete ihnen gar nicht, daß das Schöne aus einem höhern Grunde schön sei, als weil es ihnen so beliebte.

Dieses alles ungeachtet, konnte Natur, Zufall und gutes Glück mit zusammengesetzten Kräften wohl einmal so viel zu Wege bringen, daß ein geborner Abderite Menschenverstand bekam. Aber wenigstens muß man gestehen, wenn sich so etwas begab, so hatte Abdera nichts dabei geholfen. Denn ein Abderit war ordentlicher Weise nur in sofern klug, als er kein Abderit war; — ein Umstand, der uns ohne Mühe begreifen läßt, warum die Abderiten von demjenigen unter ihren Mitbürgern, der ihnen in den Augen der Welt am meisten Ehre machte, immer am wenigsten hielten. Dies war keine ihrer gewöhnlichen Widersinnigkeiten. Die hatten eine Ursache dazu, die so natürlich ist, daß es unbillig wäre, sie ihnen zum Vorwurf zu machen.

---

*) Plato de Republ. L. III. Tom. opp. II. p. 198

Diese Ursache war nicht (wie einige sich einbilden), weil sie z. E. den Naturforscher **Demokritus** — lange zuvor, eh' er ein großer Mann war — mit dem Kreisel spielen, oder auf einem Grasplatze Purzelbäume machen gesehen hatten. —

Auch nicht: weil sie aus Neid oder Eifersucht nicht leiden konnten, daß einer aus ihrem Mittel klüger sein sollte als sie. Denn — bei der untrüglichen Aufschrift der Pforte des delphischen Tempels! — dies zu denken hatte kein einziger Abderit Weisheit genug, oder er würde von dem Augenblick an kein Abderit mehr gewesen sein.

Der wahre Grund, meine Freunde, warum die Abderiten aus ihrem Mitbürger Demokritus nicht viel machten, war dieser: weil sie ihn für — keinen weisen Mann hielten.

„Warum das nicht?"

Weil sie nicht konnten.

„Und warum konnten sie nicht?"

Weil sie sich alsdann selbst für Dummköpfe hätten halten müssen. Und dies zu thun, waren sie gleichwohl nicht widersinnisch genug.

Auch hätten sie eben so leicht auf dem Kopfe tanzen, oder den Mond mit den Zähnen fassen, oder den Zirkel quadriren können, als einen Menschen, der in Allem ihr Gegenfüßler war, für einen weisen Mann zu halten. Dies folgt aus einer Eigenschaft der menschlichen Natur, die schon zu Adams Zeiten bemerkt worden sein muß, und gleichwohl, da **Helvetius** daraus folgerte — was daraus folgt, vielen ganz neu vorkam; die seit dieser Zeit Niemandem mehr neu ist, und dennoch im Leben alle Augenblicke vergessen wird.

Drittes Kapitel.

Was Demokritus für ein Mann war. Seine Reisen. Er kommt nach Abdera zurück. Was er mitbringt und wie er aufgenommen wird. Ein Examen, das sie mit ihm vornehmen, welches zugleich eine Probe einer abderitischen Konversation ist.

Demokritus — ich denke nicht, daß es Sie gereuen wird, den Mann näher kennen zu lernen —

Demokritus war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater, einen der reichsten Bürger von Abdera, erbte. Anstatt nun darauf zu denken, wie er seinen Reichthum erhalten oder vermehren,

oder auf die angenehmste oder lächerlichste Art durchbringen wollte, entschloß sich der junge Mensch, solchen zum Mittel — der Vervollkommnung seiner Seele zu machen.

„Aber was sagten die Abderiten zum Entschlusse des jungen Demokritus?“

Die guten Leute hatten sich nie träumen lassen, daß die Seele ein anderes Interesse habe, als der Magen, der Bauch und die übrigen integranten Theile des sichtbaren Menschen. Also mag ihnen freilich diese Grille ihres Landsmannes wunderlich genug vorgekommen sein. Allein, dies war nun gerade, was er sich am wenigsten anfechten ließ. Er ging seinen Weg fort und brachte viele Jahre mit gelehrten Reisen durch alle festen Länder und Inseln zu, die man damals bereisen konnte. Denn wer zu seiner Zeit weise werden wollte, mußte mit eignen Augen sehen. Es gab noch keine Buchdruckereien, keine Journale, Bibliotheken, Magazine, Encyklopädien, Realwörterbücher, und wie alle die Werkzeuge heißen, mit deren Hülfe man jetzt, ohne zu wissen wie, ein Philosoph, ein Kunstrichter, ein Autor, ein Alleswisser wird. Damals war die Weisheit so theuer, und noch theurer als — die schöne Lais. Nicht Jedermann konnte nach Korinth reisen. Die Anzahl der Weisen war sehr klein; aber die es waren, waren es auch desto mehr.

Demokritus reisete nicht blos, um der Menschen Sitten und Verfassungen zu beschauen, wie Ulysses; nicht blos, um Priester und Geisterseher aufzusuchen, wie Plato; oder um Tempel, Statuen, Gemälde und Alterthümer zu begucken, wie Pausanias; oder um Pflanzen und Thiere abzuzeichnen und unter Klassen zu bringen, wie Doktor Solander: sondern er reisete, um Natur und Kunst in allen ihren Wirkungen und Ursachen, den Menschen in seiner Nacktheit und in allen seinen Einkleidungen und Verkleidungen, roh und bearbeitet, bemalt und unbemalt, ganz und verstümmelt, und die übrigen Dinge in allen ihren Beziehungen auf den Menschen kennen zu lernen. Die Raupen in Aethiopien (sagte Demokritus), sind freilich nur — Raupen. Was ist eine Raupe, um das erste, angelegenste, einzige Studium eines Menschen zu sein? Aber, da wir nun einmal in Aethiopien sind, so sehen wir uns immer, nebenher, auch nach den äthiopischen Raupen um. Es gibt eine Raupe im Lande der Seren, welche Millionen Menschen kleidet und nährt: wer weiß, ob es nicht auch am Niger nützliche Raupen gibt?

Mit dieser Art zu denken hatte sich Demokritus auf seinen Reisen einen Schatz von Wissenschaft gesammelt, der in seinen Augen alles Gold in den Schatzkammern des Königs von Indien und alle Perlen an den Hälsen und Armen seiner Weiber werth war. Er kannte von der Ceder Libanons bis zum Schimmel eines arkadischen Käses eine Menge von Bäumen, Stauden, Kräutern, Gräsern und

Moosen; nicht etwa blos nach ihrer Gestalt und nach ihren Namen, Geschlechtern und Arten: er kannte auch ihre Eigenschaften, Kräfte und Tugenden. Aber, was er tausendmal höher schätzte, als alle seine übrigen Kenntnisse, er hatte allenthalben, wo er es der Mühe werth fand, sich aufzuhalten, die Weisesten und die Besten kennen gelernt. Es hatte sich bald gezeigt, daß er ihres Geschlechtes war. Sie waren also seine Freunde geworden, hatten sich ihm mitgetheilt, und ihm dadurch der Mühe erspart, eignen Fleißes Jahre lang, und vielleicht doch vergebens, zu suchen, was sie mit Aufwand und Mühe, oder auch wohl nur glücklicher Weise schon gefunden hatten.

Bereichert mit allen diesen Schätzen des Geistes und Herzens kam Demokritus nach einer Reise von zwanzig Jahren zu den Abderiten zurück, die seiner beinahe vergessen hatten. Er war ein feiner stattlicher Mann; höflich und abgeschliffen, wie ein Mann, der mit mancherlei Arten von Erdensöhnen umzugehen gelernt hat, zu sein pflegt; ziemlich braungelb von Farbe; kam von den Enden der Welt, und hatte ein ausgestopftes Krokodil, einen lebendigen Affen, und viele andere sonderbare Sachen mitgebracht. Die Abderiten sprachen etliche Tage von nichts anderm, als von ihrem Mitbürger Demokritus, der wiedergekommen war und Affen und Krokodile mitgebracht hatte. Allein in kurzer Zeit zeigte sich's, daß sie sich in ihrer Meinung von einem so weit gereiseten Mann sehr verrechnet hatten.

Demokritus war von den wackern Männern, denen er indessen die Besorgung seiner Güter anvertraut hatte, um die Hälfte betrogen worden, und gleichwohl unterschrieb er ihre Rechnungen ohne Widerrede. Natürlicher Weise mußte dies der guten Meinung von seinem Verstande den ersten Stoß geben. Die Advokaten und Richter wenigstens, die sich zu einem einträglichen Prozesse Hoffnung gemacht hatten, merkten mit einem bedeutenden Achselzucken an, daß es bedenklich sein würde, einem Manne, der seinem eigenen Hause so schlecht vorstehe, das gemeine Wesen anzuvertrauen. Indessen zweifelten die Abderiten nicht, daß er sich nun unter die Mitwerber um ihre vornehmsten Ehrenämter stellen würde. Sie berechneten schon, wie hoch sie ihm ihre Stimme verkaufen wollten; gaben ihm eine Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte, Base, Schwägerin zur Ehe; überschlugen die Vortheile, die sie zur Erhaltung dieser oder jener Absicht von seinem Ansehen ziehen wollten, wenn er einmal Archon oder Priester der Latona sein würde u. s. w. Aber Demokritus erklärte sich, daß er weder ein Rathsherr von Abdera, noch der Ehegemahl einer Abderitin sein wollte, und vereitelte dadurch abermal alle ihre Anschläge. Nun hoffte man wenigstens durch seinen Umgang in etwas entschädigt zu werden. Ein Mann, wel-

cher Affen, Krokodile und zahme Drachen von seinen Reisen mitgebracht hatte, mußte eine ungeheure Menge Wunderdinge zu erzählen haben. Man erwartete, daß er von zwölfellenlangen Riesen und von sechsdaumenhohen Zwergen, von Menschen mit Hunds- und Eselsköpfen, von Meerfrauen mit grünen Haaren, von weißen Negern und blauen Centauren sprechen würde. Aber Demokritus log so wenig, und in der That weniger, als ob er nie über den thracischen Bosporus gekommen wäre.

Man fragte ihn, ob er im Lande der Garamanten keine Leute ohne Kopf angetroffen habe, welche die Augen, die Nase und den Mund auf der Brust trügen; und ein abderitischer Gelehrte (der, ohne jemals aus den Mauern seiner Stadt gekommen zu sein, sich die Miene gab, als ob kein Winkel des Erdbodens wäre, den er nicht durchkrochen hätte) bewies ihm in großer Gesellschaft, daß er entweder nie in Aethiopien gewesen sei oder dort nothwendig mit den Agriophagen, deren König nur ein Auge über der Nase hat, mit den Sambern, die allezeit einen Hund zu ihrem König erwählen, und mit den Artabatiten, die auf allen Vieren gehen, Bekanntschaft gemacht haben müsse*). „Und wofern Sie bis in den äußersten Theil des abendländischen Aethiopien eingedrungen sind", fuhr der gelehrte Mann fort, „so bin ich gewiß, daß Sie ein Volk ohne Nasen angetroffen haben, und ein anderes, wo die Leute einen so kleinen Mund führen, daß sie ihre Suppe durch Strohhalmen einzuschlürfen genöthigt sind"**).

Demokritus betheuerte beim Kastor und Pollux, daß er sich nicht erinnere, diese Ehre gehabt zu haben.

„Wenigstens", sagte jener, „haben Sie in Indien Menschen angetroffen, die nur ein einziges Bein auf die Welt bringen, aber dem ungeachtet wegen der außerordentlichen Breite ihres Fußes so geschwind auf dem Boden fortrutschen, daß man ihnen zu Pferde kaum nachkommen kann***). Und was sagten Sie dazu, wie Sie an der Quelle des Ganges ein Volk antrafen, das ohne alle andre Nahrung vom bloßen Geruche wilder Aepfel lebt?" †)

„O erzählen Sie uns doch", riefen die schönen Abderitinnen, „erzählen Sie doch, Herr Demokritus! Was müßten Sie uns nicht erzählen können, wenn Sie nur wollten!"

---

*) Plin. Naturgesch. B. IV.

**) Solin. C. XXX. auch Plinius, Mela und andere Alte und Neuere, welche uns alle die Wundermenschen, von denen hier die Rede ist, für wirkliche Geschöpfe Gottes zu geben kein Bedenken tragen.

***) Solinus aus dem Ktesias.

†) Ebenderselbe.

Demokritus schwur vergebens, daß er von allen diesen Wundermenschen in Aethiopien und Indien nichts gesehen noch gehört habe.

„Aber was haben Sie denn gesehen?" fragte ein runder dicker Mann, der zwar weder einäugig war, wie die Agriophagen, noch eine Hundsschnauze hatte, wie die Tymolgen, noch die Augen auf den Schultern trug, wie die Omophthalmen, noch vom bloßen Geruche lebte, wie die Paradiesvögel, aber doch gewiß nicht mehr Gehirn in seinem großen Schädel trug, als ein mexikanischer Kolibri, ohne darum weniger ein Rathsherr von Abdera zu sein — „Aber was haben Sie denn gesehen", sagte Wanst, Sie, der zwanzig Jahre in der Welt herum gefahren sind, wenn Sie nichts von allem dem gesehen haben, was man in fernen Landen Wunderbares sehen kann?"

„Wunderbares?" versetzte Demokritus lächelnd. „Ich hatte so viel mit Betrachtungen des Natürlichen zu thun, daß ich für's Wunderbare keine Zeit übrig behielt".

„Nun das gesteh ich", erwiderte Wanst; „das verlohnt sich auch der Mühe, alle Meere zu durchfahren, und über alle Berge zu steigen, um nichts zu sehen, als was man zu Hause eben so gut sehen konnte!"

Demokritus zankte sich nicht gerne mit den Leuten um ihre Meinungen, am allerwenigsten mit Abderiten; und gleichwohl wollt' er auch nicht, daß es aussehen sollte, als ob er gar nichts sagen könne. Er suchte unter den schönen Abderitinnen, die in der Gesellschaft waren, eine aus, an die er das richten könnte, was er sagen wollte; und fand eine mit zwei großen junonischen Augen, die ihn, trotz seiner physiognomischen Kenntnisse, verführten, ihrer Eigenthümerin etwas mehr Verstand oder Empfindung zuzutrauen als den übrigen. „Was wollten Sie", sagte er zu ihr, „daß ich, zum Exempel, mit einer Dame, die die Augen auf der Stirne oder am Ellebogen trüge, hätte anfangen sollen? Oder was würde mir's nun helfen, wenn ich noch so gelehrt in der Kunst wäre, das Herz einer — Menschenfresserin zu rühren? Ich habe mich immer zu wohl befunden, mich der sanften Gewalt von zwei schönen Augen, die an ihrem natürlichen Platze stehen, zu überlassen, um jemals eine Versuchung zu bekommen, das große Stierauge auf der Stirn einer Cyklopin zärtlich zu sehen".

Die Schöne mit den großen Augen, zweifelhaft, was sie aus dieser Anrede machen sollte, guckte dem Manne, der so sprach, mit stummer Verwunderung in den Mund, lächelte ihm ihre schönen Zähne vor, und sah sich zur rechten und linken Seite um, als ob sie den Verstand seiner Rede suchen wollte.

Die übrigen Abderitinnen hatten zwar eben so wenig davon begriffen; weil sie aber aus dem Umstande, daß er sich gerade an die Großäugige gewendet hatte, schlossen, er habe ihr etwas Schönes gesagt: so sahen sie einander jede mit einer eignen Grimasse an. Diese rümpfte eine kleine Stumpfnase, jene zog den Mund in die Länge, eine dritte spitzte den ihrigen, der ohnehin groß genug war, eine vierte riß ein paar kleine Augen auf, eine fünfte brüstete sich mit zurückgezogenem Kopfe u. s. w. Demokritus sah es, erinnerte sich, daß er in Abdera war, und schwieg.

Viertes Kapitel.

Das Examen wird fortgesetzt und verwandelt sich in eine Disputation über die Schönheit, wobei dem Demokritus sehr warm gemacht wird.

Schweigen—ist zuweilen eine Kunst; aber doch nie eine so große, als uns gewisse Leute glauben machen wollten, die dann am klügsten sind, wenn sie schweigen.

Wenn ein weiser Mann sieht, daß er es mit Kindern zu thun hat, warum sollt' er sich zu weise dünken, nach ihrer Art mit ihnen zu reden?

„Ich bin zwar (sagte Demokritus zu seiner neugierigen Gesellschaft) aufrichtig genug gewesen, zu gestehen, daß ich von Allem, was man will, das ich gesehen haben sollte, nichts gesehen habe: aber bilden Sie sich darum nicht ein, daß mir auf so vielen Reisen zu Wasser und zu Lande nichts aufgestoßen sei, das Ihre Neugierde befriedigen könnte. Glauben Sie mir, es sind Dinge darunter, die Ihnen vielleicht noch wunderbarer vorkommen würden, als diejenigen, wovon die Rede war."

Bei diesen Worten rückten die schönen Abderitinnen näher und spitzten Mund und Ohren. „Das ist doch ein Wort von einem gereisten Manne," rief der kurze, dicke Rathsherr. Des Gelehrten Stirne entrunzelte sich durch die Hoffnung, daß er etwas zu tadeln und zu verbessern bekommen würde, Demokritus möchte auch sagen, was er wollte.

„Ich befand mich einst in einem Lande," fing Demokritus an, „wo es mir so wohl gefiel, daß ich in den ersten drei oder vier Tagen, die ich darinnen zubrachte, unsterblich zu sein wünschte, um ewig darin zu leben."

„Ich bin nie aus Abdera gekommen," sagte der Rathsmann; „aber ich dachte immer, daß es keinen Ort in der Welt gäbe, wo es mir besser gefallen könnte, als in Abdera. Auch geht es mir gerade,

wie Ihnen mit dem Lande, wo es Ihnen so wohl gefiel; ich wollte mit Freuden auf die ganze übrige Welt Verzicht thun, wenn ich nur ewig in Abdera leben könnte! Aber warum gefiel es Ihnen nur drei Tage lang so wohl in dem Lande?"

„Sie werden es gleich hören. Stellen Sie sich ein unermeßliches Land vor, dem die angenehmste Abwechslung von Bergen, Thälern, Wäldern, Hügeln und Auen unter der Herrschaft eines ewigen Frühlings und Herbstes, allenthalben wohin man sieht, das Ansehen des herrlichsten Lustgartens gibt; alles angebaut und bewässert, alles blühend und fruchtbar; allenthalben ein ewiges Grün, und immer frische Schatten und Wälder von den schönsten Fruchtbäumen, Datteln, Feigen, Citronen, Granaten, die ohne Pflege, wie in Thracien die Eicheln, wachsen; Haine von Myrten und Jasmin; Amors und Cytheräens Lieblingsblume nicht auf Hecken, wie bei uns, sondern in dichten Büscheln auf großen Bäumen wachsend, und vollaufgeblüht wie die Busen meiner schönen Mitbürgerinnen." —

(Dies hatte Demokritus nicht gut gemacht; und es kann künftigen Erzählern zur Warnung dienen, daß man sich vorher wohl in seiner Gesellschaft umsehen muß, ehe man Komplimente dieser Art wagt, so verbindlich sie auch an sich selbst klingen mögen. Die Schönen hielten die Hände vor die Augen und errötheten. Denn zum Unglück war unter den Anwesenden keine, die dem schmeichelhaften Gleichniß Ehre gemacht hätte, wiewohl sie nicht ermangelten, sich aufzublähen so gut sie konnten.)

„Und diese reizenden Haine," fuhr er fort, „vom lieblichen Gesang unzähliger Arten von Vögeln belebt, und mit tausend bunten Papageien erfüllt, deren Farben im Sonnenglanz die Augen blenden. Welch ein Land! Ich begriff nicht, warum die Göttin der Liebe Cythere zu ihrem Wohnsitz erwählt hätte, da ein Land wie dieses in der Welt war. Wo hätten die Grazien angenehmer tanzen können, als am Rande von Bächen und Quellen, wo, zwischen kurzem dichtem Gras vom lebhaftesten Grün, Lilien und Hyacinthen, und zehn Tausenden noch schönern Blumen, die in unserer Sprache ohne Namen sind, freiwillig hervorblühen und die Luft mit wollüstigen Wohlgerüchen erfüllen."

Die schönen Abderitinnen hatten, wie leicht zu erachten, die Einbildungskraft nicht weniger lebhaft als die Abderiten; und das Gemälde, das ihnen Demokritus, ohne dabei an Arges zu denken, vorstellte, war mehr, als ihre kleinen Seelchen aushalten konnten. Einige seufzten laut vor Behaglichkeit; andere sahen aus, als ob sie die wollüstigen Gerüche, die in ihrer Phantasie dufteten, mit Mund und Nase einschlürfen wollten; die schöne Juno sank mit dem Kopf auf ein Polster des Kanapees zurück, schloß ihre großen Augen halb, und befand sich unvermerkt am blumichten Rand einer dieser schönen

Quellen, von Rosen und Citronenbäumen umschattet, aus deren Zweigen Wolken von ambrosischen Düften auf sie herabwallten. In einer sanften Betäubung von süßen Empfindungen begann sie eben einzuschlummern: als sie einen Jüngling, schön wie Bacchus und dringend wie Amor, zu ihren Füßen liegen sah. Sie richtete sich auf, ihn desto besser betrachten zu können, und sah ihn so schön, so zärtlich, daß die Worte, womit sie seine Verwegenheit bestrafen wollte, auf ihren Lippen erstarben. Kaum hatte sie —

„Und wie meinen Sie," fuhr Demokritus fort, „nennt sich dies zaubrische Land, von dessen Schönheiten Alles, was ich davon sagen könnte, Ihnen kaum den Schatten eines Begriffs geben würde? Es ist eben dieses Aethiopien, welches mein gelehrter Freund hier mit Ungeheuern von Menschen bevölkert, die eines so schönen Vaterlandes ganz unwürdig sind. Aber eine Sache, die er mir für wahr nachsagen kann, ist: daß es im ganzen Aethiopien und Libyen, wiewohl diese Namen eine Menge verschiedener Völker umfassen, keinen Menschen gibt, der seine Nase nicht eben da trüge wo wir, nicht eben so viel Augen und Ohren hätte als wir, und kurz —"

Ein großer Seufzer von derjenigen Art, wodurch sich ein von Schmerz oder Vergnügen gepreßtes Herz Luft zu machen sucht, hob in diesem Augenblick den Busen der schönen Abderitin, welche, während daß Demokritus in seiner Rede fortfuhr, in dem Traumgesichte, worin wir sie zu belauschen Bedenken trugen, (wie es scheint) auf einen Umstand gekommen war, an welchem ihr Herz auf die eine oder andre Art sehr lebhaft Antheil nahm. Da die übrigen Anwesenden nicht wissen konnten, daß die gute Dame einige hundert Meilen weit von Abdera unter einem äthiopischen Rosenbaum, in einem Meer der süßesten Wohlgerüche schwamm, tausend neue Vögel das Glück der Liebe singen hörte, tausend bunte Papageien vor ihren Augen herumflattern sah, und, zum Ueberfluß, einen Jüngling mit gelben Locken und Korallenlippen zu ihren Füßen liegen hatte, — so war es natürlich, daß man den besagten Seufzer mit einem allgemeinen Erstaunen empfing. Man begriff nichts davon, daß die letzten Worte Demokrits die Ursache einer solchen Wirkung gewesen sein könnten. „Was fehlt Ihnen, Lysandra?" riefen die Abderitinnen aus Einem Munde, indem sie sich sehr besorgt um sie stellten. Die schöne Lysandra, die in diesem Augenblicke wieder gewahr wurde, wo sie war, erröthete und versicherte, daß es nichts sei. Demokritus, der nun zu merken anfing, was es war, stand ihnen gut dafür, daß ein paar Züge frische Luft alles wieder gut machen würden; aber in seinem Herzen beschloß er, künftig seine Gemälde nur mit Einer Farbe zu malen, wie die Maler in Thracien. Gerechte Götter! dachte er, was für eine Einbildungskraft diese Abderitinnen haben!

„Nun, meine schönen Neugierigen," fuhr Demokritus fort, „was meinen Sie, von welcher Farbe die Einwohner eines so schönen Landes sind?"

„Von welcher Farbe? — Warum sollten sie eine andere Farbe haben, als die übrigen Menschen? Sagten Sie uns nicht, daß sie die Nase mitten im Gesicht trügen, und in allem Menschen wären wie wir Griechen?"

„Menschen, ohne Zweifel; aber sollten sie darum weniger Menschen sein, wenn sie schwarz oder olivenfarb wären?"

„Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, daß die schönsten unter den äthiopischen Nationen (nämlich diejenigen, die nach unserm Maßstab die schönsten, das ist, uns die ähnlichsten sind), durchaus olivenfarb wie die Aegyptier, und diejenigen, welche tiefer im festen Lande und in den mittäglichsten Gegenden wohnen, vom Kopf bis zur Fußsohle so schwarz und noch ein wenig schwärzer sind, als die Raben zu Abdera."

„Was Sie sagen! — Und erschrecken die Leute nicht vor einander, wenn sie sich ansehen?"

„Erschrecken? Warum dies? Sie gefallen sich sehr mit ihrer Rabenschwärze, und finden, daß nichts schöner sein kann."

„O das ist lustig!" — riefen die Abderitinnen. — „Schwarz am ganzen Leibe, als ob sie mit Pech überzogen wären, sich von Schönheit träumen zu lassen! Was das für ein dummes Volk sein muß! Haben sie denn keine Maler, die ihnen den Apollo, den Bacchus, die Göttin der Liebe und die Grazien malen könnten? Oder könnten sie nicht schon vom Homer lernen, daß Juno weiße Arme, Thetis Silberfüße und Aurora Rosenfinger hat?"

„Ach," erwiederte Demokritus, „die guten Leute haben keinen Homer; oder wenn sie einen haben, so dürfen wir uns darauf verlassen, daß seine Juno kohlschwarze Arme hat. Von Malern habe ich in Aethiopien nichts gehört. Aber ich sah ein Mädchen, dessen Schönheit unter seinen Landsleuten beinahe eben so viel Unheil anrichtete, als die Tochter der Leda unter den Griechen und Trojanern; und diese afrikanische Helena war schwärzer als Ebenholz."

„O beschreiben Sie uns doch dies Ungeheuer von Schönheit" — riefen die Abderitinnen, die, aus dem natürlichsten Grunde von der Welt, an dieser Unterredung unendlich viel Vergnügen fanden.

„Sie werden Mühe haben, sich einen Begriff davon zu machen. Stellen Sie sich das völlige Gegentheil des griechischen Ideals der Schönheit vor: die Größe einer Grazie und die Dicke einer Ceres; schwarze Haare, aber nicht in langen wallenden Locken um die Schultern fliegend, sondern kurz und von Natur kraus wie Schafwolle. Die Stirne breit und stark gewölbt; die Nase kurz aufge-

stülpt, und in der Mitte des Knorpels flach gedrückt; die Wangen rund wie die Backen eines Trompeters, der Mund groß —"

(Philinna lächelte, um zu zeigen, wie klein der ihrige sei.)

„Die Lippen sehr dick und aufgeworfen und zwei Reihen von Zähnen wie Perlenschnuren —"

(Die Schönen lachten insgesammt, wiewohl sie keine andere Ursache dazu haben konnten, als ihre eigenen Zähne zu weisen: denn was war sonst hier zu lachen?)

„Aber ihre Augen?" fragte Lysandra. —

„O was die betrifft, die waren so klein und so wasserfarbig, daß ich lange nicht von mir erhalten konnte, sie schön zu finden —"

„Demokritus ist für Homers Kuhaugen, wie es scheint," sagte Myris, indem sie einen höhnischen Seitenblick auf die Schöne mit den großen Augen warf.

„In der That," versetzte Demokritus mit einer Miene, woraus ein Tauber geschlossen hätte, daß er ihr die größte Schmeichelei sagte, „schöne Augen müßten sehr groß sein, wenn ich sie zu groß finden sollte; und häßliche können, deucht mich, nie zu klein sein."

Die schöne Lysandra warf einen triumphirenden Blick auf ihre Schwestern und schüttete dann eine ganze Glorie von Zufriedenheit aus ihren großen Augen auf den glücklichen Demokrit herab.

„Darf man wissen, was Sie unter schönen Augen verstehen?" fragte die kleine Myris, indem sich ihre Nase merklich spitzte.

Ein Blick der schönen Lysandra schien ihm zu sagen: „Sie werden nicht verlegen sein, die Antwort auf diese Frage zu finden."

„Ich verstehe darunter Augen, in denen sich eine schöne Seele malt," sagte Demokritus.

Lysandra sah albern aus, wie eine Person, der man etwas Unerwartetes gesagt hat, und die keine Antwort darauf finden kann. „Eine schöne Seele!" — dachten die Abderitinnen alle zugleich. — „Was für wunderliche Dinge der Mann aus fernen Landen mitgebracht hat! Eine schöne Seele! Dies ist noch über seine Affen und Papageien!"

„Aber mit allen diesen Subtilitäten," sagte der dicke Rathsherr, „kommen wir von der Hauptsache ab. Mir deucht, die Rede war von der schönen Helena aus Aethiopien, und ich möchte doch wohl hören, was die ehrlichen Leute so Schönes an ihr finden konnten?"

„Alles," antwortete Demokritus.

„So müssen sie gar keinen Begriff von Schönheit haben," sagte der Gelehrte.

„Um Vergebung," erwiederte der Erzähler; „weil diese äthiopische Helena der Gegenstand aller Wünsche war, so läßt sich sicher schließen, daß sie der Idee von Schönheit glich, die Jeder in seiner Einbildung fand."

„Sie sind aus der Schule des Parmenides?“ *) sagte der Gelehrte, indem er sich in eine streitbare Positur setzte.

„Ich bin nichts — als ich selbst, welches sehr wenig ist;“ erwiederte Demokritus halb erschrocken. „Wenn Sie dem Wort Idee gram sind, so erlauben Sie mir, mich anders auszudrücken. Die schöne Gulleru — so nannte man die Schwarze, von der wir reden — “

„Gulleru?“ riefen die Abderitinnen, indem sie in ein Gelächter ausbrachen, das kein Ende nehmen wollte; „Gulleru! welch ein Name! — Und wie ging es mit Ihrer schönen Gulleru?“ fragte die spitznasige Myris mit einem Blick und in einem Tone, der noch dreimal spitziger als ihre Nase war.

„Wenn Sie mir jemals die Ehre erweisen, mich zu besuchen,“ antwortete der Philosoph mit der ungezwungensten Höflichkeit, „so sollen Sie erfahren, wie es mit der schönen Gulleru gegangen ist. Jetzt muß ich diesem Herrn mein Versprechen halten. Die Gestalt der schönen Gulleru also —“

(„Der schönen Gulleru,“ wiederholten die Abderitinnen und lachten von Neuem; aber ohne daß Demokritus sich diesmal unterbrechen ließ.)

„— flößte zu ihrem Unglück den Jünglingen ihres Landes die stärkste Leidenschaft ein. Dies scheint zu beweisen, daß man sie schön gefunden habe; und ohne Zweifel lag der Grund, weswegen man sie schön fand, in allem dem, warum man sie nicht für häßlich hielt. Diese Aethiopier fanden also einen Unterschied zwischen dem, was ihnen schön und was ihnen nicht schön vorkam; und wenn zehn verschiedene Aethiopier in ihrem Urtheil von dieser Helena übereinstimmten, so kam es vermuthlich daher, weil sie einerlei Begriff von Schönheit und Häßlichkeit hatten.“

„Dies folgt nicht;“ sagte der abderitische Gelehrte; „konnte nicht unter zehn Jeder etwas anderes an ihr liebenswürdig finden?“

„Der Fall ist nicht unmöglich, aber er beweist nichts gegen mich. Gesetzt, der Eine hätte ihre kleinen Augen, ein Anderer ihre schwellenden Lippen, ein Dritter ihre großen Ohren bewundernswürdig gefunden: so setzt auch dies immer eine Vergleichung zwischen ihr und andern äthiopischen Schönen voraus. Die übrigen hatten Augen, Ohren und Lippen, so wohl wie Gulleru. Wenn man also die ihrigen schöner fand, so mußte man ein gewisses Modell der Schönheit haben, mit welchem man z. E. ihre Augen und andre

---

*) Parmenides von Elea wird für den Erfinder der Lehre von den Ideen oder wesentlichen Urbildern gehalten, welche Plato in sein System aufgenommen und sich so eigen gemacht hat, daß man sie gewöhnlich nach seinem Namen zu nennen pflegt.

Augen verglich; und dies ist Alles, was ich mit meinem Ideal sagen wollte."

„Indessen," erwiederte der Gelehrte, „werden Sie doch nicht behaupten wollen, daß diese Gulleru schlechterdings die schönste unter allen schwarzen Mädchen vor ihr, neben ihr und nach ihr gewesen sei? Ich meine, die Schönste in Vergleichung mit dem Modelle, wovon Sie sagten."

„Ich wüßte nicht, warum ich dies behaupten sollte," versetzte Demokritus.

„Es konnte also eine geben, die z. E. noch kleinere Augen, noch dickere Lippen, noch größere Ohren hatte?"

„Möglicher Weise, so viel ich weiß."

„Und in Absicht dieser letztern gilt ohne Zweifel die nämliche Voraussetzung, und so in's Unendliche. Die Aethiopier hatten also kein Modell der Schönheit; man müßte denn sagen, daß sich unendlich kleine Augen, unendlich dicke Lippen, unendlich große Ohren denken lassen?"

„Wie subtil die abderitischen Gelehrten sind!" dachte Demokritus. „Wenn ich eingestand," sagte er, „daß es ein schwarzes Mädchen geben könne, welche kleinere Augen oder dickere Lippen hätte als Gulleru, so sagte ich damit noch nicht, daß dieses schwarze Mädchen den Aethiopiern darum schöner hätte vorkommen müssen als Gulleru. Das Schöne hat nothwendig ein bestimmtes Maß, und was über solches ausschweift, entfernt sich ebenso davon, wie das, was unter ihm bleibt. Wer wird daraus, daß die Griechen in der Größe der Augen und in der Kleinheit des Mundes ein Stück der vollkommenen Schönheit setzen, den Schluß ziehen: eine Frau, deren Augapfel einen Daumen im Durchschnitt hielten, oder deren Mund so klein wäre, daß man Mühe hätte, einen Strohhalm hineinzubringen, müßte von den Griechen für desto schöner gehalten werden?"

Der Abderite war geschlagen, wie man sieht, und er fühlte es. Aber ein abderitischer Gelehrter hätte sich eher erdrosseln lassen, als so was einzugestehen. Waren nicht Philinnen und Lysandren und ein kurzer, dicker Rathsherr da, an deren Meinung von seinem Verstande ihm gelegen war? Und wie wenig kostete es ihm, Abderiten und Abderitinnen auf seine Seite zu bringen? — In der That wußte er nicht sogleich, was er sagen sollte. Aber in fester Zuversicht, daß ihm wohl noch was einfallen werde, antwortete er indessen durch ein höhnisches Lächeln, welches zugleich andeutete, daß er die Gründe seines Gegners verachte, und daß er im Begriff sei, den entscheidenden Streich zu führen. „Ist's möglich," rief er endlich in einem Ton, als ob dies die Antwort auf die letzte Rede des Demokritus sei,*)

*) Ein sehr gewöhnlicher Griff der abderitischen Gelehrten und Kunstrichter.

können Sie die Liebe zum Paradoxen so weit treiben, im Angesicht dieser Schönen zu behaupten, daß ein Geschöpf, wie Sie uns diese Gulleru beschrieben haben, eine Venus sei?"

„Sie haben vergessen," versetzte Demokrit sehr gelassen, „daß die Rede nicht von mir und diesen Schönen, sondern von Aethiopiern war. Ich behauptete nichts; ich erzählte nur, was ich gesehen hatte. Ich beschrieb Ihnen eine Schönheit nach äthiopischem Geschmack. Es ist nicht meine Schuld, wenn die griechische Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit ist. Auch seh' ich nicht, was mich berechtigen könnte, zwischen den Griechen und Aethiopiern zu entscheiden. Ich vermuthe, es könnte sein, daß beide Recht hätten."

Ein lautes Gelächter, dergleichen man aufschlägt, wenn Jemand etwas unbegreiflich Ungereimtes gesagt hat, wieherte dem Philosophen aus allen anwesenden Hälsen entgegen.

„Laß hören, laß doch hören," rief der dicke Rathsherr, indem er seinen Wanst mit beiden Händen hielt, „was unser Landsmann sagen kann, um zu beweisen, daß beide Recht haben! Ich höre für mein Leben gerne so was behaupten. Wofür hätte man auch sonst euch gelehrte Herren? — Die Erde ist rund; der Schnee ist schwarz; der Mond ist zehnmal so groß als der ganze Peloponnesus; Achilles kann keine Schnecke im Laufen einholen. — Nicht wahr, Herr Antistrepsiades? — Nicht wahr, Herr Demokritus? — Sie sehen, daß ich auch ein wenig in Ihre Mysterien eingeweiht bin. Ha, ha, ha!"

Die sämmtlichen Abderiten und Abderitinnen erleichterten sympathetischer Weise ihre Lungen abermals, und Herr Antistrepsiades, der einen Anschlag auf die Abendmahlzeit des jovialischen Rathsherrn gemacht hatte, unterstützte gefällig das allgemeine Gelächter mit lautem Händeklatschen.

Fünftes Kapitel.

Unerwartete Auflösung des Knotens, mit einigen neuen Beispielen von abderitischem Witz.

Demokritus war in der Laune, sich mit seinen Abderiten und den Abderiten mit sich Kurzweile zu machen. Zu weise, ihnen irgend eine von ihren National- oder Individualunarten übel zu nehmen, konnte er es sehr wohl leiden, daß sie ihn für einen überklugen Mann ansahen, der seinen abderitischen Mutterwitz auf seiner langen Wanderschaft verdünstet hatte, und nun zu nichts gut wäre, als ihnen mit seinen Einfällen und Grillen etwas zu lachen

zu geben. Er fuhr also, nachdem sich das Gelächter über den witzigen Einfall des dicken Rathsherrn endlich gelegt hatte, mit seinem gewöhnlichen Phlegma fort, wo ihn der kleine jovialische Mann unterbrochen hatte.

„Sagte ich nicht, wenn die griechische Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit sei, so könnte wohl sein, daß beide Theile Recht hätten?“

„Ja, ja, das sagten Sie, und ein Mann steht für sein Wort.“

„Wenn ich es gesagt habe, so muß ich's wohl behaupten; das versteht sich, Herr Antistrepsiades!“

„Wenn Sie können.“

„Bin ich etwa nicht auch ein Abderit? Und zudem brauch' ich hier nur die Hälfte meines Satzes zu beweisen, um das Ganze bewiesen zu haben: denn daß die Griechen Recht haben, darf nicht erst bewiesen werden; dies ist eine Sache, die in allen griechischen Köpfen schon längst ausgemacht ist. Aber daß die Aethiopier auch Recht haben, da liegt die Schwierigkeit! Wenn ich mit Sophismen fechten, oder mich begnügen wollte, meine Gegner stumm zu machen, ohne sie zu überzeugen; so würd' ich, als Anwalt der äthiopischen Venus, die ganze Streitfrage dem innern Gefühl zu entscheiden überlassen. Warum, würd' ich sagen, nennen die Menschen diese oder jene Figur, diese oder jene Farbe, schön? Weil sie ihnen gefällt. Gut; aber warum gefällt sie ihnen? Weil sie ihnen angenehm ist. Und warum ist sie ihnen angenehm? — O mein Herr, würde ich sagen, Sie müssen endlich aufhören zu fragen, oder — ich höre auf zu antworten. Ein Ding ist uns angenehm, weil es — einen Eindruck auf uns macht, der uns angenehm ist. Ich fordere alle ihre Grübler heraus, einen bessern Grund anzugeben. Nun würd' es lächerlich sein, einem Menschen abstreiten zu wollen, daß ihm angenehm sei, was ihm angenehm ist; oder ihm zu beweisen, er habe Unrecht, sich wohlgefallen zu lassen, was einen gefallenden Eindruck auf ihn macht. Wenn also die Figur einer Gullern seinen Augen wohl thut, so gefällt sie ihm, und wenn sie ihm gefällt, so nennt er sie schön, oder es müßte nur kein solches Wort in seiner Sprache sein.

„Und wenn — und wenn ein Wahnwitziger Pferdäpfel für Pfirschen äße?“ sagte Antistrepsiades.

„Pferdäpfel für Pfirschen! — gut gesagt, bei meiner Ehre! gut gesagt,“ rief der Rathsherr. „Knacken Sie das auf, Herr Demokritus?“ —

„Fi, Fi, doch, Demokritus,“ lispelte die schöne Myris, indem sie die Hand vor die Nase hielt; „wer wird auch von Pferdäpfeln reden? Schonen Sie wenigstens unserer Nasen!“

Jedermann sieht, daß sich die schöne Myris mit diesem Verweise an den witzigen Antistrepsiades hätte wenden sollen, der die

Pferdäpfel zuerst aufgetragen hatte, und an den Rathsherrn, der dem Demokritus gar zumuthete, sie aufzuknacken. Aber es war nun einmal darauf abgesehen, den Demokritus lächerlich zu machen; der Instinkt vertrat bei den sämmtlichen Anwesenden hierin die Stelle einer Verabredung, und Myris konnte diese schöne Gelegenheit zu einem Stich, der die Lacher auf ihre Seite brachte, unmöglich entwischen lassen. Denn gerade der Umstand, daß Demokrit, der ohnehin an den Pferdäpfeln des Antistrepsiades genug zu schlucken hatte, noch obendrein einen Verweis deswegen erhielt, kam den Abderiten und Abderitinnen so lustig vor, daß sie alle zugleich zu lachen anfingen, und sich völlig so gebehrdeten, als ob der Philosoph nun auf's Haupt geschlagen sei und gar nicht wieder aufstehen könne.

Zu viel ist zu viel. Der gute Demokritus hatte zwar in zwanzig Jahren viel erwandert: aber seitdem er aus Abdera gegangen war, war ihm kein zweites Abdera aufgestoßen; und nun, da er wieder drin war, zweifelte er zuweilen auf einen oder zwei Augenblicke, ob er irgendwo sei: Wie war es möglich, mit solchen Leuten fertig zu werden?

„Nun, Vetter?“ — sagte der Rathsherr, „kannst du die Pferdäpfel des Antistrepsiades nicht hinunter kriegen? Ha, ha, ha!“

Dieser Einfall war zu abderitisch, um die Zärtlichkeit der sämmtlichen gebogenen, stumpfen, viereckigen und spitzigen Nasen in der Gesellschaft nicht zu überwältigen.

Die Damen kicherten ein zirpendes Hi, hi, hi in das dumpfe donnernde Ha, ha, ha der Mannspersonen.

„Sie haben gewonnen,“ rief Demokritus; „und zum Zeichen, daß ich mein Gewehr mit guter Art strecke, sollen Sie sehen, ob ich die Ehre verdiene, ihr Landsmann und Vetter zu sein.“ Und nun fing er an, mit einer Geschicklichkeit, worin ihm kein Abderite gleich kam, von der untersten Note stufenweise Crescendo, bis zum Unisono mit dem Hi, hi der schönen Abderitinnen, ein Gelächter aufzuschlagen, dergleichen, so lang Abdera auf thracischem Boden stand, nie erhört worden war.

Anfangs machten die Damen Miene, als ob sie Widerstand thun wollten; aber es war keine Möglichkeit, gegen das verzweifelte Crescendo auszuhalten. Sie wurden endlich davon wie von einem reißenden Strom ergriffen; und da die Gewalt der Ansteckung noch dazu schlug, so kam es bald so weit, daß die Sache ernsthaft wurde. Die Frauenzimmer baten mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Aber Demokritus hatte keine Ohren, und das Gelächter nahm überhand. Endlich ließ er sich, wie es schien, bewegen, ihnen einen Stillstand zu bewilligen; allein in der That blos, damit sie die Peinigung, die er ihnen zugedacht, desto länger

aushalten könnten. Denn kaum waren sie wieder ein wenig zu Athem gekommen, so fing er die nämliche Tonleiter, eine Terze höher, noch einmal zu durchlachen an, aber mit so vielen eingemischten Trillern und Rouladen, daß sogar die runzlichten Beisitzer des Höllengerichts, Minos, Aeakus und Rhadamanthus, in ihrem höllenrichterlichen Ornat, aus der Fassung dadurch gekommen wären.

Zum Unglück hatten zwei oder drei von unsern Schönen nicht daran gedacht, ihre Personen gegen alle mögliche Folgen einer so heftigen Leibesübung in Sicherheit zu setzen. Scham und Natur kämpften auf Leben und Tod in den armen Mädchen. Vergeblich flehten sie den unerbittlichen Demokritus mit Mund und Augen um Gnade an; vergebens forderten sie ihre vom Lachen gänzlich erschlafften Sehnen zu einer letzten Anstrengung auf. Die tyrannische Natur siegte, und in einem Augenblicke sahe man den Saal, wo sich die Gesellschaft befand, unter *********.

Der Schrecken über eine so unversehene Naturerscheinung (die desto wunderbarer war, da das allgemeine Auffahren und Erstaunen der schönen Abderitinnen zu beweisen schien, daß es eine Wirkung ohne Ursache sei) unterbrach die Lacher auf etliche Augenblicke, um sogleich mit verdoppelter Gewalt wieder loszudrücken. Natürlicher Weise gaben sich die erleichterten Schönen alle Mühe, den besondern Antheil, den sie an dieser Begebenheit hatten, durch Grimassen von Erstaunen und Ekel zu verbergen, und den Verdacht auf ihre schuldlosen Nachbarinnen fallen zu machen, welche durch unzeitige, aber unfreiwillige Schamröthe den unverdienten Argwohn mehr als zu viel bestärkten. Der lächerliche Zank, der sich darüber unter ihnen erhob; Demokrit und Antistrepsiades, die sich boshafter Weise in's Mittel schlugen, und durch ironische Trostgründe den Zorn derjenigen, die sich unschuldig wußten, noch mehr aufreizten; und mitten unter ihnen allen der kleine dicke Rathsherr, der unter berstendem Gelächter einmal über das andere ausrief, daß er nicht die Hälfte von Thracien um diesen Abend nehmen wollte: alles dies zusammen machte eine Scene, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre, wenn es damals schon einen Hogarth gegeben hätte.

Wir können nicht sagen, wie lange sie gedauert haben mag: denn es ist eine von den Tugenden der Abderiten, daß sie nicht aufhören können. Aber Demokritus, bei dem alles seine Zeit hatte, glaubte, daß eine Komödie, die kein Ende nimmt, die langweiligste unter allen Kurzweilen sei. Er packte also alle die schönen Sachen, die er zur Rechtfertigung der äthiopischen Venus hätte sagen können, wofern er es mit vernünftigen Geschöpfen zu thun gehabt

hätte, ganz gelassen zusammen, wünschte den Abderiten und Abderitinnen — was sie nicht hatten, und ging nach Hause, nicht ohne Verwunderung über die gute Gesellschaft, die man anzutreffen Gefahr lief, wenn man — einen Rathsherrn von Abdera besuchte.

Sechstes Kapitel.

Eine Gelegenheit für den Leser, um sein Gehirn aus der schaukelnden Bewegung des vorigen Kapitels wieder in Ruhe zu setzen.

„Gute, kunstlose, sanftherzige Gulleru,“ — sagte Demokritus, da er nach Hause gekommen war, zu einer wohlgepflegten krauslockigen Schwarzen, die ihm mit offenen Armen entgegenwatschelte — „komm an meinen Busen, ehrliche Gulleru! Zwar bist du schwarz, wie die Göttin der Nacht; dein Haar ist wollicht, und deine Nase platt; deine Augen sind klein, deine Ohren groß, und deine Lippen gleichen einer aufgeborstenen Nelke. Aber dein Herz ist rein und aufrichtig und fröhlich, und fühlt mit der ganzen Natur. Du denkst nie Arges, sagst nie was Albernes, quälst weder andere, noch dich selbst, und thust nichts, was du nicht gestehen darfst. Deine Seele ist ohne Falsch, wie dein Gesicht ohne Schminke. Du kennst weder Neid, noch Schadenfreude; und nie hat sich deine ehrliche platte Nase gerümpft, um eines deiner Nebengeschöpfe zu höhnen oder in Verlegenheit zu setzen. Unbesorgt, ob du gefällst oder nicht gefällst, lebst du, in deine Unschuld eingehüllt, im Frieden mit dir selbst und der ganzen Natur; immer geschickt Freude zu geben und zu empfangen, und werth, daß das Herz eines Mannes an deinem Busen ruhe! Gute, sanftherzige Gulleru! Ich könnte dir einen andern Namen geben; einen schönen, klangreichen, griechischen Namen auf ane oder ide, arion oder erion: aber dein Name ist schön genug, weil er dein ist; und ich bin nicht Demokritus, oder die Zeit soll noch kommen, wo jedes ehrliche gute Herz dem Namen Gulleru entgegenschlagen soll!“

Gulleru begriff nicht allzuwohl, was Demokritus mit dieser empfindsamen Anrede haben wollte; aber sie sah, daß es eine Ergießung seines Herzens war, und so verstand sie gerade so viel davon, als sie vonnöthen hatte.

„War diese Gulleru seine Frau?“

„Nein.“

„Seine Beischläferin?“

„Nein.“

„Seine Sklavin?“

„Nach ihrem Anzug zu schließen nicht.“

„Wie war sie denn angezogen?“

„So gut, daß sie eine Fille d'honneur der Königin von Saba hätte vorstellen können. Schnüre von großen feinen Perlen zwischen den Locken, und um Hals und Arme; ein Gewand voll schön gebrochener Falten, von dünnem feuerfarbenem Atlas mit Streifen von welcher Farbe ihr wollt, unter ihrem Busen von einem reichgestickten Gürtel zusammengehalten, den eine Agraffe von Smaragden schloß; und — was weiß ich alles.“ —

„Der Anzug war reich genug.“

„Wenigstens können Sie mir glauben, daß, so wie sie war, kein Prinz von Senegal, Angola, Gambia, Congo und Loanga sie ungestraft angesehen hätte.“

„Aber —“

„Ich sehe wohl, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Fragen sind. — Wer war denn diese Gulleru? War es eben die, von welcher vorhin gesprochen wurde? Wie kam Demokritus zu ihr? Auf welchem Fuß lebte sie in seinem Hause? — Ich gesteh' es, dies sind sehr billige Fragen; aber sie zu beantworten, seh' ich vor der Hand keine Möglichkeit. Denken Sie nicht, daß ich hier den Verschwiegenen machen wolle, oder daß ein besonderes Geheimniß unter der Sache stecke. Die Ursache, warum ich sie nicht beantworten kann, ist die allersimpelste von der Welt. Tausend Schriftsteller befinden sich tausendmal in dem nämlichen Falle; nur ist unter Tausend kaum einer aufrichtig genug, in solchen Fällen die wahre Ursache zu bekennen. Soll ich Ihnen die meinige sagen? Sie werden gestehen, daß sie über alle Einwendung ist. Denn, kurz und gut, — ich weiß selbst kein Wort von allem dem, was Sie von mir wissen wollen; und da ich nicht die Geschichte der schönen Gulleru schreibe, so begreifen Sie, daß ich in Absicht auf diese Dame zu nichts verbunden bin. Sollte sich (was ich nicht vorhersehen kann) etwa in der Folge Gelegenheit finden, von Demokritus oder von ihr selbst etwas Näheres zu erkundigen: so verlassen Sie sich darauf, daß Sie alles von Wort zu Wort erfahren sollen.“

Siebentes Kapitel.

Patriotismus der Abderiten. Ihre Vorneigung für Athen, als ihre Mutterstadt. Ein paar Proben von ihrem Atticismus und von der unangenehmen Aufrichtigkeit des weisen Demokritus.

Demokritus hatte noch keinen Monat unter den Abderiten gelebt, als er ihnen, und zuweilen auch sie ihm, schon so unerträglich

waren, als Menschen einander sein müssen, die mit ihren Begriffen und Neigungen alle Augenblicke wider einander stoßen.

Die Abderiten hegten von sich selbst und von ihrer Stadt und Republik eine ganz außerordentliche Meinung. Ihre Unwissenheit alles dessen, was außerhalb ihrem Gebiet in der Welt Merkwürdiges sein oder geschehen möchte, war zugleich eine Ursache und eine Frucht dieses lächerlichen Dünkels. Daher kam es denn, durch eine sehr natürliche Folge, daß sie sich gar keine Vorstellung machen konnten, wie etwas recht oder anständig oder gut sein könnte, wenn es anders als zu Abdera war, oder wenn man zu Abdera gar nichts davon wußte. Ein Begriff, der ihren Begriffen widersprach, eine Gewohnheit, die von den ihrigen abging, eine Art zu denken oder etwas in's Auge zu fassen, die ihnen fremd war, hieß ihnen, ohne weitere Untersuchung, ungereimt und belachenswerth. Die Natur selbst schrumpfte für sie in den engen Kreis ihrer eigenen Thätigkeit zusammen; und wiewohl sie es nicht so weit trieben, sich, wie die Japaner, einzubilden, außer Abdera wohnten lauter Teufel, Gespenster und Ungeheuer: so sahen sie doch wenigstens den Rest des Erdbodens und seiner Bewohner als einen ihrer Aufmerksamkeit unwürdigen Gegenstand an; und wenn sie zufälliger Weise Gelegenheit bekamen, etwas Fremdes zu sehen oder zu hören, so wußten sie nichts damit zu machen, als sich darüber aufzuhalten, und sich selbst Glück zu wünschen, daß sie nicht wären wie andere Leute. Dies ging so weit, daß sie denjenigen für keinen guten Bürger hielten, der an einem andern Orte bessere Einrichtungen oder Gebräuche wahrgenommen hatte, als zu Hause. Wer das Glück haben wollte, ihnen zu gefallen, mußte schlechterdings so reden und thun, als ob die Stadt und Republik Abdera, mit allen ihren zugehörigen Stücken, Eigenschaften und Zufälligkeiten ganz und gar untadelich und das Ideal aller Republiken gewesen wäre.

Von dieser Verachtung gegen alles, was nicht abderitisch hieß, war die Stadt Athen allein ausgenommen; aber auch diese vermuthlich nur deswegen, weil die Abderiten, als ehemalige Tejer, ihr die Ehre erwiesen, sie für ihre Mutterstadt anzusehen. Sie waren stolz darauf, für das thracische Athen gehalten zu werden; und wiewohl ihnen dieser Name nie anders als spottweise gegeben wurde, so hörten sie doch keine Schmeichelei lieber als diese. Sie bemühten sich, die Athenienser in allen Stücken zu kopiren; und kopirten sie genau — wie der Affe den Menschen. Wenn sie, um lebhaft und geistreich zu sein, alle Augenblicke in's Possierliche fielen; wichtige Dinge leichtsinnig und Kindereien ernsthaft behandelten; das Volk oder ihren Rath um jeder Kleinigkeit willen zwanzigmal versammelten, um lange, alberne Reden pro und contra über Sachen zu halten, die ein Mann von alltäglichem Menschenverstand

in einer Viertelstunde besser als sie entschieden hätte; wenn sie unaufhörlich mit Projekten von Verschönerung und Vergrößerung schwanger gingen, und, so oft sie etwas unternahmen, immer erst mitten im Werke ausrechneten, daß es über ihre Kräfte gehe; wenn sie ihre halbthracische Sprache mit attischen Redensarten spickten, ohne den mindesten Geschmack eine ungeheure Passion für die Künste affektirten, und immer von Malerei und Statuen und Musik und Rednern und Dichtern schwatzten, ohne jemals einen Maler, Bildhauer, Redner oder Dichter, der des Namens werth war, gehabt zu haben; wenn sie Tempel bauten, die wie Bäder, und Bäder, die wie Tempel aussahen; wenn sie die Geschichte von Vulkans Netze in ihre Rathsstube, und den großen Rath der Griechen über die Zurückgabe der schönen Chryseis in ihre Akademie malen ließen: wenn sie in Lustspiele gingen, wo man sie zu weinen, und in Trauerspiele, wo man sie zu lachen machte; und in zwanzig ähnlichen Dingen glaubten die guten Leute — Athenienser zu sein, und waren — Abderiten.

„Wie erhaben der Schwung in diesem kleinen Gedicht ist, das Physignatus auf meine Wachtel gemacht hat!" sagte eine Abderitin. „Desto schlimmer!" sagte Demokritus.

„Sehen Sie", sprach der erste Archon von Abdera, „die Façade von diesem Gebäude, welches wir zu unserm Zeughause bestimmt haben? Sie ist von dem besten parischen Marmor. Gestehen Sie, daß Sie nie ein Werk von größerm Geschmack gesehen haben!"

„Es mag die Republik schönes Geld gekostet haben", antwortete Demokritus.

„Was der Republik Ehre macht, kostet nie zu viel", erwiederte der Archon, der in diesem Augenblick den zweiten Perikles in sich fühlte; „ich weiß, Sie sind ein Kenner, Demokritus: denn Sie haben immer an allem etwas auszusetzen. Ich bitte Sie, finden Sie mir einen Fehler an dieser Façade?"

„Tausend Drachmen für einen Fehler, Herr Demokritus!" rief ein junger Herr, der die Ehre hatte, ein Neffe des Archon zu sein, und vor kurzem von Athen zurückgekommen war, wo er sich aus einem abderitischen Bengel für die Hälfte seines Erbgutes zu einem attischen Gecken ausgebildet hatte.

„Die Façade ist schön", sagte Demokritus ganz bescheiden; „so schön, daß sie es auch zu Athen oder Korinth oder Syrakus sein würde. Ich sehe, wenn's erlaubt ist, es zu sagen, nur Einen Fehler an diesem prächtigen Gebäude."

„Einen Fehler?" — sprach der Archon, mit einer Miene, die sich nur ein Abderite, der ein Archon war, geben konnte.

„Einen Fehler! Einen Fehler!" wiederholte der junge Geck, indem er ein lautes Gelächter aufschlug.

„Darf man fragen, Demokritus, wie ihr Fehler heißt?“

„Eine Kleinigkeit“, versetzte Demokritus; „nichts, als daß man eine so schöne Façade — nicht sehen kann.“

„Nicht sehen kann? Und wie so?“

„Je, beim Anubis! wie wollen Sie, daß man sie vor allen den alten übelgebauten Häusern und Scheunen sehen soll, die hier ringsum zwischen die Augen der Leute und ihre Façade hingesetzt sind?“

„Diese Häuser standen lange, ehe Sie und ich geboren wurden,“ sagte der Archon.

Dergleichen Dialogen gab es, so lange der Philosoph unter ihnen lebte, alle Tage, Stunden und Augenblicke.

„Wie finden Sie diesen Purpur, Demokritus? Sie sind zu Tyrus gewesen; nicht wahr?“

„Ich wohl, Madame, aber dieser Purpur nicht; dies ist Coccinum, das Ihnen die Syrakuser aus Sardinien bringen und für tyrischen Purpur bezahlen lassen.“

„Aber wenigstens werden Sie doch diesen Schleier für indianischen Byssus von der feinsten Art gelten lassen?“

„Von der feinsten Art, schöne Atalanta, die man in Memphis und Pelusium verarbeiten läßt.“

Nun hatte sich der ehrliche Mann zwei Feindinnen in Einer Minute gemacht. Konnte aber auch was ärgerlicher sein, als eine solche Aufrichtigkeit?

Achtes Kapitel.

Vorläufige Nachricht von dem abderitischen Schauspielwesen. Demokritus wird genöthigt, seine Meinung davon zu sagen.

Die Abderiten wußten sich sehr viel mit ihrem Theater. Ihre Schauspieler waren gemeine Bürger von Abdera, die entweder von ihrem Handwerke nicht leben konnten, oder zu faul waren, eines zu lernen. Sie hatten keinen gelehrten Begriff von der Kunst, aber eine desto größere Meinung von ihrer eigenen Geschicklichkeit; und wirklich konnt' es ihnen an Anlage nicht fehlen, da die Abderiten überhaupt geborne Gaukler, Spaßmacher und Pantomimen waren, an denen immer jedes Glied ihres Leibes mitreden half, so wenig auch das, was sie sagten, zu bedeuten haben mochte.

Sie besaßen auch einen eigenen Schauspieldichter, Hyperbolus genannt, der, wenn man ihnen glaubte, ihre Schaubühne so weit gebracht hatte, daß sie der atheniensischen wenig nachgab. Er war im Komischen so stark als im Tragischen, und machte über-

dies die possirlichsten Satyrenspiele*) von der Welt, worin er seine eignen Tragödien so schnackisch parodirte, daß man sich, wie die Abderiten sagten, darüber bucklich lachen mußte. Ihrem Urtheile nach vereinigte er in seiner Tragödie den hohen Schwung und die mächtige Einbildungskraft des Aeschylus mit der Beredsamkeit und dem Pathos des Euripides, so wie in seinen Lustspielen des Aristophanes Laune und muthwilligen Witz mit dem feinen Geschmack und der Eleganz des Agathon. Die Behendigkeit, womit er seiner Werke entbunden wurde, war das Talent, worauf er sich am meisten zu gute that. Er lieferte jeden Monat seine Tragödie, mit einem kleinen Possenspielchen zur Zugabe. „Meine beste Komödie", sprach er, „hat mich nicht mehr als vierzehn Tage gekostet, und gleichwohl spielt sie ihre vier bis fünf Stunden wohlgezählt."

Da sei uns der Himmel gnädig! dachte Demokritus.

Nun drangen die Abderiten immer von allen Seiten in ihn, seine Meinung von ihrem Theater zu sagen; und so ungern er sich mit ihnen über ihren Geschmack in Wortwechsel einließ, so konnt' er doch auch nicht von sich erhalten, ihnen zu schmeicheln, wenn sie ihm sein Urtheil mit gesammter Hand abnöthigten.

„Wie gefällt Ihnen diese neue Tragödie?"

„Das Süjet ist glücklich gewählt. Was müßte der Autor auch sein, der einen solchen Stoff ganz zu Grunde richten sollte."

„Fanden Sie sie nicht sehr rührend?"

„Ein Stück könnte in einigen Stellen sehr rührend, und doch ein sehr elendes Stück sein", sagte Demokritus. „Ich kenne einen Bildhauer von Sicyon, der die Wuth hat, lauter Liebesgöttinnen zu schnitzen.

Diese sehen überhaupt sehr gemeinen Dirnen gleich; aber sie haben alle die schönsten Beine von der Welt. Das ganze Geheimniß von der Sache ist, daß der Mann seine Frau zum Modelle nimmt, die, zum Glücke für seine Venusbilder, wenigstens die Beine schön hat. So kann dem schlechtesten Dichter zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es sich gerade zutrifft, daß er verliebt ist, oder einen Freund verloren hat, oder daß ihm sonst ein Zufall zugestoßen ist, der sein Herz in eine Fassung setzt, die es ihm leicht macht, sich an den Platz der Person, die er reden lassen soll, zu stellen."

„Sie finden also die Hekuba unsers Dichters nicht vortrefflich?"

„Ich finde, daß der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Aeschylus, bald dem Sophokles, bald dem

---

*) Griechische Possenspiele, die mit der Opera buffa der Welschen einige Aehnlichkeit hatten, und wovon uns der Cyklops des Euripides, das einzige übrig gebliebene Stück dieser Art, einen Begriff gibt.

Euripides, ausgerupften Federn, womit er seine Blöße zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen- und Fasanenfedern ausputzt. Ueberhaupt fordre ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daß er mir für meinen Beifall ein vortreffliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daß er mir für mein Geld ein paar gute Stiefeln liefere; und wiewohl ich gerne gestehe, daß es schwerer ist, ein gutes Trauerspiel, als gute Stiefeln zu machen: so bin ich darum nicht weniger berechtiget, von jedem Trauerspiel zu verlangen, daß es alle Eigenschaften habe, die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel, daß er alles habe, was zu einem guten Stiefel gehört."

„Und was gehört denn, Ihrer Meinung nach, zu einem wohlgestiefelten Trauerspiel?" fragte ein junger abderitischer Patricius, herzlich über den guten Einfall lachend, der ihm, wie er glaubte, entfahren war.

Demokritus sprach mit einem kleinen Kreise von Personen, die ihm zuzuhören schienen, und fuhr, ohne auf die Frage des witzigen jungen Herrn Acht zu haben, fort: „Die wahren Regeln der Kunstwerke", sprach er, „können nie willkürlich sein. Ich fordre nichts von einem Trauerspiele, als was Sophokles von den seinigen fordert; und dies ist weder mehr noch weniger, als die Natur und Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen wohldurchgedachten Plan, worin der Dichter alles vorausgesehen, alles vorbereitet, alles natürlich zusammengefügt, alles auf Einen Punkt geführt hat; worin jeder Theil ein unentbehrliches Glied, und das Ganze ein wohlorganisirter, schöner, frei und edel sich bewegender Körper ist! Keine langweilige Exposition, keine Episoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden, deren Ende man mit Ungeduld herbeigähnt, keine Handlungen, die nicht zum Hauptzwecke arbeiten! Interessante, aus der Natur genommene Charaktere, veredelt, aber so, daß man die Menschheit in ihnen nie verkenne; keine übermenschlichen Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Personen, die immer ihren eignen Individualbegriffen und Empfindungen gemäß reden und handeln; immer so, daß man fühlt, nach ihrem besondern Charakter, nach allen ihren vorhergehenden und gegenwärtigen Umständen und Bestimmungen, müssen sie im gegebenen Falle so reden, so handeln, oder aufhören zu sein, was sie sind. Ich fordre, daß der Dichter nicht nur die menschliche Natur kenne, in so fern sie das Modell aller seiner Nachbildungen ist; ich fordre, daß er auch auf die Zuschauer Rücksicht nehme, und genau wisse, durch welche Wege man sich

ihres Herzens Meister macht; daß er jeden starken Schlag, den er auf solches thun will, unvermerkt vorbereite; daß er wisse, wenn es genug ist, und, eh er uns durch einerlei Eindrücke völlig ermüdet, oder einen Affekt bis zu dem Grade, wo er peinigend zu werden anfängt, in uns erregt, dem Herzen kleine Ruhepunkte zur Erholung gönne, und die Regungen, die er uns mittheilt, ohne Nachtheil der Hauptwirkung, zu vermannichfaltigen wisse. Ich fordre von ihm eine schöne, und ohne Aengstlichkeit mit äußerstem Fleiße polirte Sprache; einen immer warmen kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, ohne jemals zu schwellen, noch zu sinken, stark und nervicht, ohne rauh und steif zu werden, glänzend, ohne zu blenden; wahre Heldensprache, die immer der lebende Ausdruck einer großen Seele und unmittelbar vom gegenwärtigen Gefühl eingegeben ist, nie zu viel, nie zu wenig sagt, und, gleich einem dem Körper angegossenen Gewand, immer den eigenthümlichen Geist des Redenden durchscheinen läßt. Ich fordre, daß Derjenige, der sich unterwindet, Helden reden zu lassen, selbst eine große Seele habe; und indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden verwandelt worden ist, alles, was er ihm in den Mund legt, in seinem eignen Herzen finde. Ich fordre —"

„O, Herr Demokritus," — riefen die Abderiten, die sich nicht länger zu halten wußten — „Sie können, da Sie nun einmal im Fordern sind, alles fordern, was Ihnen beliebt. In Abdera läßt man sich mit wenigerm abfinden. Wir sind zufrieden, wenn uns ein Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen oder weinen macht, ist in unsern Augen ein göttlicher Mann, mag er es doch anfangen, wie er selbst will. Dies ist seine Sache, nicht die unsrige! Hyperbolus gefällt uns, rührt uns, macht uns Spaß; und gesetzt auch, daß er uns mitunter gähnen macht, so bleibt er doch immer ein großer Dichter! Brauchen wir eines weitern Beweises?"

„Die Schwarzen an der Goldküste," sagte Demokritus, „tanzten mit Entzücken zum Getöse eines armseligen Schaffells und etlicher Bleche, die sie gegen einander schlagen. Gebt ihnen noch ein paar Kuhschellen und eine Sackpfeife dazu, so glauben sie im Elysium zu sein. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um euch, da ihr noch Kinder waret, durch ihre Erzählungen zu rühren? Das albernste Märchen, in einem kläglichen Tone hergeleiert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daß die Musik der Schwarzen vortrefflich, oder ein Ammenmärchen gleich ein herrliches Werk ist?"

„Sie sind sehr höflich, Demokritus —"

„Um Vergebung! Ich bin so unhöflich, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen; und so eigensinnig, daß ich nie gestehen werde, alles sei schön und vortrefflich, was man so zu nennen beliebt."

„Aber das Gefühl eines ganzen Volkes wird doch mehr gelten, als der Eigendünkel eines Einzigen?“

„Eigendünkel? Das ist es eben, was ich aus den Künsten der Musen verbannt sehen möchte. Unter allen den Forderungen, wovon die Abderiten ihren Günstling Hyperbolus so gütig loszählen, ist keine einzige, die nicht auf die strengste Gerechtigkeit gegründet wäre. Aber das Gefühl eines ganzen Volkes, wenn es kein gelehrtes Gefühl ist, kann und muß in unzähligen Fällen betrüglich sein.“

„Wie, zum Henker! (rief ein Abderite, der mit seinem Gefühl sehr wohl zufrieden schien), Sie werden uns am Ende wohl gar noch unsre fünf Sinne streitig machen?“

„Das verhüte der Himmel!“ antwortete Demokritus. „Wenn Sie so bescheiden sind, keine weitere Ansprüche zu machen, als auf fünf Sinne, so wär' es die größte Ungerechtigkeit, Sie im ruhigen Besitze derselben stören zu wollen. Fünf Sinne sind allerdings, zumal wenn man alle fünfe zusammennimmt, vollgültige Richter in allen Dingen, wo es darauf ankömmt, zu entscheiden, was weiß oder schwarz, glatt oder rauh, weich oder hart, dick oder dünn, bitter oder süß ist. Ein Mann, der nie weiter geht, als ihn seine fünf Sinne führen, geht immer sicher; und in der That, wenn euer Hyperbolus dafür sorgen wird, daß in seinen Schauspielen jeder Sinn ergötzt und keiner beleidigt werde, so stehe ich ihm für die gute Aufnahme, und wenn sie noch zehnmal schlechter wären, als sie sind.“

Wäre Demokritus zu Abdera weiter nichts gewesen, als was Diogenes zu Korinth war, so möchte ihm die Freiheit seiner Zunge vielleicht einige Ungelegenheit zugezogen haben. Denn so gerne die Abderiten über wichtige Dinge spaßten, so wenig konnten sie ertragen, wenn man sich über ihre Puppen und Steckenpferde lustig machte. Aber Demokritus war aus dem besten Hause in Abdera, und was noch mehr zu bedeuten hat, er war reich. Dieser doppelte Umstand machte, daß man ihm nachsah, was man einem Philosophen in zerrissenem Mantel schwerlich zu gut gehalten hätte. „Sie sind auch ein unerträglicher Mensch, Demokritus!“ schnarrten die schönen Abderitinnen, und — ertrugen ihn doch.

Der Poet Hyperbolus machte noch am nämlichen Abend ein entsetzliches Sinngedicht auf den Philosophen. Des folgenden Morgens lief es bei allen Putztischen herum; und in der dritten Nacht ward es in allen Gassen von Abdera gesungen. Denn Demokritus hatte eine Melodie dazu gesetzt.

Neuntes Kapitel.

Gute Gemüthsart der Abderiten, und wie sie sich an dem Philosophen Demokritus wegen seiner Unhöflichkeit zu rächen wissen. Eine seiner Strafpredigten zur Probe. Die Abderiten machen ein Gesetz gegen alle Reisen, wodurch ein abderitisches Mutterkind hätte klüger werden können. Merkwürdige Art, wie der Nomophylax Gryllus eine aus diesem Gesetz entstandene Schwierigkeit auflöst.

Es ist ordentlicher Weise eine gefährliche Sache, mehr Verstand zu haben, als seine Mitbürger. Sokrates mußt' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Aristoteles mit ganzer Haut davon kam, als ihn der Oberpriester Eurymedon zu Athen der Ketzerei anklagte, so kam es blos daher, weil er sich in Zeiten aus dem Staube machte. „Ich will den Atheniensern keine Gelegenheit geben," sagte er, „sich zum zweiten Male an der Philosophie zu versündigen*).

Die Abderiten waren bei allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können als Nestor. Sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über seine vermeintliche Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokritus ging so scharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jovialisches Volk die Geduld dabei verloren hätte. Gleichwohl bestand alle Rache, die sie an ihm nahmen, darin, daß sie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben so übel von ihm sprachen, als er von ihnen, alles tadelten, was er unternahm, alles lächerlich fanden, was er sagte, und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Philosophen durch den Sinn fahren," sagten sie; „man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles besser wisse als wir" — und, dieser weisen Maxime zufolge, begingen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten, wie viel sie dabei gewonnen hätten, wenn es ihn verdrösse. Zum Unglück verfehlten sie darin ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokritus lachte dazu, und wurde, aller ihrer Neckereien wegen, nicht einen Augenblick früher grau. „O die Abderiten, die Abderiten!" rief er zuweilen; „da haben sie sich wieder selbst eine Ohrfeige gegeben, in Hoffnung, daß es mir weh thun werde!"

„Aber (sagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menschen schlimmer daran sein? Ueber alles in der Welt ist er andrer

---

*) *Aelian.* Var. Hist. III. 36.

Meinung, als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas auszusetzen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!"

„Aber, wenn ihr nun immer Unrecht habt?" antwortete Demokritus. — „Und laßt doch einmal sehen, wie es anders sein könnte! Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken; und über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele unter euch haben sich die Mühe gegeben, den Grund zu erforschen, warum sie etwas wahr oder gut oder schön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen ist euch alles gut und schön, was eure Sinnen kitzelt, was euch gefällt. Und auf was für kleinfügige, oft gar nicht zur Sache gehörende, Ursachen und Umstände kömmt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht? Wie verlegen würdet ihr oft sein, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dies liebt und jenes hasset? Grillen, Launen, Eigensinn, die Gewohnheit, euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und was sie euch vorgepfiffen haben, nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bei euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freiheit in den Kopf gesetzt. Eure Kinder von drei oder vier Jahren haben freilich den nämlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freies Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden." „Warum sollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und hassen, wie es uns beliebt? bewundern oder verachten, was uns beliebt? Wer hat ein Recht, uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsre Neigungen vor seinen Richterstuhl zu fordern!" — „Nun dann, meine lieben Abderiten, so denkt und faselt, liebt und haßt, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Begeht Thorheiten so oft und so viel euch beliebt! Macht euch lächerlich, wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Besitze des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen und zu reiten, stören zu wollen. Gesetzt auch, eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, sähe von vorn und von hinten einem Oechslein oder Eselein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und Niemand unglücklich machen, was geht es andre Leute an, daß es Thorheiten sind? Warum sollte nicht der hochweise Rath von Abdera, in feierlicher Prozession, einer hinter dem andern, vom Rathhause bis zum Tempel der Latona Burzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet

ihr euer bestes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig, wie diese; und wenn ich sehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müßt' ich euer Freund nicht sein, wenn ich stille dazu schweigen könnte. Zum Exempel, euer Frosch- und Mäusekrieg mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste, der jemals angefangen wurde, um der albernsten Ursache von der Welt, um einer Tänzerin, willen? — Es fiel in die Augen, daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures bösen Dämons waret, da ihr ihn beschlosset. Allein, alles half nichts, was man euch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtigt werden; und wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seid, so schien euch nichts leichters, als euch von der ganzen Insel Meister zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Nase daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen sein, wenn ihr nur wenigstens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Aphron zum Feldherrn zu machen, ohne daß sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließ, als weil eure Weiber fanden, daß er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sei; und — über dem Vergnügen, einen großen feuerfarbenen Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daß es nicht um ein Lustgefechte zu thun war: dies, leugnet's nur nicht, dies war ein Abderitenstreich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, eurer Galeeren und eurer besten Mannschaft bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athenienser*), die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so sinnreiche Streiche, und zuweilen mit eben so glücklichem Ausgang zu spielen pflegen?"

In diesem Tone sprach Demokritus mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dies sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es," sagten sie, „wenn man naseweisen Jünglingen erlaubt, in der weiten Welt herum zu reisen, um sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe als Kosmopoliten zurückzukommen, die alles besser wissen, als ihre Großväter, und alles

*) Die Athenienser hatten zu ihrem Kriege mit Megara keinen bessern Grund (wenn man dem Aristophanes glauben dürfte), als daß etliche junge Herren von Megara, um die Entführung einer megarischen Courtisane zu rächen, ein paar junge Dirnen von der nämlichen Profession aus Aspasiens Pflanzschule entführt hatten. Aspasia vermochte Alles über den Perikles, Perikles Alles in Athen, und so wurde den Megarern der Krieg angekündigt. Plutarch im Leben des Perikles.

anderswo besser gesehen haben, als zu Hause. Die alten Aegyptier, die Niemand reisen ließen, ehe er wenigstens fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute."

Und eilends gingen die Abderiten hin, und machten ein Gesetz: daß kein Abderitensohn hinfür weiter als bis an den korinthischen Isthmus, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters von altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen," sagte das Dekret: „aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe *) sie angetroffen, wie sie gegessen und wie viel sie bezahlen müssen, damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprießlichen Geheimnachrichten zu Nutzen machen können. Ferner soll, wie das Dekret weiter sagt, zu Ersparung der Unkosten eines allzu langen Aufenthaltes an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abderite in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimisch, kann ihm am besten sagen, was da Merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heißen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind: dies bemerkt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läßt sich in zwei oder drei Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen."

Zum Unglück für dieses weise Dekret befanden sich zwei abderitische junge Herren von großer Wichtigkeit eben außer Landes, als es abgefaßt, und, nach alter Gewohnheit, dem Volk auf den Hauptplätzen der Stadt vorgesungen wurde. Der eine war der Sohn eines Krämers, der, durch Geiz und niederträchtige Kunstgriffe in seinem Gewerbe, binnen vierzig Jahren ein beträchtliches Vermögen zusammengekratzt, und in Kraft desselben seine Tochter (das häßlichste und dümmste Thierchen von ganz Abdera) kürzlich an einen Neffen des kleinen dicken Rathsherrn, dessen oben rühmliche Erwähnung gethan worden, verheiratet hatte. Der andere war der einzige Sohn des Nomophylax, und sollte, um seinem Vater je bälder je lieber in diesem Amte beigeordnet werden zu können, nach Athen reisen, und sich mit dem Musikwesen daselbst genauer bekannt machen; während daß der Erbe des Krämers, der ihn begleiten wollte, mit den Putzmacherinnen und Sträußermädchen allda genauere Bekanntschaft zu machen gesonnen war. Nun hatte das Dekret an den besondern Fall, worin sich diese jungen Herren befanden, nicht gedacht.

*) Ob diese Stelle, der Gasthöfe wegen, für unächt und eingeschoben zu halten sei, überläßt man dem Urtheile Derjenigen, welche die Rem cauponariam Veterum grundlich untersucht haben.

Die Frage war also, was zu thun sei? Ob man auf eine Modifikation des Gesetzes antragen, oder beim Senat blos um Dispensation für den vorliegenden Fall ansuchen sollte? — „Keines von beiden," sagte der Nomophylax, der eben mit der Komposition eines neuen Tanzes auf das Fest der Latona fertig, und außerordentlich mit sich selbst zufrieden war. „Um etwas am Gesetze selbst zu ändern, müßte man das Volk deswegen zusammenberufen; und dies würde unsern Mißgünstigen nur Gelegenheit geben, die Mäuler aufzureißen. Was die Dispensation betrifft, so ist zwar an dem, daß man die Gesetze meistens um der Dispensationen willen macht; und ich zweifle nicht, daß der Senat uns ohne Schwierigkeit zugestehen würde, was Jeder, in ähnlichen Fällen, kraft des Gegenrechts fordern zu können wünscht. Indessen hat doch jede Befreiung das Ansehen einer erwiesenen Gnade; und wozu haben wir nöthig, uns Verbindlichkeiten aufzuhalsen? Das Gesetz ist ein schlafender Löwe, bei dem man, so lang er nicht aufgeweckt wird, so sicher als bei einem Lamme vorbeischleichen kann. Und wer wird die Unverschämtheit oder die Verwegenheit haben, ihn gegen den Sohn des Nomophylax aufzuwecken?"

Dieser Beschirmer der Gesetze war, wie wir sehen, ein Mann, der von den Gesetzen und von seinem Amte sehr verfeinerte Begriffe hatte, und sich der Vortheile, die ihm das letztere gab, fertig zu bedienen wußte. Sein Name verdient aufbehalten zu werden. Er nannte sich Gryllus, des Cyniskus Sohn.

Zehntes Kapitel.

Demokritus zieht sich auf's Land zurück und wird von den Abderiten fleißig besucht. Allerlei Raritäten und eine Unterredung vom Schlaraffenlande der Sittenlehrer.

Demokritus hatte sich, da er in sein Vaterland zurückkam, mit dem Gedanken geschmeichelt, daß er demselben, mittelst alles dessen, um was sich sein Verstand und sein Herz indessen gebessert hatte, nützlich werden könnte. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß es mit den abderitischen Köpfen so gar übel stünde, als er es nun wirklich befand. Aber da er sich einige Zeit unter ihnen aufgehalten, sah er augenscheinlich, daß es ein eitles Unternehmen gewesen wäre, sie verbessern zu wollen. Alles war bei ihnen so verschoben, daß man nicht wußte, wo man die Verbesserung anfangen sollte. Jeder ihrer Mißbräuche hing an zwanzig andern; es war unmöglich, einen davon abzustellen, ohne den ganzen Staat umzuschaffen. Eine gute Seuche (dachte er), welche das ganze Völkchen — bis auf etliche

Dutzend Kinder, die gerade groß genug wären, um der Ammen entbehren zu können — von der Erde vertilgte, wäre das einzige Mittel, das der Stadt Abdera helfen könnte; den Abderiten ist nicht zu helfen!

Er beschloß also, sich mit guter Art von ihnen zurückzuziehen, und ging ein kleines Gut zu bewohnen, das er in der Gegend von Abdera besaß, und mit dessen Benutzung und Verschönerung er die Stunden beschäftigte, die ihm sein Lieblingsstudium, die Erforschung der Naturwirkungen, übrig ließ. Aber zum Unglück für ihn lag dies Landgut zu nah bei Abdera. Denn weil die Lage desselben ungemein schön, und der Weg dahin einer der angenehmsten Spaziergänge war: so sah er sich alle Tage Gottes von einem Schwarm von Abderiten und Abderitinnen, lauter Vettern und Basen, heimgesucht, welche das schöne Wetter und den angenehmen Spaziergang zum Vorwande nahmen, ihn in seiner glücklichen Einsamkeit zu stören.

Wiewohl Demokritus den Abderiten wenigstens eben so wenig gefiel, als sie ihm, so war doch die Wirkung davon sehr verschieden. Er floh sie, weil sie ihm Langeweile machten, und sie suchten ihn, weil sie sich die Zeit dadurch vertrieben. Er wußte die seinige anzuwenden; sie hingegen hatten nichts Bessers zu thun.

„Wir kommen, Ihnen in Ihrer Einsamkeit die Zeit kürzen zu helfen," sagten die Abderiten. — „Ich pflege in meiner eigenen Gesellschaft sehr kurze Zeit zu haben," sagte Demokritus.

„Aber wie ist es möglich, daß man immer so allein sein kann," rief die schöne Pithöka. „Ich würde vor Langerweile vergehen, wenn ich einen einzigen Tag leben sollte, ohne Leute zu sehen."

„Sie versprachen sich; von Leuten gesehen zu werden, meinen Sie," sagte Demokritus.

„Aber woher nehmen Sie auch, daß Demokritus Langeweile hat; sein ganzes Haus ist mit Seltenheiten angefüllt. Mit Ihrer Erlaubniß, Demokritus — lassen Sie uns doch alle die schönen Sachen sehen, die Sie auf Ihrer Reise gesammelt haben."

Nun ging das Leiden des armen Einsiedlers erst recht an. Er hatte in der That eine schöne Sammlung von Naturalien aus allen Reichen der Natur; ausgestopfte Thiere, Vögel, Fische, Schmetterlinge, Muscheln, Versteinerungen, Erze u. s. w. Alles war den Abderiten neu; Alles erregte ihr Erstaunen. Der gute Naturforscher wurde in einer Minute mit so viel Fragen übertäubt, daß er, wie die Fama, aus lauter Ohren und Zungen hätte zusammengesetzt sein müssen, um auf alles antworten zu können.

„Erklären Sie uns doch, was dieses ist? wie es heißt? woher es ist? wie es zugeht? warum es so ist?"

Demokritus erklärte so gut er konnte und wußte; aber den Abderiten wurde nichts klärer dadurch; es war ihnen vielmehr, als be-

griffen sie immer weniger von der Sache, je mehr er sie erklärte. Seine Schuld war es nicht!

„Wunderbar! Unbegreiflich! Sehr wunderbar!" war ihr ewiger Gegenklang.

„So natürlich als etwas in der Welt!" erwiederte Demokritus ganz kaltsinnig.

„Sie sind gar zu bescheiden, Demokritus; oder vermuthlich wollen Sie nur, daß man Ihnen desto mehr Komplimente über Ihren guten Geschmack und über Ihre großen Reisen machen soll?" —

„Setzen Sie sich deswegen in keine Unkosten, meine Herren; ich nehme Alles für empfangen an."

„Aber es mag doch eine angenehme Sache sein, so tief in die Welt hinein zu reisen?" — sagte ein Abderit.

„Und ich dächte gerade das Gegentheil," sprach ein anderer. — „Nehmen Sie alle die Gefahren und Beschwerlichkeiten, denen man täglich ausgesetzt ist; die schlimmen Straßen, die schlechten Gasthöfe, die Sandbänke, die Schiffbrüche, die wilden Thiere, Krokodile, Einhörner, Greifen und geflügelten Löwen, von denen in der Barbarei alles wimmelt."

„Und dann, was hat man am Ende davon (fiel ein Matador von Abdera ein), wenn man gesehen hat, wie groß die Welt ist? Ich dächte, das Stück, das ich selbst davon besitze, käme mir dann so klein vor, daß ich keine Freude mehr daran haben könnte."

„Aber rechnen Sie für nichts, so viel Menschen zu sehen?" — erwiederte der Erste.

„Und was sieht man denn da? Menschen! Die konnte man zu Hause sehen. Es ist allenthalben wie bei uns."

„Ei, hier ist gar ein Vogel ohne Füße," rief ein junges Frauenzimmer.

„Ohne Füße? — Und der ganze Vogel nur eine einzige Feder! das ist erstaunlich!" — sprach eine andere. „Begreifen Sie das?"

„Ich bitte Sie, Demokritus, erklären Sie uns, wie er gehen kann, da er keine Füße hat?"

„Und wie er mit einer einzigen Feder fliegt?"

„O, was ich am liebsten sehen möchte," sagte eine von den Basen, „das wäre ein lebendiger Sphinx! Sie müssen deren wohl viele in Aegypten gefunden haben?"

„Aber ist's möglich, ich bitte Sie, daß die Weiber und Töchter der Gymnosophisten in Indien — wie man sagt — Sie verstehen mich doch, was ich fragen will?"

„Nicht ich, Frau Salabanda."

„O, Sie verstehen mich gewiß! Sie sind ja in Indien gewesen? Sie haben die Weiber der Gymnosophisten gesehen?"

„O ja, und Sie können mir glauben, daß die Weiber der Gymnosophisten weder mehr noch weniger sind, als die Weiber der Abderiten.“

„Sie erweisen uns viel Ehre. Aber dies ist nicht, was ich wissen wollte. Ich frage, ob es wahr ist, daß Sie — (hier hielt Frau Salabanda eine Hand vor ihren Busen, und die andere — kurz, sie setzte sich in die Attitüde *) der mediceischen Venus, um dem Philosophen begreiflich zu machen, was sie wissen wollte). Nun verstehen Sie mich doch?“ sagte sie.

„Ja, Madam, die Natur ist nicht karger gegen Sie gewesen, als gegen andere. Welch eine Frage das ist!“

„Sie wollen mich nicht verstehen, Demokritus; ich dächte doch, ich hätte Ihnen deutlich genug gesagt, daß ich wissen möchte, ob es wahr sei, daß sie — weil Sie doch wollen, daß ich's Ihnen unverblümt sage — so nackend gehen, als sie auf die Welt kommen?“

„Nackend!“ — riefen die Abderitinnen alle auf einmal. „Da wären sie ja noch unverschämter, als die Mädchen in Sparta! Wer wird auch so was glauben?“

„Sie haben Recht,“ sagte der Naturforscher; „die Weiber der Gymnosophisten sind weniger nackend, als die Weiber der Griechen in ihrem vollständigsten Anzuge: sie sind vom Kopf bis zu den Füßen in ihre Unschuld und in die öffentliche Ehrbarkeit eingehüllt **).“

„Wie meinen Sie das?“

„Kann ich mich deutlicher erklären?“

„Ach, nun versteh' ich Sie! Es soll ein Stich sein? Aber Sie scherzen doch wohl nur mit ihrer Ehrbarkeit und Unschuld. Wenn die Weiber der Gymnosophisten nicht haltbarer gekleidet sind, so — müssen sie entweder sehr häßlich, oder ihre Männer sehr frostig sein.“

„Keines von beiden. Ihre Weiber sind wohlgebildet, und ihre Kinder gesund und voller Leben; ein unverwerfliches Zeugniß zu Gunsten ihrer Väter, däucht mich!“

„Sie sind ein Liebhaber von Paradoxen, Demokritus,“ sprach der Matador; „aber Sie werden mich in Ewigkeit nicht überreden,

---

*) Ein fremdes Wort! Ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage, noch Stellung, noch Geberde drückt das aus, was Attitüde; und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genöthigt bleiben, fremde zu borgen. Und von wem können wir solchen Falls schicklicher borgen als von derjenigen lebenden Sprache, welche die polirteste und allgemeinste ist? So machten es die alten Römer mit der griechischen; und warum sollten deutsche Schriftsteller, mit gleicher Bescheidenheit, nicht thun dürfen, was sogar Cicero, dem seine Muttersprache so viel zu danken hatte, für erlaubt hielt?

**) Die öffentliche Ehrbarkeit diente ihnen statt eines Schleiers, sagt, ich weiß nicht welcher Alter, von den spartanischen Töchtern.

daß die Sitten eines Volkes desto reiner seien, je nackender die Weiber desselben sind."

„Wenn ich ein so großer Liebhaber von Paradoxen wäre, als man mich beschuldigt, so würd' es mir vielleicht nicht schwer fallen, Sie dessen durch Beispiele und Gründe zu überführen. Aber ich bin dem Gebrauch der Gymnosophistinnen nicht günstig genug, um mich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Auch war meine Meinung gar nicht, das zu sagen, was mich der scharfsinnige Kratylus sagen läßt. Die Weiber der Gymnosophisten scheinen mir nur zu beweisen, daß Gewohnheit und Umstände in Gebräuchen dieser Art alles entscheiden. Die spartanischen Töchter, weil sie kurze Röcke, und die am Indus, weil sie gar keine Röcke tragen, sind darum weder unehrbarer noch größerer Gefahr ausgesetzt, als diejenigen, die ihre Tugend in sieben Schleier einwickeln. Nicht die Gegenstände, sondern unsere Meinungen von denselben sind die Ursache unordentlicher Leidenschaften. Die Gymnosophisten, welche keinen Theil des menschlichen Körpers für unedler halten als den andern, sehen ihre Weiber, wiewohl sie blos in ihr angebornes Fell gekleidet sind, für eben so gekleidet an, als die Scythen die ihrigen, wenn sie ein Tigerkatzenfell um die Lenden hangen haben."

„Ich wünsche nicht, daß Demokritus mit seiner Philosophie soviel über unsere Weiber vermöchte, daß sie sich solche Dinge in den Kopf setzten," sagte ein ehrenfester steifer Abderit, der mit Pelzwaaren handelte. „Ich auch nicht," sagte ein Leinwandhändler. „Ich wahrlich auch nicht," sagte Demokritus, „wiewohl ich weder mit Pelzen noch Leinwand handle."

„Aber eins erlauben Sie mir noch zu fragen," lispelte die Base, die so gerne lebendige Sphinxe gesehen haben möchte. „Sie sind in der ganzen Welt herumgekommen; und es soll da viele wunderbare Länder geben, wo alles anders ist, als bei uns —"

(„Ich glaube kein Wort davon," murmelte der Rathsherr, indem er, wie Homers Jupiter, das ambrosische Haar auf seinem weisheitschwangern Kopfe schüttelte.)

„Sagen Sie mir doch, in welchem unter allen diesen Ländern es Ihnen am besten gefallen hat?"

„Wo könnt' es Einem besser gefallen, als — zu Abdera?"

„O wir wissen schon, daß dies ihr Ernst nicht ist. Ohne Komplimente! antworten Sie der jungen Dame, wie Sie denken," sagte der Rathsherr.

„Sie werden über mich lachen," erwiederte der Philosoph, „aber weil Sie es verlangen, schöne Klonarion, so will ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Haben Sie nie von einem Lande gehört, wo die Natur so gut ist, neben ihren eigenen Verrichtungen auch noch die Arbeit der Menschen auf sich zu nehmen? von einem Lande, wo

ewiger Friede herrscht; wo Niemand Knecht und Niemand Herr, Niemand arm und Jedermann reich ist? wo der Durst nach Golde zu keinem Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kann; wo eine Sichel ein eben so unbekanntes Ding ist, als ein Schwert; wo der Fleißige nicht für den Müßiggänger arbeiten muß; wo es keine Aerzte gibt, weil Niemand krank wird; keine Richter, weil es keine Händel gibt; keine Händel, weil Jedermann zufrieden ist; und Jedermann zufrieden ist, weil Jedermann alles hat, was er nur wünschen kann; — mit einem Worte, von einem Lande, wo alle Menschen so fromm, wie die Lämmer, und so glücklich, wie die Götter sind? Haben Sie nie von einem solchen Lande gehört?"

„Nicht, daß ich mich erinnerte."

„Dies nenn' ich ein Land, Klonarion! Da ist es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naß und nie zu trocken; Frühling und Herbst regieren dort nicht wechselsweise, sondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich in ewiger Eintracht. Berge und Thäler, Wälder und Auen sind mit allem angefüllt, was des Menschen Herz gelüsten kann. Aber nicht etwa, daß die Leute sich die Mühe geben müßten, die Hasen zu jagen, die Vögel oder Fische zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die sie essen wollen; oder daß sie die Gemächlichkeiten, deren sie genießen, erst mit vielem Ungemach erkaufen müßten. Nein! alles macht sich da von selbst. Die Rebhühner und Schnepfen fliegen einem gespickt und gebraten um den Mund, und bitten demüthig, daß man sie essen möchte; Fische von allen Arten schwimmen gekocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Austern, Krebse, Pasteten, Schinken und Ochsenzungen liegen. Hasen und Rehböcke kommen freiwillig herbeigelaufen, streifen sich das Fell über die Ohren, stecken sich an den Bratspieß, und legen sich, wenn sie gahr sind, von selbst in die Schüssel. Allenthalben stehen Tische, die sich selbst decken; und weichgepolsterte Ruhebettchen laden allenthalben zum Ausruhen vom — Nichtsthun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denselben rauschen kleine Bäche von Milch und Honig, von cyprischem Wein, Citronenwasser und andern angenehmen Getränken; und über sie her wölben sich, mit Rosen und Jasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläser, die sich, so oft sie ausgetrunken werden, gleich von selbst wieder anfüllen. Auch gibt es da Bäume, die statt der Früchte kleine Pastetchen, Bratwürste, Mandelkrapfen und Buttersemmeln tragen; andere, die an allen Aesten mit Geigen, Harfen, Cithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen sind, welche von sich selbst das angenehmste Konzert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menschen, nachdem sie den wärmern Theil des Tages verschlafen, und den Abend

vertanzt, versungen und verscherzt haben, erfrischen sich dann im kühlen marmornen Bädern, wo sie von unsichtbaren Händen sanft gerieben, mit feinem Byssus, der sich selbst gesponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den kostbarsten Essenzen, die aus den Abendwolken wie feuchter Duft herunterthauen, eingebalsamt werden. Dann legen sie sich auf schwellenden Polstern um volle Tafeln her, und essen und trinken und lachen, singen und tändeln und küssen, die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum sanftern Tage macht; und — was noch das Angenehmste ist — "

„O gehen Sie, Herr Demokritus, Sie haben mich zum besten! was Sie mir da erzählen, ist ja das Märchen vom Schlaraffenlande, das ich tausendmal von meiner Amme gehört habe, wie ich noch ein kleines Mädchen war."

„Aber Sie finden doch auch, Klonarion, daß sich's gut in diesem Lande leben müßte?"

„Merken Sie denn nicht, daß unter allem diesem eine geheime Bedeutung verborgen liegt?" sagte der weise Rathmann; „vermuthlich eine Satyre auf gewisse Philosophen, welche das höchste Gut in der Wollust suchen."

„Schlecht gerathen, Herr Rathsherr!" dachte Demokritus.

„Ich erinnere mich, in den Amphiktyonen des Teleklides eine ähnliche Beschreibung des goldnen Alters gelesen zu haben," sagte Frau Salabanda *).

„Das Land, das ich der schönen Klonarion beschrieb," sprach der Naturforscher, „ist keine Satyre; es ist das Land, in welches von jedem Dutzend unter euch weisen Leuten zwölfe sich im Herzen hineinwünschen und nach Möglichkeit hineinarbeiten, und in welches uns eure abderitischen Sittenlehrer hineindeklamiren wollen; wenn anders ihre Deklamationen irgend einen Sinn haben."

„Ich möchte wohl wissen, wie Sie dies verstehen," sagte der Rathsherr, der sich (vermöge einer vieljährigen Gewohnheit, nur mit halben Ohren zu hören, und sein Votum im Rath schlummernd von sich zu geben) nicht gerne die Mühe nahm, einer Sache lange nachzudenken.

„Sie lieben eine starke Beleuchtung, wie ich sehe, Herr Rathsmeister," erwiederte Demokritus. „Aber zu viel Licht ist zum

---

*) Frau Salabanda hat Recht. Lange vor dem Hammel der Madame Daunoy machte Lucian in seiner wahren Geschichte, und lange vor Lucian machten die griechischen Komödiendichter Metagenes, Pherekrates, Teleklides, Krates und Kratinus Beschreibungen vom Schlaraffenlande und vom Schlaraffenleben, worin sie sich in die Wette beeiferten, der ausschweifendsten Einbildungskraft eines neuern Märchenmachers nichts übrig zu lassen. Die kühnsten Züge im Gemälde, welches Demokritus davon macht, sind aus den Fragmenten genommen, die uns Athenäus im sechsten Buche seines Gastmahls der Sophisten davon aufbehalten hat.

Sehen eben so unbequem, als zu wenig. Helldunkel ist, deucht mich, gerade so viel Licht, als man gebraucht, um weder zu viel noch zu wenig zu sehen. Ich setze zum voraus, daß Sie überhaupt sehen können. Denn wenn dies nicht wäre, so begreifen Sie wohl, daß wir beim Licht von zehntausend Sonnen nicht besser sehen würden, als beim Schein eines Feuerwurms."

„Sie sprechen von Feuerwürmern?" — (sagte der Rathsherr, indem er bei dem Worte Feuerwurm aus einer Art von Seelenschlummer erwachte, in welchen er, über dem Gaffen nach Salamanda's Busen, während daß Demokritus redete, gefallen war) — „Ich dachte, wir sprächen von den Moralisten."

„Von Moralisten oder Feuerwürmern, wie es Ihnen beliebt," versetzte Demokritus. „Was ich sagen wollte, um Ihnen die Sache, wovon wir sprachen, deutlich zu machen, war dies: Ein Land, wo ewiger Friede herrscht, und wo alle Menschen in gleichem Grade frei und glücklich sind; wo das Gute nicht mit dem Bösen vermischt ist, Schmerz nicht an Wollust, und Tugend nicht an Untugend grenzt, wo lauter Schönheit, lauter Ordnung, lauter Harmonie ist, — mit einem Wort, ein Land, wie eure Moralisten den ganzen Erdboden haben wollen, ist entweder ein Land, wo die Leute keinen Magen und keinen Unterleib haben, oder es muß schlechterdings das Land sein, das uns Teleklides schildert, aus dessen Amphiktyonen ich (wie die schöne Salabanda sehr wohl bemerkt hat) meine Beschreibung genommen habe. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, immerwährende Eintracht — kurz, die saturnischen Zeiten, wo man keine Könige, keine Priester, keine Soldaten, keine Rathsherren, keine Moralisten, keine Schneider, keine Köche, keine Aerzte und keine Scharfrichter braucht, sind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefähr eben so viel sagen will) wo man keine Bedürfnisse hat. Dies ist, wie mich deucht, so klar, daß es demjenigen, dem es dunkel ist, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klärer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern sich eure Moralisten darüber, daß die Welt so ist wie sie ist; und wenn der ehrliche Philosoph, der die Ursachen weiß, warum sie nicht anders sein kann, den Aerger dieser Herren lächerlich findet: so begegnen sie ihm, als ob er ein Feind der Götter und der Menschen wäre, welches zwar an sich selbst noch lächerlicher ist, aber zuweilen da, wo die milzsüchtigen Herren den Meister spielen, einen ziemlich tragischen Ausgang nimmt.

„Aber was wollen Sie denn, daß die Moralisten thun sollen?"

Die Natur erst ein wenig kennen lernen, eh sie sich einfallen lassen, es besser zu wissen als sie; verträglich und duldsam gegen die Thorheiten und Unarten der Menschen sein, welche die ihrigen dul-

den müssen; durch Beispiele bessern, statt durch frostiges Gewäsche zu ermüden, oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Wirkungen fordern, wovon die Ursachen noch nicht da sind, und nicht verlangen, daß wir die Spitze eines Berges erreicht haben sollen, ehe wir hinauf gestiegen sind.

„So unsinnig wird doch Niemand sein?" — sagte der Abderiten einer.

„So unsinnig sind neun Zehntheile der Gesetzgeber, Projektenmacher, Schulmeister und Weltverbesserer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage!" — sagte Demokritus.

Die zeitverkürzende Gesellschaft, welche die Laune des Naturforschers unerträglich zu finden anfing, begab sich nun wieder nach Hause; und dahlte unterwegs, beim Glanz des Abendsterns und einer schönen Dämmerung, von Sphinxen, Einhörnern, Gymnosophisten und Schlaraffenländern; und so viel Mannichfaltigkeit auch unter allen den Albernheiten, welche gesagt wurden, herrschte, so stimmten doch alle darin überein: daß Demokritus ein wunderlicher, einbildischer, überkluger, tadelsüchtiger, wiewohl bei allem dem ganz kurzweiliger Sonderling sei. „Sein Wein ist das Beste, was man bei ihm findet," sagte der Rathsherr.

Gütiger Anubis! dachte Demokritus, da er wieder allein war: was man nicht mit diesen Abderiten reden muß, um sich — die Zeit von ihnen vertreiben zu lassen!

Eilftes Kapitel.

Etwas von den abderitischen Philosophen, und wie Demokritus das Unglück hat, sich mit ein paar wohlgemeinten Worten in sehr schlimmen Kredit zu setzen.

Daß man sich aber gleichwohl nicht einbilde, als ob alle Abderiten, ohne Ausnahme, durch ein Gelübde oder durch ihren Bürgereid verbunden gewesen seien, nicht mehr Verstand zu haben als ihre Großmütter, Ammen und Rathsherren! Abdera, die Nebenbuhlerin von Athen, hatte auch Philosophen, das heißt, sie hatte Philosophen — wie sie Maler und Dichter hatte. Der berühmte Sophist Protagoras war ein Abderit gewesen, und hatte eine Menge von Schülern hinterlassen, die ihrem Meister zwar nicht an Witz und Beredsamkeit gleich kamen, aber ihm dafür auch an Eigendünkel und Albernheit desto überlegener waren.

Diese Herren hatten sich eine bequeme Art von Philosophie zubereitet, vermittelst welcher sie ohne Mühe auf jede Frage eine Antwort fanden, und von allem, was unter und über der Sonne ist,

so geläufig schwatzten, daß — in so ferne sie nur immer Abderiten zu Zuhörern hatten — die guten Zuhörer sich festiglich einbildeten, ihre Philosophen wüßten sehr viel mehr davon als sie selbst; wiewohl im Grunde der Unterschied nicht so groß war, daß ein vernünftiger Mann eine Feige darum gegeben hätte. Denn am Ende lief es doch immer darauf hinaus, daß der abderitische Philosoph, etliche lange nichtsbedeutende Wörter abgerechnet, gerade so viel von der Sache wußte, als derjenige unter allen Abderiten, der — am wenigsten davon zu wissen glaubte.

Die Philosophen, vermuthlich weil sie es für zu klein hielten, in den Detail der Natur herabzusteigen, gaben sich mit lauter Aufgaben ab, die außerhalb der Grenzen des menschlichen Verstandes liegen. Bis in diese Region, dachten sie, folgt uns Niemand, als — wer unsers Gleichen ist; und was wir auch den Abderiten davon vorsagen, so sind wir wenigstens gewiß, daß uns Niemand Lügen strafen kann.

Zum Exempel, eine ihrer Lieblingsmaterien war die Frage: „Wie, warum, und woraus die Welt entstanden sei?"

„Sie ging aus einem Ei hervor," sagte Einer; „der Aether war das Weiße, das Chaos der Dotter, und die Nacht brütete es aus" *).

„Sie ist aus Feuer und Wasser entstanden," sagte ein Andrer.

„Sie ist gar nicht entstanden," sprach der Dritte. „Alles war immer so wie es ist, und wird immer so bleiben wie es war."

Diese Meinung fand in Abdera wegen ihrer Bequemlichkeit vielen Beifall. Sie erklärt alles, sagten sie, ohne daß man nöthig hat, sich erst lange den Kopf zu zerbrechen. Es ist immer so gewesen, war die gewöhnliche Antwort eines Abderiten, wenn man ihn nach der Ursache oder dem Ursprung einer Sache fragte; und wer sich daran nicht ersättigen wollte, wurde für einen stumpfen Kopf angesehen.

„Was ihr Welt nennt," sagte der Vierte, „ist eigentlich eine ewige Reihe von Welten, die, wie die Häute einer Zwiebel, über einander liegen, und sich nach und nach ablösen."

„Sehr deutlich gegeben," riefen die Abderiten, „sehr deutlich!" Sie glaubten den Philosophen verstanden zu haben, weil sie sehr gut wußten, was eine Zwiebel war.

„Chimäre!" sprach der Fünfte. „Es gibt freilich unzählige Welten; aber sie entstehen aus der ungefähren Bewegung untheilbarer

---

*) Um denjenigen Lesern, welche weder den Diogenes Laertius, noch des Deslandes, oder Bruckers kritische Geschichte der Philosophie, noch die Kompendien des Herrn Formey oder D. Büschings, gelesen haben, irrige Vermuthungen zu ersparen, erinnert der Verfasser, daß alle hier vorkommenden Hypothesen sich eines sehr ehrwürdigen Alterthums und zum Theil einer Menge Verfechter und Anhänger rühmen können. Die Meinung unsers Demokritus ist die einzige, welche, vermuthlich blos weil sie die vernünftigste ist, keine Sekte gemacht hat.

Sonnenstäubchen, und es ist viel Glück, wenn, nach zehntausendmal tausend übelgerathenen, endlich eine herauskömmt, die noch so leidlich vernünftig aussieht wie die unsrige."

„Atomen geb' ich zu," sprach der Sechste: „aber keine Bewegung von Ungefähr und ohne Richtung. Die Atomen sind nichts, oder sie haben bestimmte Kräfte und Eigenschaften, und, je nachdem sie einander ähnlich oder unähnlich sind, ziehen sie einander an, oder stoßen sich zurück. Daher machte der weise Empedokles (der Mann, der, um die wahre Beschaffenheit des Aetna zu erkundigen, sich weislich mitten in den Krater desselben hineingestürzt haben soll,) Haß und Liebe zu den ersten Ursachen aller Zusammensetzungen; und Empedokles hat Recht."

„Um Vergebung, meine Herren, ihr habt alle Unrecht," sprach der Philosoph Sisamis. „In Ewigkeit wird weder aus eurem mystischen Ei, noch aus eurem Bündniß zwischen Feuer und Wasser, noch aus euren Atomen, noch aus euren Homöomerien, eine Welt herauskommen, wenn ihr keinen Geist zu Hülfe nehmt. Die Welt ist, wie jedes andere Thier, eine Zusammensetzung von Materie und Geist. Der Geist ist es, der dem Stoffe Form gibt; beide sind von Ewigkeit her vereinigt; und, sowie einzelne Körper aufgelöst werden, sobald der Geist, der ihre Theile zusammenhielt, sich zurückzieht, so würde, wenn der allgemeine Weltgeist aufhören könnte, das Ganze zu umfassen und zu beleben, Himmel und Erde im nämlichen Augenblick in einen einzigen, ungeheuren, gestaltlosen, finstern und todten Klumpen zusammenfallen."

„Davor wolle Jupiter und Latona sein!" riefen die Abderiten, nicht ohne sich zu entsetzen, wie sie den Mann eine so fürchterliche Drohung ausstoßen hörten. „Es hat keine Gefahr," sagte der Priester Strobylus; „so lange wir die Frösche der Latona in unsern Mauern haben, soll es der Weltgeist des Sisamis wohl bleiben lassen, solchen Unfug in der Welt anzurichten."

„Meine Freunde," sprach der Achte, „der Weltgeist des weisen Sisamis ist mit den Atomen, Homöomerien, Zwiebeln und Eiern meiner Kollegen von gleichem Schlage. Einen Demiurg müssen wir annehmen, wenn wir eine Welt haben wollen; denn ein Gebäude setzt einen Baumeister, oder wenigstens einen Zimmermeister voraus; und nichts macht sich von sich selbst, wie wir alle wissen."

„Aber man spricht doch alle Tage: Dies wird von sich selbst kommen, von sich selbst gehen," — sagten die Abderiten.

„Man spricht wohl so," antwortete der Philosoph: „allein, wo habt ihr jemals gesehen, daß es wirklich so erfolgt wäre? Ich habe freilich unsre Archonten wohl tausendmal sagen hören: es wird sich schon geben; es wird schon kommen! dies oder jenes wird sich schon

machen! Aber wir hatten gut warten! Es gab sich nicht, kam nicht, und machte sich nicht."

„Nur allzu wahr, was die Werke unsrer Archonten betrifft;" sagte ein alter Schuhflicker, der für einen Mann von Einsicht beim Volke galt, und große Hoffnung hatte, bei der nächsten Wahl Zunftmeister zu werden; „aber mit den Werken der Natur, wie die Welt ist, mag es doch wohl anders bewandt sein. Warum sollte die Welt nicht eben so gut aus dem Chaos hervorwachsen können, wie ein Pilz aus der Erde wächst?"

„Meister Pfrieme," versetzte der Philosoph, „zum Zunftmeister soll er meine und aller meiner Vettern Stimme haben; aber keine Einwürfe gegen mein System, wenn ich bitten darf! Die Pilze wachsen freilich von selbst aus der Erde hervor, weil — weil — weil sie Pilze sind; aber eine Welt wächst nicht von selbst, weil sie kein Pilz ist; versteht er mich nun, Meister Pfrieme?"

Alle Anwesende lachten von Herzen, daß Meister Pfrieme so abgeführt war. „Die Welt ist kein Pilz; dies ist klar wie Taglicht," riefen die Abderiten; da ist nichts einzuwenden, Meister Pfrieme!"

„Verzweifelt!" murmelte der künftige Zunftmeister; „aber so geht es, wenn man sich mit den Herren abgibt, welche beweisen können, daß der Schnee weiß ist."

„Schwarz ist, wolltet ihr sagen, Nachbar."

„Ich weiß, was ich gesagt habe, und was ich sagen wollte," antwortete Meister Pfrieme; und ich wünsche nur, daß die Republik—"

„Vergeß er die vierzehn Stimmen nicht, die ich ihm verschaffe, Meister Pfrieme!" rief der Philosoph.

„Wohl, wohl! alles wohl! Aber Demiurg — das klingt mir bald so wie Demagog; und ich will weder Demagogen noch Demiurgen haben; ich bin für die Freiheit, und wer ein guter Abderite ist, der schwinge seinen Hut und folge mir!"

Und hiemit ging Meister Pfrieme davon, denn der Leser merkt von selbst, daß alles dies in einer Halle von Abdera gesprochen wurde; und einige müßige Tölpel, die ihn allerwegen zu begleiten pflegten, folgten ihm.

Aber der Philosoph, ohne zu thun, als ob er es gewahr werde, fuhr fort: „Ohne einen Baumeister, einen Demiurgen, oder wie ihr ihn nennen wollt, läßt sich vernünftiger Weise keine Welt bauen. Aber, merkt wohl, es kam auf den Demiurg an, ob er bauen wollte; und laßt sehen, wie er es anfing. Stellt euch die Materie als einen ungeheuren Klumpen von vollkommen dichtem Krystall vor;*) und den Demiurg, wie er mit einem großen Hammer von Diamant

---

*) Dieser Philosoph war also ein Cartesianer vor dem Cartesius.

diesen Klumpen auf einen Schlag in so viele unendlich kleine Stückchen zerschmettert, daß sie durch den leeren Raum viele Millionen Kubikmeilen herumstieben. Natürlicher Weise brachen sich diese unendlich kleine Stückchen Krystall auf verschiedene Art; und indem sie mit der ganzen Heftigkeit der Bewegung, die ihnen der Schlag mit dem diamantenen Hammer gab, auf tausendfache Art wider einander fuhren, und sich unter einander auf allen Seiten stießen, schlugen und rieben, so entstand daraus nothwendig eine unzählige Menge Körperchen von allerlei regelmäßigen und unregelmäßigen Figuren: dreieckige, viereckige, achteckige, vieleckige und runde. Aus den runden wurde Wasser und Luft, welche nichts anders als verdünntes Wasser ist; aus den dreieckigen Feuer; aus den übrigen die Erde, und aus diesen vier Elementen setzt die Natur, wie ihr wißt, alle Körper in der Welt zusammen."

„Das ist wunderbar, sehr wunderbar! aber es begreift sich doch," sagten die Abderiten. „Ein Klumpen Krystall, ein diamantner Hammer und ein Demiurg, der den Krystall so meisterhaft in Stücken schlägt, daß aus den Splittern, ohne seine weitere Bemühung, eine Welt entsteht! In der That die scharfsinnigste Hypothese, die man sehen kann, und gleichwohl so simpel, daß man dächte, man hätte sie alle Augenblicke selbst erfinden können!"

„Ich erkläre mittelst dieser so simpeln Voraussetzung alle möglichen Wirkungen der Natur," sagte der Philosoph mit selbst zufriednem Lächeln.

„Nicht ein Wespennest," rief ein Neunter, Dämonax genannt, der den Behauptungen seiner Mitbrüder bisher mit stillschweigender Verachtung zugehört hatte. „Es gehören andere Kräfte und Anstalten dazu, ein so großes, so schönes, so wundervolles Werk, als dieses Weltgebäude ist, zu Stande zu bringen. Nur ein höchst vollkommner Verstand konnte den Plan davon erfinden; wiewohl ich gerne gestehe, daß zur Ausführung geringere Werkmeister hinlänglich waren. Er überließ sie verschiedenen Klassen der subalternen Götter, wies einer jeden Klasse ihren besondern Kreis an, in welchem sie arbeitet, und begnügte sich, die allgemeine Aufsicht über das Ganze zu führen. Es ist lächerlich, den Ursprung der Weltkörper, des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere, und alles dessen, was in Luft und Wasser ist, aus Atomen oder Sympathien oder ungefährer Bewegung, oder einem einzigen Hammerschlag erklären zu wollen. Geister sind es, welche in den Elementen herrschen, die Sphären des Himmels drehen, die organischen Körper bilden, das Frühlingsgewand der Natur mit Blumen sticken, und die Früchte des Herbstes in ihren Schooß ausgießen. Kann etwas faßlicher und angenehmer sein, als diese Theorie? Sie erklärt alles; sie leitet jede Wirkung aus einer ihr angemessenen Ursache ab; und durch sie

begreift man die in jedem andern System unerklärbare Kunst der Natur eben so leicht, als man begreift, wie Zeuxis oder Parrhasius mit ein wenig gefärbter Erde eine bezaubernde Landschaft oder ein Bad der Diana erschaffen kann."

„Was für eine schöne Sache es um die Philosophie ist!" sagten die Abderiten. „Alles, was man daran aussetzen möchte, ist, daß Einem unter so viel feinen Theorien die Wahl sauer wird."

„Indessen machte doch der Pythagoräer, der Alles durch Geister bewerkstelligte, das meiste Glück. Die Poeten, die Maler und alle übrigen Schutzverwandten der Musen, mit den sämmtlichen Frauenzimmern von Abdera an ihrer Spitze, erklärten sich für — die Geister, doch unter der Bedingung, daß es ihnen erlaubt sein müsse, sie in so angenehme Gestalten, als Jedem gefällig sei, einzukleiden.

„Ich bin nie ein besonderer Freund der Philosophie gewesen," sagte der Priester Strobylus, „und aus Ursache: aber wenn die Abderiten ihr Grübeln über das Wie und Warum der Dinge nun einmal nicht lassen können, so habe ich gegen die Physik des Dämonax noch immer am wenigsten einzuwenden; unter den gehörigen Einschränkungen verträgt sie sich noch so ziemlich." —

„O sie verträgt sich mit allem in der Welt," sagte Dämonax; dies ist eben die Schönheit davon!"

„Soll ich euch meine Meinung sagen?" sprach Demokritus. „Wenn es euch etwa wirklich darum zu thun sein sollte, die Beschaffenheit der Dinge, die euch umgeben, kennen zu lernen, so deucht mich, ihr nehmt einen ungeheuern Umweg. Die Welt ist sehr groß, und von dem Standort, woraus wir in sie hineingucken, nach ihren vornehmsten Provinzen und Hauptstädten, ist es so weit, — daß ich nicht wohl begreife, wie sich einer von uns einfallen lassen kann, die Karte eines Landes aufzunehmen, wovon ihm (sein angebornes Dörfchen ausgenommen) alles übrige, und sogar die Grenzen unbekannt sind. Ich dächte, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, setzten wir uns hin und beobachteten, zum Exempel, den Ursprung einer Spinnewebe, und dies so lange, bis wir so viel davon herausgebracht hätten, als fünf Menschensinne, mit Verstand angestrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben. Aber dafür werdet ihr auch erfahren, daß euch diese einzige Spinnewebe mehr Aufschluß über das große System der Natur, und würdigere Begriffe von seinem Urheber geben wird, als alle die feinen Weltsysteme, die ihr zwischen Wachen und Schlaf aus eurem eignen Gehirne herausgesponnen habt."

Demokritus meinte dies im ganzen Ernst; aber die Philosophen von Abdera glaubten, daß er ihrer spotten wolle. „Er versteht nichts von der Pneumatik," sagte der eine. „Von der Physik

noch weniger," sagte der andere. „Er ist ein Zweifler — er glaubt keine Grundtriebe — keinen Weltgeist — keinen Demiurg — keinen Gott!" — sagte der dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente. „Man sollte solche Leute gar nicht im gemeinen Wesen dulden," sagte der Priester Strobylus.

Zwölftes Kapitel.

Demokritus zieht sich weiter von Abdera zurück. Wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt. Er kommt bei den Abderiten in den Verdacht, daß er Zauberkünste treibe. Ein Experiment, das er bei dieser Gelegenheit mit den abderitischen Damen macht, und wie es abgelaufen.

Bei dem allen war Demokritus ein Menschenfreund in der ächtesten Bedeutung des Worts. Denn er meinte es gut mit der Menschheit, und freute sich über nichts so sehr, als wenn er irgend etwas Böses verhüten, oder etwas Gutes thun, veranlassen oder befördern konnte. Und wiewohl er glaubte, daß der Charakter eines Weltbürgers Verhältnisse in sich schließe, denen, im Kollisionsfall, alle andere weichen müßten: so hielt er sich doch darum nicht weniger verbunden, als ein Bürger von Abdera, an dem Zustande seines Vaterlandes Antheil zu nehmen, und, so viel er könnte, zu dessen Verbesserung beizutragen. Allein, da man nur in so fern Gutes thun kann, als das Subjekt dessen fähig ist: so fand er sein Vermögen durch die unzähligen Hindernisse, die ihm die Abderiten entgegensetzten, in so enge Grenzen eingeschlossen, daß er Ursache zu haben glaubte, sich als eine der entbehrlichsten Personen in dieser kleinen Republik anzusehen. Was sie am nöthigsten haben, dachte er, und das Beste, was ich an ihnen thun könnte, wäre, sie klug zu machen. Aber die Abderiten sind freie Leute. Wenn sie nun nicht klug sein wollen: wer kann sie nöthigen?

Da er also bei so bewandten Umständen wenig oder nichts für die Abderiten als Abderiten thun konnte, glaubte er hinlänglich gerechtfertigt zu sein, wenn er wenigstens seine eigene Person in Sicherheit zu bringen suchte, und einen so großen Theil als immer möglich von derjenigen Zeit rettete, die er der Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten schuldig zu sein vermeinte.

Weil nun seine bisherige Freistätte entweder nicht weit genug von Abdera entfernt war, oder wegen ihrer Lage und anderer Bequemlichkeiten so viel Reiz für die Abderiten hatte, daß er, ungeachtet seines Aufenthaltes auf dem Lande, sich doch immer mitten unter ihnen befand: so zog er sich noch etliche Stunden weiter in

einen Wald, der zu seinem Gute gehörte, zurück, und baute sich in die wildeste Gegend desselben ein kleines Haus, wo er die meiste Zeit — in der einsamen Ruhe, die das eigene Element des Philosophen und des Dichters ist, — dem Erforschen der Natur und der Betrachtung oblag.

Einige neuere Gelehrte — ob Abderiten oder nicht, wollen wir hier unentschieden lassen — haben sich von den Beschäftigungen dieses griechischen Bacons in seiner Einsamkeit wunderliche, wiewohl auf ihrer Seite sehr natürliche Begriffe gemacht. „Er arbeitete am Stein der Weisen," sagt Borrichius, „und er fand ihn, und machte Gold." Zum Beweis davon, beruft er sich darauf, daß Demokritus ein Buch von Steinen und Metallen geschrieben habe.

Die Abderiten, seine Zeitgenossen und Mitbürger, gingen noch weiter; und ihre Vermuthungen — die in abderitischen Köpfen gar bald zur Gewißheit wurden — gründeten sich auf eben so gute Schlüsse, als jener des Borrichius. Demokritus war von persischen Magis erzogen worden*), er war zwanzig Jahre in den Morgenländern herumgereist; hatte mit ägyptischen Priestern, Chaldäern, Brahmanen und Gymnosophisten Umgang gepflogen, und war in allen ihren Mysterien initiirt; hatte tausend Arcana von seinen Reisen mit sich gebracht, und wußte zehntausend Dinge, wovon niemals etwas in eines Abderiten Sinn gekommen war. — Machte dies alles zusammengenommen nicht den vollständigsten Beweis, daß er ein ausgelernter Meister in der Magie und allen davon abhängenden Künsten sein mußte? — Der ehrwürdige Pater Delrio hätte Spanien, Portugal und Algarbien auf die Hälfte eines Beweises, wie dieser ist, verbrennen lassen.

Aber die guten Abderiten hatten noch nähere Beweisthümer in Händen, daß ihr gelehrter Landsmann — ein wenig hexen könne. Er sagte Sonnen- und Mondfinsterungen, Mißwachs, Seuchen und andre zukünftige Dinge zuvor. Er hatte einem verbuhlten Mädchen aus der Hand geweissagt, daß sie — zu Falle kommen, und einem Rathsherrn von Abdera, dessen ganzes Leben zwischen Schlafen und Schmausen getheilt war, daß er — an einer Unverdaulichkeit sterben würde; und beides war genau eingetroffen. Ueberdem hatte man Bücher mit wunderlichen Zeichen in seinem Kabinette gesehen; man hatte ihn bei allerlei, vermuthlich magischen Operationen mit Blut von Vögeln und Thieren angetroffen;

*) Xerxes, der bei seinem Kriegszuge gegen die Griechen einige Tage zu Abdera bei dem Vater des Demokritus sein Hauptquartier gehabt, hatte den damals noch sehr jungen Demokritus lieb gewonnen, und zu dessen besserer Erziehung ein paar von den Magis, die er bei sich hatte, zuruckgelassen. Diogen Laert.

man hatte ihn verdächtige Kräuter kochen gesehen; und einige junge Leute wollten ihn sogar in später Nacht bei sehr blassem Mondschein zwischen Gräbern sitzend überschlichen haben. „Um ihn zu schrecken, hatten wir uns in die scheußlichsten Larven verkleidet," sagten sie: „Hörner, Ziegenfüße, Drachenschwänze, nichts fehlte uns, um leibhafte Feldteufel und Nachtgespenster vorzustellen; wir bliesen sogar Rauch aus Nasen und Ohren, und machten es so arg um ihn herum, daß ein Herkules vor Schrecken hätte zum Weibe werden mögen. Aber Demokritus achtete unser nicht; und, da wir es ihm endlich zu lange machten, sagte er blos: Nun, wird das Kinderspiel noch lange währen?" *) —

„Da sieht man augenscheinlich," sagten die Abderiten, „daß es nicht recht richtig mit ihm ist; Geister sind nichts Neues für ihn; er muß wohl wissen, wie er mit ihnen steht!" — „Er ist ein Zauberer; nichts kann gewisser sein," sagte der Priester Strobylus; „wir müssen ein wenig besser Acht auf ihn geben!"

Man muß gestehen, daß Demokritus, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder (welches glaublicher ist), weil er sich wenig aus der Meinung seiner Landsleute machte, zu diesen und andern bösen Gerüchten einige Gelegenheit gab. Man konnte in der That nicht lange unter den Abderiten leben, ohne in Versuchung zu gerathen, ihnen etwas aufzuheften. Ihr Vorwitz und ihre Leichtgläubigkeit auf der einen Seite, und die hohe Einbildung, die sie sich von ihrer eignen Scharfsinnigkeit machten, auf der andern, forderten einen gleichsam heraus; und überdies war auch sonst kein Mittel, sich für die Langeweile, die man bei ihnen hatte, zu entschädigen. Demokritus befand sich nicht selten in diesem Falle; und da die Abderiten albern genug waren, alles, was er ihnen ironischer Weise sagte, im buchstäblichen Sinne zu nehmen: so entstanden daher die vielen ungereimten Meinungen und Märchen, die auf seine Rechnung in der Welt herumliefen, und noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode von andern Abderiten für baares Geld angenommen, oder wenigstens ihm selbst, unbilliger Weise, zur Last gelegt wurden.

Demokritus hatte sich, unter andern, auch mit der Physiognomie abgegeben, und theils aus seinen eignen Beobachtungen, theils aus dem, was ihm andere von den ihrigen mitgetheilt, sich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (sehr vernünftig, wie uns deucht) urtheilte, daß es damit eben so, wie mit der Theorie der poetischen oder irgend einer andern Kunst beschaffen sei. Denn so wie noch keiner durch die bloße Wissenschaft der

---

*) S. Lucian im Philopseudes.

Regeln ein guter Dichter oder Künstler geworden sei, und nur derjenige, welchen angebornes Genie, emsiges Studium, hartnäckiger Fleiß und lange Uebung zum Dichter oder Künstler gemacht, geschickt sei, die Regeln seiner Kunst recht zu verstehen und anzuwenden: so sei auch die Theorie der Kunst, aus dem Aeußerlichen des Menschen auf das Innerliche zu schließen, nur für Leute von großer Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar, für jeden andern hingegen eine höchst ungewisse und betrügliche Sache; und eben darum müsse sie als eine von den geheimen Wissenschaften oder großen Mysterien der Philosophie immer nur der kleinen Zahl der Epopten*) vorbehalten bleiben.

Diese Art von der Sache zu denken bewies, daß Demokritus kein Scharlatan war: aber den Abderiten bewies sie blos, daß er ein Geheimniß aus seiner Wissenschaft mache. Daher ließen sie nicht ab, ihn, so oft sich die Rede davon gab, zu necken und zu plagen, daß er ihnen etwas davon entdecken sollte. Besonders drückte dieser Vorwitz die Abderitinnen. Sie wollten von ihm wissen — an was für äußerlichen Merkmalen ein getreuer Liebhaber zu erkennen sei? ob Milon von Krotona**) eine sehr große Nase gehabt habe? ob eine blasse Farbe ein nothwendiges Zeichen eines Verliebten sei? — und hundert andre Fragen dieser Art, mit denen sie seine Geduld so sehr ermüdeten, daß er endlich, um ihrer los zu werden, auf den Einfall kam, sie ein wenig zu erschrecken.

„Aber das haben Sie sich wohl nicht vorgestellt," sagte Demokritus, „daß die Jungferschaft ein unbetrügliches Merkzeichen in den Augen haben könnte?"

„In den Augen?" riefen die Abderitinnen. „O! das ist nicht möglich! Warum just in den Augen?"

„Es ist nicht anders," versetzte Demokritus; „und was Sie mir gewiß glauben können, ist, daß mir dieses Merkmal schon öfters von den Geheimnissen junger und alter Schönen mehr entdeckt hat, als diese Lust gehabt haben würden, mir von freien Stücken anzuvertrauen."***)

Der zuversichtliche Ton, womit er dies sagte, verursachte einige Entfärbungen, wiewohl die Abderitinnen (die in allen Fällen, wo es auf eine geheime Sicherheit ihres Geschlechtes ankam, einander

*) Epopten hießen diejenigen, welche nach ausgestandener Prüfung zum Anschauen der großen Mysterien zu Eleusis zugelassen wurden.

**) Ein Mann, von dessen wunderbarer Leibesstärke und Gefräßigkeit die fabelhaften Graeculi erstaunliche Dinge zu erzählen wissen; z. E. daß er einen wohlgemästeten Ochsen dreihundert Schritte weit auf den Schultern getragen, und, nachdem er ihn mit einem einzigen Faustschlag todt gemacht, in einem Tage aufgegessen habe.

***) Eine der Hälfte des menschlichen Geschlechts verhaßte Sagacität — nennt dies Joh. Chrysostomus Magnenus, in seinem Leben des Demokritus.

getreulich beizustehen pflegten) mit großer Hitze darauf bestanden, daß sein vorgebliches Geheimniß eine Chimäre sei.

„Sie nöthigen mich durch Ihren Unglauben, daß ich Ihnen noch mehr sagen muß," fuhr der Philosoph fort. „Die Natur ist voll solcher Geheimnisse, meine schönen Damen; und wofür sollt' ich auch, wenn es sich der Mühe nicht verlohnte, bis nach Aethiopien und Indien gewandert sein? Die Gymnosophisten, deren Weiber — wie Sie wissen — nackend gehen, haben mir sehr artige Sachen entdeckt."

„Zum Exempel?" — sagten die Abderitinnen.

„Unter andern ein Geheimniß, welches ich, wenn ich ein Ehemann wäre, lieber nicht zu wissen wünschen würde."

„Ach, nun haben wir die Ursache, warum sich Demokritus nicht verheiraten will," rief die schöne Thryallis.

„Als ob wir nicht schon lange wüßten," sagte Salabanda, „daß es seine äthiopische Venus ist, die ihn für unsre griechische so unempfindlich macht. — Aber Ihr Geheimniß, Demokritus, wenn man es keuschen Ohren anvertrauen darf."

„Zum Beweise, daß man es darf, will ich es den Ohren aller gegenwärtigen Schönen anvertrauen," antwortete der Naturforscher. „Ich weiß ein unfehlbares Mittel, wie man machen kann, daß ein Frauenzimmer, im Schlafe, mit vernehmlicher Stimme alles sagt, was sie auf dem Herzen hat."

„O gehen Sie," riefen die Abderitinnen, „Sie wollen uns bange machen; aber — wir lassen uns nicht so leicht erschrecken."

„Wer wird auch an Erschrecken denken," sagte Demokritus, „wenn von einem Mittel die Rede ist, wodurch einer jeden ehrlichen Frau Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, daß sie keine Geheimnisse hat, die ihr Mann nicht wissen dürfte?"

„Wirket Ihr Mittel auch bei Unverheirateten?" fragte eine Abderitin, die weder jung noch reizend genug zu sein schien, um eine solche Frage zu thun.

„Es wirkt vom zehnten Jahre an bis zum achtzigsten," erwiederte Demokritus, „ohne Beziehung auf irgend einen andern Umstand, worin sich ein Frauenzimmer befinden kann."

Die Sache fing an ernsthaft zu werden. — „Aber Sie scherzen nur, Demokritus?" sprach die Gemahlin eines Thesmotheten, nicht ohne eine geheime Furcht, des Gegentheils versichert zu werden.

„Wollen Sie die Probe machen, Lysistrata?"

„Die Probe? — Warum nicht? — Voraus bedungen, daß nichts Magisches dazu gebraucht wird. Denn mit Hülfe Ihrer Talismane und Geister könnten Sie eine arme Frau sagen machen, was Sie wollten."

„Es haben weder Geister noch Talismane damit zu thun.

Alles geht natürlich zu. Das Mittel, das ich gebrauche, ist die simpelste Sache von der Welt."

Die Damen fingen an, bei allen Grimassen von Herzhaftigkeit, wozu sie sich zu zwingen suchten, eine Unruhe zu verrathen, die den Philosophen sehr belustigte. „Wenn man nicht wüßte, daß Sie ein Spötter sind, der die ganze Welt zum Besten hat. — Aber darf man fragen, worin Ihr Mittel besteht?"

„Wie ich Ihnen sagte, die natürlichste Sache von der Welt. Ein ganz kleines unschädliches Ding, einem schlafenden Frauenzimmer aufs Herzgrübchen gelegt, das ist das ganze Geheimniß: aber es thut Wunder, dies können Sie mir glauben. Es macht reden, so lange noch im innersten Winkel des Herzens was zu entdecken ist."

Unter sieben Frauenzimmern, die sich in der Gesellschaft befanden, war nur eine, deren Miene und Geberde unverändert die nämliche blieb wie vorher. Man wird denken, sie sei alt, oder häßlich, oder gar tugendhaft gewesen; aber nichts von allem diesem! Sie war — taub.

„Wenn Sie wollen, daß wir Ihnen glauben sollen, Demokritus, so nennen sie Ihr Mittel."

„Ich will es dem Gemahl der schönen Thryallis in's Ohr sagen," sprach der boshafte Naturkündiger.

Der Gemahl der schönen Thryallis war, ohne blind zu sein, so glücklich, als Hagedorn einen Blinden schätzt, dessen Gemahlin schön ist. Er hatte immer gute Gesellschaft, oder wenigstens was man zu Abdera so nannte, in seinem Hause. Der gute Mann glaubte, man finde so viel Vergnügen an seinem Umgang, und an den Versen, die er seinen Besuchen vorzulesen pflegte. In der That hatte er das Talent, die schlechten Verse, die er machte, nicht übel zu lesen; und weil er mit vieler Begeisterung las: so ward er nicht gewahr, daß seine Zuhörer, anstatt auf seine Verse Acht zu geben, mit der schönen Thryallis liebäugelten.

Kurz, der Rathsherr Smilax war ein Mann, der eine viel zu gute Meinung von sich selbst hatte, um von der Tugend seiner Gemahlin eine schlimme zu hegen.

Er bedachte sich also keinen Augenblick, dem Geheimniß des Demokritus sein Ohr darzubieten.

„Es ist weiter nichts," flüsterte ihm der Philosoph in's Ohr, „als die Zunge eines lebendigen Frosches, die man einer schlafenden Dame auf die linke Brust legen muß. Aber Sie müssen sich beim Ausreißen wohl in Acht nehmen, daß nichts von den daran hängenden Theilen mit geht, und der Frosch muß wieder in's Wasser gesetzt werden."

„Das Mittel mag nicht übel sein," sagte Smilax leise; „nur Schade, daß es wenig bedenklich ist? Was würde der Priester Strobylus dazu sagen?"

„Sorgen Sie nicht dafür,“ versetzte Demokritus, „ein Frosch ist doch keine Diana, der Priester Strobylus mag sagen, was er will. Und zudem geht es dem Frosche ja nicht an's Leben.“

„Ich darf es also weiter geben?“ fragte Smilax.

„Von Herzen gerne! alle Mannspersonen in der Gesellschaft dürfen es wissen; und ein jeder mag es ungescheut allen seinen Bekannten entdecken; nur mit der Bedingung, daß es keiner weder seiner Frau, noch seiner Geliebten wieder sage.“

Die guten Abderitinnen wußten nicht, was sie von der Sache glauben sollten. Unmöglich schien sie ihnen nicht; und was sollte auch Abderiten unmöglich scheinen? — Ihre gegenwärtigen Männer oder Liebhaber waren nicht viel ruhiger; jeder setzte sich heimlich vor, das Mittel ohne Aufschub zu probiren, und jeder (den glücklichen Smilax ausgenommen) besorgte, gelehrter dadurch zu werden, als er wünschte.

„Nicht wahr, Männchen,“ — sagte Thryallis zu ihrem Gemahl, indem sie ihm freundlich auf die Backen klopfte, „du kennst mich zu gut, um einer solchen Probe nöthig zu haben?“

„Der meinige sollte sich so etwas einfallen lassen,“ sagte Lagiska. „Eine Probe setzt Zweifel voraus, und ein Mann, der an der Tugend seiner Frau zweifelt —“

„— Ist ein Mann, der Gefahr läuft, seine Zweifel in Gewißheit verwandelt zu sehen,“ setzte Demokritus hinzu, da er sah, daß sie ihn einhielt. „Das wollten Sie doch sagen, schöne Lagiska?“

„Sie sind ein Weiberfeind, Demokritus,“ riefen die Abderitinnen allzumal; „aber vergessen Sie nicht, daß wir in Thracien sind, und hüten Sie sich vor dem Schicksal des Orpheus.“

Wiewohl dies im Scherz gesagt wurde, so war doch Ernst dabei. Natürlicher Weise läßt man sich nicht gerne ohne Noth schlaflose Nächte machen; eine Absicht, von welcher wir den Philosophen um so weniger freisprechen können, da er die Folgen seines Einfalls nothwendig voraussehen mußte. Wirklich gab diese Sache den sieben Damen so viel zu denken, daß sie die ganze Nacht kein Auge zuthaten; und da das vorgebliche Geheimniß des Demokritus den folgenden Tag in ganz Abdera herumlief, so verursachte er dadurch etliche Nächte hinter einander eine allgemeine Schlaflosigkeit.

Indessen brachten die Weiber bei Tage wieder ein, was ihnen bei Nacht abging; und weil verschiedene sich nicht einfallen ließen, daß man ihnen das Arcanum, wenn sie unter Tages schliefen, eben so gut appliciren könne, als bei Nacht, und daher ihr Schlafzimmer zu verriegeln vergaßen: so bekamen die Männer unverhofft Gelegenheit, von ihren Froschzungen Gebrauch zu machen. Lysistrata, Thryallis, und einige andere, die am meisten dabei zu wagen hatten, waren die ersten, an denen die Probe, mit demjenigen Erfolg,

den man leicht voraussetzen kann, gemacht wurde. Aber eben dies stellte in kurzem die Ruhe in Abdera wieder her. Die Männer dieser Damen, nachdem sie das Mittel zwei- oder dreimal ohne Erfolg gebraucht hatten, kamen in vollem Sprunge zu unserm Philosophen gelaufen, um sich zu erkundigen, was dies zu bedeuten hätte. „So?“ rief er ihnen entgegen; „hat die Froschzunge ihre Wirkung gethan? Haben ihre Weiber gebeichtet?“ — „Kein Wort, keine Sylbe,“ sagten die Abderiten. „Desto besser,“ rief Demokritus; „triumphiren Sie darüber! Wenn eine schlafende Frau mit einer Froschzunge auf dem Herzen nichts sagt, so ist es ein Zeichen, daß sie — nichts zu sagen hat. Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren! Jeder von Ihnen kann sich rühmen, daß er den Phönix der Weiber in seinem Hause besitze.“

Wer war glücklicher, als unsere Abderiten! Sie liefen so schnell, als sie gekommen waren, wieder zurück, fielen ihren erstaunten Weibern um den Hals, erstickten sie mit Küssen und Umarmungen, und bekannten nun freiwillig, was sie gethan hatten, um sich von der Tugend ihrer Hälften (wiewohl wir davon schon gewiß waren, sagten sie) noch gewisser zu machen.

Die guten Weiber wußten nicht, ob sie ihren Sinnen glauben sollten. Aber, wiewohl sie Abderitinnen waren, hatten sie doch Verstand genug, sich auf der Stelle zu fassen, und ihren Männern ein so unzärtliches Mißtrauen, als dasjenige war, dessen sie sich selbst anklagten, nachdrücklich zu verweisen. Einige trieben die Sache bis zu Thränen; aber alle hatten Mühe, die Freude zu verbergen, die ihnen eine so unverhoffte Bestätigung ihrer Tugend verursachte; und wiewohl sie, der Anständigkeit wegen, auf den Demokritus schmählen mußten, so war doch keine, die ihn nicht dafür hätte umarmen mögen, daß er ihnen einen so guten Dienst geleistet hatte. Freilich war dies nicht, was er gewollt hatte. Aber die Folgen dieses einzigen unschuldigen Scherzes mochten ihn lehren, daß man mit Abderiten nicht behutsam genug scherzen kann!

Indessen (wie alle Dinge dieser Welt mehr als eine Seite haben), so fand sich auch, daß aus dem Uebel, welches unser Philosoph den Abderiten wider seine Absicht zugefügt hatte, gleichwohl mehr Gutes entsprang, als man vermuthlich hätte erwarten können, wenn die Froschzungen gewirkt hätten. Die Männer machten die Weiber durch ihre unbegrenzte Sicherheit, und die Weiber die Männer durch ihre Gefälligkeit und gute Laune glücklich. Nirgends in der Welt sah man zufriedenere Ehen als in Abdera. Und bei allem dem waren die Stirnen der Abderiten so glatt, und — die Ohren und Zungen der Abderitinnen so keusch, als die von andern Leuten.

Dreizehntes Kapitel.

Demokritus soll die Abderitinnen die Sprache der Vögel lehren. Im Vorbeigehen eine Probe, wie sie ihre Töchter bildeten.

Ein andermal geschah es, daß sich Demokritus an einem schönen Frühlingsabend mit einer Gesellschaft in einem von den Lustgärten befand, womit die Abderiten die Gegend um ihre Stadt verschönert hatten.

„Wirklich verschönert?“ — Dies nun eben nicht: denn woher hätten die Abderiten nehmen sollen, daß die Natur schöner ist, als die Kunst, und daß zwischen künsteln und verschönern ein Unterschied ist? — Doch davon soll nun die Rede nicht sein.

Die Gesellschaft lag auf weichen mit Blumen bestreueten Rasen, unter einer hohen Laube, im Kreise herum. In den Zweigen eines benachbarten Baums sang eine Nachtigall. Eine junge Abderitin von vierzehn Jahren schien etwas dabei zu empfinden, wovon die übrigen nichts empfanden. Demokritus ward es gewahr. Das Mädchen hatte eine sanfte Gesichtsbildung und Seele in den Augen. Schade für dich, daß du eine Abderitin bist! dacht' er. Was sollte dir in Abdera eine empfindsame Seele? Sie würde dich nur unglücklich machen. Doch es hat keine Gefahr! Was die Erziehung deiner Mutter und Großmutter an dir unverdorben gelassen hat, werden die Söhnchen unserer Archonten und Prytanen, und, was diese verschonen, wird das Beispiel deiner Freundinnen zu Grunde richten. In weniger als vier Jahren wirst du eine Abderitin sein, wie die andern; und wenn du erst erfährst, daß eine Froschzunge auf dem Herzgrübchen nichts zu bedeuten hat —

„Was denken Sie, schöne Nannion?“ sagte Demokritus zu dem Mädchen.

„Ich denke, daß ich mich dort unter die Bäume setzen möchte, um dieser Nachtigall recht ungestört zuhören zu können.“

„Das alberne Ding!“ sagte die Mutter des Mädchens. „Hast du noch keine Nachtigall gehört?“

„Nannion hat Recht,“ sagte die schöne Thryallis; „ich selbst höre für mein Leben gern den Nachtigallen zu. Sie singen mit einem solchen Feuer, und es ist etwas so wollüstiges in ihren Modulationen, daß ich schon oft gewünscht habe, zu verstehen, was sie damit sagen wollen. Ich bin gewiß, man würde die schönsten Dinge von der Welt hören. Aber Sie, Demokritus, der alles weiß, sollten Sie nicht auch die Sprache der Nachtigallen verstehen?“

„Warum nicht?" antwortete der Philosoph mit seinem gewöhnlichen Phlegma; „und die Sprache aller übrigen Vögel dazu!"

„Im Ernste?"

„Sie wissen ja, daß ich immer im Ernste rede."

„O das ist allerliebst! Geschwinde, übersetzen Sie uns was aus der Sprache der Nachtigallen! Wie hieß das, was diese dort sang, als Nannion so davon gerührt wurde?"

„Das läßt sich nicht so leicht in's Griechische übersetzen, als Sie denken, schöne Thryallis. Es gibt keine Redensarten in unserer Sprache, die dazu zärtlich und feurig genug wären."

„Aber wie können Sie denn die Sprache der Vögel verstehen, wenn Sie nicht auf Griechisch wiedersagen können, was Sie gehört haben?"

„Die Vögel können auch kein Griechisch, und verstehen einander doch!"

„Aber Sie sind kein Vogel, wiewohl Sie ein loser Mann sind, der uns immer zum Besten hat."

„Daß man in Abdera doch so gerne Arges von seinem Nächsten denkt! Indessen verdient Ihre Antwort, daß ich mich näher erkläre. Die Vögel verstehen einander durch eine gewisse Sympathie, welche ordentlicher Weise nur unter gleichartigen Geschöpfen statt hat. Jeder Ton einer singenden Nachtigall ist der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der zuhörenden unmittelbar den Unisono dieser Empfindung. Sie versteht also, vermittelst ihres eigenen inneren Gefühls, was ihr jene sagen wollte; und gerade auf die nämliche Weise versteh' ich sie auch."

„Aber wie machen Sie denn das?" — fragten etliche Abderitinnen.

Die Frage war, nachdem Demokritus sich bereits so deutlich erklärt hatte, gar zu abderitisch, als daß er sie ihnen so ungenossen hätte hingehen lassen können. Er besann sich einen Augenblick.

„Ich verstehe den Demokritus," sagte die kleine Nannion leise.

„Du verstehst ihn, du naseweises Ding?" — schnarrte sie die Mutter an. — „Nun laß hören, Puppe, was verstehst du denn davon?"

„Ich kann es nicht zu Worte bringen; aber ich empfind' es, deucht mich," erwiederte Nannion.

„Sie ist, wie Sie hören, noch ein Kind," sagte die Mutter; „wiewohl sie so schnell aufgeschossen ist, daß viele Leute sie für meine jüngere Schwester angesehen haben. Aber halten wir uns nicht mit dem Geplapper eines läppischen Mädchens auf, das noch nicht weiß, was es sagt!"

„Nannion hat Empfindung,“ sagte Demokritus. „Sie findet den Schlüssel zur allgemeinen Sprache der Natur in ihrem Herzen, und vielleicht versteht sie mehr davon als —“

„O mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir die kleine Närrin nicht noch einbildischer; sie ist ohnedies naseweis und schnippisch genug —“

„Bravo,“ dachte Demokritus; „nur so fortgefahren! Auf diesem Wege möchte noch Hoffnung für den Kopf und das Herz der kleinen Nannion sein.“

„Bleiben wir bei der Sache!“ fuhr die Abderitin fort, die, ohne jemals recht gewußt zu haben, wie und warum, die unerkannte Ehre hatte, Nannions Mutter zu sein. „Sie wollten uns ja erklären, wie es zuginge, daß Sie die Sprache der Vögel verstehen?“

Wir sind den Abderitinnen die Gerechtigkeit schuldig, nicht zu bergen, daß sie alles, was Demokritus von seiner Kenntniß der Vögelsprache gesagt hatte, für bloße Prahlerei hielten. Aber dies hinderte nicht, daß die Fortsetzung dieses Gesprächs nicht etwas sehr Unterhaltendes für sie gehabt hätte: denn sie hörten von nichts lieber reden, als von Dingen, die sie nicht glaubten und doch glaubten; als da ist, von Sphinxen, Meermännern, Sibyllen, Kobolten, Popanzen, Gespenstern, und allem, was in diese Rubrik gehört; und die Sprache der Vögel gehörte auch dahin, dachten sie.

„Es ist ein Geheimniß,“ sagte Demokritus, „das ich von dem Oberpriester zu Memphis lernte, da ich mich in den ägyptischen Mysterien initiiren ließ. Er war ein langer, hagerer Mann, hatte einen sehr langen Namen, und einen noch längeren eisgrauen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Sie würden ihn für einen Mann aus der andern Welt gehalten haben, so feierlich und geheimnißvoll sah er in seiner spitzigen Mütze und in seinem schleppenden Mantel aus.“

Die Aufmerksamkeit der Abderiten nahm merklich zu. Nannion, die sich ein wenig weiter zurückgesetzt hatte, lauschte mit dem linken Ohr der Nachtigall entgegen; aber von Zeit zu Zeit schoß sie einen dankvollen Seitenblick auf den Philosophen, welchen dieser, so oft die Mutter auf ihren Busen sah oder ihren Hund küßte, mit aufmunterndem Lächeln beantwortete.

„Das ganze Geheimniß,“ fuhr er fort, „besteht darin: Man schneidet, unter einer gewissen Konstellation, sieben verschiedenen Vögeln, deren Namen ich nicht entdecken darf, die Hälse ab, läßt ihr Blut in eine kleine Grube, die zu dem Ende in die Erde gemacht wird, zusammenfließen, bedeckt die Grube mit Lorbeerzweigen, und — geht seines Weges. Nach Verfluß von ein und zwanzig Tagen kömmt man wieder, deckt die Grube auf, und findet einen kleinen

Drachen von seltsamer Gestalt, der aus der Fäulniß des vermischten Blutes entstanden ist.*)

„Einen Drachen!“ — riefen die Abderitinnen mit allen Merkmalen des Erstaunens.

„Einen Drachen, wiewohl nicht viel größer als eine gewöhnliche Fledermaus. Diesen Drachen nehmen sie, schneiden ihn in kleine Stücke, und essen ihn mit etwas Essig, Oel und Pfeffer, ohne das Mindeste davon übrig zu lassen; gehen darauf zu Bette, decken sich wohl zu, und schlafen ein und zwanzig Stunden in einem Stücke fort. Darauf erwachen sie wieder, kleiden sich an, gehen in ihren Garten, oder in ein Wäldchen, und erstaunen nicht wenig, indem sie sich augenblicklich auf allen Seiten von Vögeln umgeben und gegrüßt finden, deren Sprache und Gesang sie so gut verstehen, als ob sie alle Tage ihres Lebens nichts als Elstern, Gänschen und Truthühner**) gewesen wären.“

Demokritus erzählte den Abderitinnen alles dies mit einer so gelassenen Ernsthaftigkeit, daß sie sich um so weniger entbrechen konnten, ihm Glauben beizumessen, da er, ihrer Meinung nach, die Sache unmöglich mit so vielen Umständen hätte erzählen können, wenn sie nicht wahr gewesen wäre. Indessen wußten sie jetzt doch gerade nur so viel davon, als nöthig war, um desto ungeduldiger zu werden, alles zu wissen —

„Aber,“ fragten sie, „was für Vögel sind es denn, die man dazu braucht? Ist der Sperling, der Finke, die Nachtigall, die Elster, die Wachtel, der Rabe, der Kibitz, die Nachteule u. s. f. auch darunter? Wie sieht der Drache aus? Hat er Flügel? Wie viel hat er deren? Ist er gelb, oder grün, oder blau, oder rosenfarb? Speit

---

*) **Plinius**, der in seiner Natur- und Kunstgeschichte Wahres und Falsches ohne Unterschied zusammengetragen hat, erzählt im Kapitel 49 seines zehnten Buchs in ganzem Ernst: Demokritus habe in einer seiner Schriften gewisse Vögel benennet, aus deren vermischtem Blut eine Schlange entstehe, welche die Eigenschaft habe, daß Derjenige, der sie esse (ob mit Essig und Oel? sagt er nicht), von Stund an alles verstehe, was die Vögel mit einander reden. Wegen dieser und anderer ähnlicher Albernheiten, wovon (wie er sagt) die Schriften des Demokritus wimmeln, liest er ihm an einem andern Orte seines Werkes den Text sehr schulmeisterhaft. Aber **Gellius** (Noct. Atticar. L. X. Cap. 12) vertheidigt unsern Philosophen mit besserm Grund, als Plinius ihn verurtheilt. Was konnte Demokritus dafür, daß die Abderiten dumm genug waren, alles, was er im Ernste sagte, für Ironie, und alles, was er scherzweise sagte, für Ernst zu nehmen? Oder wie konnte er verhindern, daß nicht lange nach seinem Tode abderitische Köpfe tausend Albernheiten, an die er nie gedacht hatte, unter seinem Namen und Ansehen an andere Abderiten verkauften? Was für klägliches Zeug ließ ihn nicht erst im Jahre 1646 **Magnenus** in seinem Democritus redivivus sagen? Und was müssen nicht die Leute in der andern Welt von sich sagen lassen?

**) Dies ist wohl ein Irrthum des Uebersetzers. Denn wer weiß nicht, daß die Truthühner dem Aristoteles selbst unbekannt waren und unbekannt sein mußten, weil sie erst aus Westindien zu uns und in die übrigen Theile unserer Halbkugel gekommen sind? S. *Buffon*, Histoire naturelle de Oiseaux, T. 3. p. 187 u. f.

er Feuer? Beißt oder sticht er nicht, wenn man ihn anrühren will? Ist er gut zu essen? Wie schmeckt er? Wie verdaut er sich? Was trinkt man dazu?" — Alle diese Fragen, womit der gute Naturforscher von allen Seiten bestürmt wurde, machten ihm so warm, daß er sich endlich am kürzesten aus dem Handel zu ziehen glaubte, wenn er ihnen gestände, er habe die ganze Historie nur zum Scherz ersonnen.

„O, dies sollen Sie uns nicht weiß machen!" — riefen die Abderitinnen: „Sie wollen nur nicht, daß wir hinter Ihre Geheimnisse kommen. Aber wir werden Ihnen keine Ruhe lassen; verlassen Sie sich darauf! Wir wollen den Drachen sehen, betasten, beriechen, kosten, und mit Haut und Knochen aufessen, oder — Sie sollen uns sagen, warum nicht!"

Zweites Buch.

Hippokrates in Abdera.

Erstes Kapitel.

Eine Abschweifung über den Charakter und die Philosophie des Demokritus, welche wir den Leser nicht zu überschlagen bitten.

Wir wissen nicht, wie Demokritus es angefangen, um sich die neugierigen Weiber vom Halse zu schaffen. Genug, daß uns diese Beispiele begreiflich machen, wie ein bloßer zufälliger Einfall Gelegenheit habe geben können, den unschuldigen Naturforscher in den Ruf zu bringen, als ob er Abderite genug gewesen sei, alle die Märchen, die er seinen albernen Landsleuten aufheftete, selbst zu glauben. Diejenigen, die ihm dies zum Vorwurf nachgesagt haben, berufen sich auf seine Schriften. Aber schon lange vor den Zeiten des Vitruvius und Plinius wurden eine Menge unächter Büchlein mit vielbedeutenden Titeln unter seinem Namen herumgetragen. Man weiß, wie gewöhnlich diese Art von Betrug den müßigen G r ä c u l i s der spätern Zeiten war. Die Namen H e r m e s T r i s m e g i s t u s, Z o r o a s t e r, O r p h e u s, P y t h a g o r a s, D e m o k r i t u s waren ehrwürdig genug, um die armseligsten Geburten schaaler Köpfe verkäuflich zu machen; insonderheit nachdem die alexandrinische Philosophenschule die Magie in eine Art von allgemeiner Achtung und die Gelehrten in den Geschmack gebracht hatte, sich bei den Ungelehrten das Ansehen zu geben, als ob sie gewaltige Wundermänner wären, die den Schlüssel zur Geisterwelt gefunden hätten, und für die nun in der ganzen Natur nichts Geheimes sei. Die Abderiten hatten den Demokritus in den Ruf der Zauberei gebracht, weil sie nicht begreifen konnten, wie man, ohne ein Hexenmeister zu sein, so viel wissen könne, als sie — n i c h t w u ß t e n; und spätere Betrüger fabricierten Zauberbücher in seinem Namen, um von jenem Ruf bei den Dummköpfen ihrer Zeit Vortheile zu ziehen.

Ueberhaupt waren die Griechen große Liebhaber davon, mit ihren Philosophen den Narren zu treiben. Die Athenienser lachten herzlich, als ihnen der witzige Possenreißer Aristophanes weiß machte, Sokrates halte die Wolken für Göttinnen, messe aus, wie viele Flohfüße hoch ein Floh springen könne*), lasse sich, wenn er meditiren wolle, in einem Korbe aufhängen, damit die anziehende Kraft der Erde seine Gedanken nicht einsauge u. s. f., und es dünkte sie überaus kurzweilig, den Mann, der ihnen immer die Wahrheit und also oft unangenehme Dinge sagte, wenigstens auf der Bühne platte Pedantereien sagen zu hören. Und wie mußte sich nicht Diogenes (der unter den Nachahmern des Sokrates noch am meisten die Miene seines Orginals hatte) von diesem Volke, das so gerne lachte, mißhandeln lassen! Sogar der begeisterte Plato und der tiefsinnige Aristoteles blieben nicht von Anklagen frei, wodurch man sie zu dem großen Haufen der alltäglichen Menschen herabzusetzen suchte. Was Wunder also, daß es dem Manne nicht besser ergieng, der so verwegen war, mitten unter Abderiten Verstand zu haben!

Demokritus lachte zuweilen, wie wir alle, und würde vielleicht, wenn er zu Korinth oder Smyrna oder Syrakus oder an irgend einem andern Orte der Welt gelebt hätte, nicht mehr gelacht haben, als jeder andre Biedermann, der sich, aus Gründen oder von Temperaments wegen aufgelegter fühlt, die Thorheiten der Menschen zu belachen als zu beweinen. Aber er lebte unter Abderiten. Es war nun einmal die Art dieser guten Leute, immer etwas zu thun, worüber man entweder lachen oder weinen oder ungehalten werden mußte; und Demokritus lachte, wo ein Phocion die Stirne gerunzelt, ein Cato gepoltert, und ein Swift zugepeitscht hätte. Bei einem ziemlich langen Aufenthalt in Abdera konnte ihm also die Miene der Ironie wohl eigenthümlich werden: aber daß er im buchstäblichen Verstande immer aus vollem Halse gelacht

*) Nichts ist möglicher, als daß Sokrates wirklich einmal etwas gesagt haben konnte, das zu dieser Türlipinade Anlaß gegeben. Er durfte nur in einer Gesellschaft, wo die Rede von Größe und Kleinheit war, den Irrthum angemerkt haben, den man gewöhnlich begeht, da man von Groß und Klein als von wesentlichen Eigenschaften spricht, und nicht bedenkt, daß es blos auf den Maßstab ankommt, ob etwas groß oder klein sein soll. Er konnte nach seiner scherzhaften Art gesagt haben: man habe Unrecht, den Sprung eines Flohs nach der attischen Elle zu messen; man müsse, um die Schnellkraft des Flohs mit derjenigen eines Luftspringers zu vergleichen, nicht den menschlichen Fuß, sondern den Flohfuß zum Maß nehmen, wenn man anders den Flöhen Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle — und dergleichen. Nun brauchte nur ein Abderite in der Gesellschaft zu sein, so können wir sicher darauf rechnen, daß er es als eine große Ungereimtheit, die dem Philosophen entfahren sei, nach seiner eignen Art wieder erzählt haben werde; und wenn gleich Aristophanes klug genug war, zu begreisen, daß Sokrates etwas Kluges gesagt hatte, so war es doch für einen Mann von seiner Profession und zu seiner Absicht, den Philosophen lächerlich zu machen, schon genug, daß man diesem Einfall eine Wendung geben konnte, wodurch er geschickt wurde, die Zwerchfelle der Athenienser, welche (den Geschmack und den Witz abgerechnet) ziemlich Abderiten waren, einen Augenblick zu erschüttern.

habe, wie ihm ein Dichter, der die Sachen gern übertreibt, nachsagt*), dies hätte wenigstens Niemand in Prosa sagen sollen.

Doch diese Nachrede möchte immer hingehen, zumal da ein so gepriesener Philosoph wie Seneca unsern Freund Demokritus über diesen Punkt rechtfertigt und sogar nachahmenswürdig findet. „Wir müssen uns dahin bestreben", sagt Seneca**), „daß uns die Thorheiten und Gebrechen des großen Haufens sammt und sonders nicht hassenswürdig, sondern lächerlich vorkommen; und wir werden besser thun, wenn wir uns hierin den Demokritus als den Heraklitus zum Muster nehmen. Dieser pflegte, so oft er unter die Leute gieng, zu weinen; jener, zu lachen; dieser sah in allem unserm Thun eitel Noth und Elend; jener eitel Tand und Kinderspiel. Nun ist es aber freundlicher, das menschliche Leben anzulachen, als es anzugrinsen; und man kann sagen, daß sich Derjenige um das Menschengeschlecht verdienter macht, der es belacht, als der es bejammert. Denn jener läßt uns doch immer noch ein wenig Hoffnung übrig; dieser hingegen weint alberner Weise über Dinge, die er bessern zu können verzweifelt. Auch zeigt Derjenige eine größere Seele, der, wenn er einen Blick über das Ganze wirft, sich nicht des Lachens — als jener, der sich der Thränen nicht enthalten kann; denn er giebt dadurch zu erkennen, daß alles, was Andern groß und wichtig genug scheint, um sie in die heftigsten Leidenschaften zu setzen, in seinen Augen so klein ist, daß es nur den leichtesten und kaltblütigsten unter allen Affekten in ihm erregen kann."***)

Im Vorbeigehen deucht mich, die Entscheidung des Sophisten Seneca habe Verstand; wiewohl er vielleicht besser gethan hätte, seine Gründe weder so weit herzuholen, noch in so gekünstelte Antithesen einzuschrauben. Doch, wie gesagt, der bloße Umstand, daß Demokritus unter Abderiten lebte, und über Abderiten lachte, macht den Vorwurf, von welchem die Rede ist, so übertrieben

---

*) Perpetuo risu pulmonem agitare solebat Democritus. — *Juvenal.* Sat. X. 33.

**) De Tranquill. animi c. 15.

***) Bei allem dem erklärt sich doch Seneca bald darauf, daß es noch besser und einem weisen Manne anständiger sei, die herrschenden Sitten und Fehler der Menschen sanft und gleichmüthig zu ertragen, als darüber zu lachen oder zu weinen. Mich dünkt, er hätte mit wenig Mühe finden können, daß es — noch was Bessers giebt als dies Bessere. Warum immer lachen, immer weinen, immer zürnen, oder immer gleichgültig sein? Es giebt Thorheiten, welche belachenswerth sind; es giebt andere, die ernsthaft genug sind, um dem Menschenfreund Seufzer auszupressen; andre, die einen Heiligen zum Unwillen reizen könnten; endlich noch andre, die man der menschlichen Schwachheit zu gut halten soll. Ein weiser und guter Mann (nisi si pituita molesta est, wie Horaz weislich ausbedingt) lacht oder lächelt, bedaurt oder beweint, entschuldigt oder verzeiht, je nachdem es Personen und Sachen, Ort und Zeit mit sich bringen. Denn Lachen und Weinen, Lieben und Hassen, Züchtigen und Loslassen, hat seine Zeit, sagt Salomo, welcher älter, klüger und besser war als Seneca mit allen seinen Antithesen.

er auch sein mag, zum erträglichsten unter allem, was unserm Weisen aufgebürdet worden. Läßt doch Homer die Götter selbst über einen weit weniger lächerlichen Gegenstand — über den hinkenden Vulkan, der aus der gutherzigen Absicht, Friede unter den Olympiern zu stiften, den Mundschenken macht — in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen! Aber das Vorgeben, daß Demokritus sich selbst freiwillig des Gesichts beraubt habe, und die Ursachen, warum er es gethan haben soll, dies setzt auf Seiten Derjenigen, bei denen es Eingang finden konnte, eine Neigung voraus, die wenigstens ihrem Kopfe wenig Ehre macht.

„Und was für eine Neigung mag denn das sein?" — Ich will es euch sagen, lieben Freunde, und gebe der günstige Himmel, daß es nicht gänzlich in den Wind gesagt sein möge!

Es ist die armselige Neigung, jeden Dummkopf, jeden hämischen Buben für einen unverwerflichen Zeugen gelten zu lassen, sobald er einem großen Manne irgend eine überschwängliche Ungereimtheit nachsagt, welche sogar der alltäglichste Mensch bei fünf gesunden Sinnen zu begehen unfähig wäre.

Ich möchte nicht gerne glauben, daß diese Neigung so allgemein sei, als die Verkleinerer der menschlichen Natur behaupten; aber dies wenigstens lehrt die Erfahrung, daß die kleinen Anekdoten, die man von großen Geistern auf Unkosten ihrer Vernunft cirkuliren zu lassen pflegt, sehr leicht bei den Meisten Eingang finden. Doch vielleicht ist dieser Hang im Grunde nicht sträflicher als das Vergnügen, womit die Sternseher Flecken in der Sonne entdeckt haben? Vielleicht ist es blos das Unerwartete und Unbegreifliche, was die Entdeckung solcher Flecken so angenehm macht? Außerdem findet sich auch nicht selten, daß die armen Leute, indem sie einem großen Manne Widersinnigkeiten andichten, ihm (nach ihrer Art zu denken) noch viel Ehre zu erweisen glauben; und dies mag wohl, was die freiwillige Blindheit unsres Philosophen betrifft, der Fall bei mehr als Einem abderitischen Gehirne gewesen sein.

„Demokritus beraubte sich des Gesichtes", sagt man, „damit er desto tiefer denken könnte. Was ist hierin so Unglaubliches? Haben wir nicht Beispiele freiwilliger Verstümmelungen von ähnlicher Art? Kombabus — Origenes" —

Gut! — Kombabus und Origines warfen einen Theil ihrer selbst von sich, und zwar einen Theil, den wohl die Meisten im Fall der Noth mit allen ihren Augen, und wenn sie deren so viel als Argus hätten, erkaufen würden. Allein sie hatten auch einen großen Beweggrund dazu. Was giebt der Mensch nicht um sein

Leben? Und was thut oder leidet man nicht, der Günstling eines Fürsten zu bleiben oder gar eine Pagode zu werden! — Demokritus hingegen konnte keinen Beweggrund von dieser Stärke haben. Es möchte noch hingehen, wenn er ein Methaphysiker oder ein Poet gewesen wäre. Dies sind Leute, die zu ihrem Geschäfte des Gesichts entbehren können. Sie arbeiten am meisten mit der Einbildungskraft, und diese gewinnt sogar durch die Blindheit. Aber wann hat man jemals gehört, daß ein Beobachter der Natur, ein Zergliederer, ein Sternseher sich die Augen ausgestochen hätte, um desto besser zu beobachten, zu zergliedern und nach den Sternen zu sehen?

Die Ungereimtheit ist so handgreiflich, daß Tertullianus die angebliche That unsers Philosophen aus einer andern Ursache ableitet, die ihm aber zum wenigsten eben so ungereimt hätte vorkommen müssen, wenn er ein besserer Raisonneur gewesen wäre, oder nicht gerade vonnöthen gehabt hätte, die Philosophen, die er zu Boden legen wollte, in Strohmänner zu verwandeln. „Er beraubte sich der Augen", sagt Tertullian*), „weil er kein Weib ansehen konnte, ohne ihrer zu begehren." — Ein feiner Grund für einen griechischen Philosophen aus dem Jahrhunderte des Perikles! Demokritus, der sich gewiß nicht einfallen ließ, weiser sein zu wollen als Solon, Anaxagoras, Sokrates, hatte auch vonnöthen, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen! Wahr ist's, der Rath des letzteren**) (der Demokriten gewiß nichts Unbekanntes war, weil er Verstand genug hatte, sich ihn selbst zu geben) verfängt wenig gegen die Gewalt der Liebe; und einem Philosophen, der sein ganzes Leben dem Erforschen der Wahrheit widmen wollte, war allerdings sehr viel daran gelegen, sich vor einer so tyrannischen Leidenschaft zu hüten. Allein von dieser hatte auch Demokritus, wenigstens in Abdera, nichts zu besorgen. Die Abderitinnen waren zwar schön; aber die gütige Natur hatte ihnen die Dummheit zum Gegengift ihrer körperlichen Reizungen gegeben. Eine Abderitin war nur schön, bis sie — den Mund aufthat, oder bis man sie in ihrem Hauskleide sah. Leidenschaften von drei Tagen waren das Aeußerste, was sie einem ehrlichen Manne, der kein Abderite war, einflößen konnte; und eine Liebe von drei Tagen ist einem Demokritus am Philosophiren so wenig hinderlich, daß wir vielmehr allen Naturforschern, Zergliederern, Meßkünstlern und Sternsehern demüthig rathen wollten, sich dieses Mittels als eines vortrefflichen Recepts gegen Milzbeschwerungen öfters zu bedienen, wenn nicht

*) Apolog. C. 46.

**) Memorab. Socrat. Lib. I. Cap. 3. Num. 14.

zu vermuthen wäre, daß diese Herren zu weise sind, eines Raths vonnöthen zu haben. Ob Demokritus selbst die Kraft dieses Mittels zufälliger Weise bei einer oder der andern von den abderitischen Schönen, die wir bereits kennen gelernt, versucht haben möchte, können wir aus Mangel authentischer Nachrichten weder bejahen noch verneinen. Aber daß er, um gar nicht oder nicht zu stark von so unschädlichen Geschöpfen eingenommen zu werden, und weil er auf allen Fall sicher war, daß sie ihm die Augen nicht auskratzen würden — schwach genug gewesen sei, sich solche selbst auszukratzen: dies mag Tertullianus glauben, so lang es ihm beliebt; wir zweifeln sehr, daß es Jemand mitglauben wird.

Aber alle diese Ungereimtheiten werden unerheblich, wenn wir sie mit demjenigen vergleichen, was ein sonst in seiner Art sehr verdienter Sammler von Materialien zur Geschichte des menschlichen Verstandes*) die Philosophie des Demokritus nennt. Es würde schwer sein, von einem Haufen einzelner Trümmer, Steine und zerbrochener Säulen, die man als vorgebliche Ueberbleibsel des großen Tempels zu Olympia aus unzähligen Orten zusammengebracht hätte, mit Gewißheit zu sagen, daß es wirklich Trümmer dieses Tempels seien. Aber was würde man von einem Manne denken, der — wenn er diese Trümmer, so gut es ihm in der Eile möglich gewesen wäre, auf einander gelegt und mit etwas Leim und Stroh zusammengeflickt hätte — ein so armseliges Stückwerk ohne Plan, ohne Fundament, ohne Größe, ohne Symmetrie und Schönheit für den Tempel zu Olympia ausgeben wollte?

Ueberhaupt ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Demokritus ein System gemacht habe. Ein Mann, der sein Leben mit Reisen, Beobachtungen und Versuchen zubringt, lebt selten lange genug, um die Resultate dessen, was er gesehen und erfahren, in ein kunstmäßiges Lehrgebäude zusammenzufügen. Und in dieser Rücksicht könnte wohl auch Demokritus, wiewohl er über ein Jahrhundert gelebt haben soll, noch immer zu früh vom Tod überrascht worden sein. Aber, daß ein solcher Mann mit dem durchdringenden Verstande und mit dem brennenden Durste nach Wahrheit, den ihm das Alterthum einhellig zuschreibt, fähig gewesen sei, handgreiflichen Unsinn zu behaupten, ist noch etwas weniger als unwahrscheinlich. „Demokritus (sagt man uns) erklärte das Dasein der Welt lediglich aus den Atomen, dem leeren Raum und der Nothwendigkeit oder dem Schicksal. Er fragte die Natur achtzig Jahre lang, und sie sagte ihm kein

*) Brucker; vom Magnenus, der den Demokritus nach seiner eigenen Phantasie raisonniren und deraisonniren läßt, nichts zu sagen!

Wort von ihrem Urheber, von seinem Plan, von seinem Endzweck. Er schrieb den Atomen allen einerlei Art von Bewegung zu, und wurde nicht gewahr *), daß aus Elementen, die sich in parallelen Linien bewegen, in Ewigkeit keine Körper entstehen können? Er läugnete, daß die Verbindung der Atomen nach dem Gesetze der Aehnlichkeit geschehe; er erklärte alles in der Welt aus einer unendlich schnellen, aber blinden Bewegung: und behauptete gleichwohl, daß die Welt ein Ganzes sei?" u. s. f. Diesen und andern ähnlichen Unsinn setzt man auf seine Rechnung, citiret den Stobäus, Sextus, Censorinus, und bekümmert sich wenig darum, ob es unter die möglichen Dinge gehöre, daß ein Mann von Verstand (wofür man gleichwohl den Demokritus ausgiebt) so gar erbärmlich raisonniren könnte. Freilich sind große Geister von der Möglichkeit, sich zu irren, oder unrichtige Folgerungen zu ziehen, eben so wenig frei als kleine; wiewohl man gestehen muß, daß sie unendlichmal seltner in diese Fehler fallen, als es die Liliputer gerne hätten; aber es giebt Albernheiten, die nur ein Dummkopf zu denken oder zu sagen fähig ist, so wie es Unthaten giebt, die nur ein Schurke begehen kann. Die besten Menschen haben ihre Anomalien, und die weisesten leiden zuweilen eine vorübergehende Verfinsterung; aber dies hindert nicht, daß man nicht mit hinlänglicher Sicherheit von einem verständigen Manne sollte behaupten können, daß er gewöhnlich, und besonders in solchen Gelegenheiten, wo auch die Dümmsten allen den ihrigen zusammenraffen, wie ein Mann von Verstand verfahren werde.

Diese Maxime könnte uns, wenn sie gehörig angewendet würde, im Leben manches rasche Urtheil, manche von wichtigen Folgen begleitete Verwechslung des Scheins mit der Wahrheit ersparen helfen. Aber den Abderiten half sie nichts. Denn zum Anwenden einer Maxime wird gerade das Ding erfordert — das sie nicht hatten. Die guten Leute behalfen sich mit einer ganz andern Logik als vernünftige Menschen; und in ihren Köpfen waren Begriffe associirt, die, wenn es keine Abderiten gäbe, sonst in aller Ewigkeit nie zusammenkommen würden. Demokritus untersuchte die Natur der Dinge und bemerkte die Ursachen gewisser Naturbegebenheiten ein wenig früher als die Abderiten, — also war er ein Zauberer. Er dachte über alles anders als sie, lebte nach andern Grundsätzen, brachte seine Zeit auf eine ihnen unbegreifliche Art mit sich selbst zu, — also war es nicht recht richtig in seinem Kopfe; der Mann hatte sich überstudiert; und man besorgte, daß es einen unglücklichen Ausgang mit ihm nehmen werde.

---

*) Bruck. Histor. Crit. Philosoph. T. I. p. 1190.

Zweites Kapitel.

Demokritus wird eines schweren Verbrechens beschuldiget, und von einem seiner Verwandten damit entschuldiget, daß er seines Verstandes nicht recht mächtig sei. Wie er das Ungewitter, welches ihm der Priester Strobylus zubereiten wollte, noch zu rechter Zeit ableitet — ein Arkanum, dessen Wirkung selten ausbleibt, wenn es recht applicirt wird.

„Was hört man vom Demokritus?“ — sagten die Abderiten unter einander. — „Schon sechs ganzer Wochen will Niemand Nichts von ihm gesehen haben. — Man kann seiner nie habhaft werden; oder wenn man ihn endlich trifft, so sitzt er in tiefen Gedanken, und ihr seid eine halbe Stunde vor ihm gestanden, habt mit ihm gesprochen und seid wieder weggegangen, ohne daß er es gewahr worden ist. Bald wühlt er in den Eingeweiden von Hunden und Katzen herum; bald kocht er Kräuter, oder steht mit einem großen Blasebalg in der Hand vor einem Zauberofen und macht Gold oder noch was Aergeres. Bei Tage klettert er wie ein Gems die steilsten Klippen des Hämus hinan, um — Kräuter zu suchen, als ob es deren nicht genug in der Nähe gäbe; und bei Nacht, wo sogar die unvernünftigen Geschöpfe der Ruhe pflegen, wickelt er sich in einen scythischen Pelz und guckt, beim Kastor! durch ein Blaserohr nach den Sternen.“

„Ha, ha, ha! Man könnte sichs nicht närrischer träumen lassen! Ha, ha, ha!“ — lachte der kurze dicke Rathsherr.

„Es ist bei alle dem Schade um den Mann“, sagte der Archon von Abdera; „man muß gleichwohl gestehen, daß er viel weiß.“

„Aber was hat die Republik davon?“ — versetzte ein Rathsherr, der sich mit Projekten, Verbesserungsvorschlägen und Deduktionen veralteter Ansprüche eine hübsche runde Summe von der Republik verdient hatte, und in Kraft dessen immer aus vollen Backen von seinen Verdiensten um das abderitische Wesen prahlte, wiewohl das abderitische Wesen sich durch alle seine Projekte, Deduktionen und Verbesserungen nicht um hundert Drachmen besser befand.

„Es ist wahr“, sprach ein Anderer; „mit seiner Wissenschaft läuft es auf lauter Spielwerk hinaus; nichts Gründliches! In minimis maximus!“

„Und dann sein unerträglicher Stolz! — Seine Widersprechungssucht! — Sein ewiges Vernünfteln und Tadeln und Spötteln!“

„Und sein schlimmer Geschmack!“

„Von der Musik wenigstens versteht er nicht den Kukuck", sagte der Nomophylar.

„Vom Theater noch weniger", rief Hyperbolus.

„Und von der hohen Ode gar nichts", sagte Physignathus.

„Er ist ein Charlatan, ein Windbeutel" —

„Und ein Freigeist obendrein", schrie der Priester Strobylus; „ein ausgemachter Freigeist, ein Mensch der nichts glaubt, dem nichts heilig ist. Man kann ihm beweisen, daß er einer Menge von Fröschen die Zungen bei lebendigem Leibe ausgerissen hat."

„Man spricht stark davon, daß er deren etliche sogar lebendig zergliedert habe", sagte Jemand.

„Ists möglich?" rief Strobylus mit allen Merkmalen des äußersten Entsetzens; „sollte dies bewiesen werden können? Gerechte Latona! Wozu diese verfluchte Philosophie einen Menschen nicht bringen kann! Aber sollt' es wirklich bewiesen werden können?"

„Ich geb es, wie ich es empfangen habe", erwiederte Jener.

„Es muß untersucht werden", schrie Strobylus, „hochpreislicher Herr Archon! — Wohlweise Herren! — ich fordre Sie hiermit im Namen der Latona auf! Die Sache muß untersucht werden!"

„Wozu eine Untersuchung?" sagte Thrasyllus, einer von den Häuptern der Republik, ein naher Anverwandter und vermuthlicher Erbe des Philosophen. „Die Sache hat ihre Richtigkeit. Aber sie beweiset weiter nichts, als was ich leider! schon seit geraumer Zeit an meinem armen Vetter wahrgenommen habe, — daß es mit seinem Verstande nicht so gut steht, als zu wünschen wäre. Demokritus ist kein schlimmer Mann; er ist kein Verächter der Götter: aber er hat Stunden, wo er nicht bei sich selber ist. Wenn er einen Frosch zergliedert hat, so wollt' ich für ihn schwören, daß er den Frosch für eine Katze ansah."

„Desto schlimmer!" sagte Strobylus.

„In der That, desto schlimmer — für seinen Kopf und für sein Hauswesen!" — fuhr Thrasyllus fort. „Der arme Mann ist in einem Zustande, wobei wir nicht länger gleichgültig bleiben können. Die Familie wird sich genöthiget sehen, die Republik um Hülfe anzurufen. Er ist in keinerlei Betrachtung fähig, sein Vermögen selbst zu verwalten. Er wird bevogtet werden müssen."

„Wenn dies ist" — sagte der Archon mit einer bedenklichen Miene — und hielt inne.

„Ich werde die Ehre haben, Ihre Herrlichkeit näher von der Sache zu unterrichten", versetzte der Rathsherr Thrasyllus.

„Wie? Demokritus sollte nicht bei Verstande sein?" rief

Einer aus den Anwesenden. „Meine Herren von Abdera, bedenken Sie wohl, was Sie thun! Sie sind in Gefahr, dem ganzen Griechenland ein großes Lachen zuzubereiten. Ich will meine Ohren verloren haben, wenn Sie einen verständigern Mann diesseits und jenseits des Hebrus finden, als diesen nämlichen Demokritus! Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! die Sache ist kitzlicher, als Sie vielleicht denken."

Unsre Leser erstaunen — aber wir wollen Ihnen sogleich aus dem Wunder helfen. Derjenige, der dies sagte, war kein Abderit. Er war ein Fremder aus Syrakus, und (was die Rathsherren von Abdera in Respekt hielt) ein naher Verwandter des ältern Dionysius, der sich vor kurzem zum Fürsten dieser Republik aufgeworfen hatte.

„Sie können versichert sein", antwortete der Archon dem Syrakusaner, „daß wir nicht weiter in der Sache gehen werden, als wir Grund finden."

„Ich nehme zu viel Antheil an der Ehre, welche der erlauchte Syrakusaner meinem Vetter durch seine gute Meinung erweist", sagte Thrasyllus, „als daß ich nicht wünschen sollte, sie bestätigen zu können. Es ist wahr, Demokritus hat seine hellen Augenblicke; und in einem solchen wird ihn der Prinz gesprochen haben. Aber leider! es sind nur Augenblicke" —

„So müssen die Augenblicke in Abdera sehr lang sein", fiel der Syrakusaner ein.

„Hoch- und wohlweise Herren", sagte der Priester Strobylus; „die Umstände mögen beschaffen sein, wie sie wollen, bedenken Sie, daß die Rede von einem lebendig zergliederten Frosche ist! Die Sache ist wichtig, und ich dringe auf Untersuchung. Denn dafür sei Latona und Apollo, daß ich fürchten sollte" —

„Beruhigen Sie sich, Herr Oberpriester", fiel ihm der Archon ins Wort — der (unter uns gesagt) selbst ein wenig im Verdachte stand, von den Fröschen der Latona nicht so gesund zu denken, wie man in Abdera davon denken mußte — „Auf die erste Anregung, welche von Seiten der Vorsteher des geheiligten Teiches beim Senat gemacht werden wird, sollen die Frösche alle gebührende Genugthuung erhalten!"

Der Syrakusaner ließ den Demokritus unverzüglich von allem benachrichtigen, was in dieser Gesellschaft gesprochen worden war.

„Laß den fettesten jungen Pfauen*) im Hühnerhofe würgen

*) Hier scheint sich eine Unrichtigkeit in den Text eingeschlichen zu haben. Der Pfau war vor Alexanders Eroberung des persischen Reiches ein unbekannter Vogel in Griechenland. Und da er nachmals aus Asien nach Europa überging, war er anfangs so selten, daß man ihn zu Athen um Geld sehen ließ. Jedoch wurde

und an den Bratspieß stecken", sagte Demokritus zu seiner Haushälterin, „und benachrichtige mich, wenn er gahr ist."

Des nämlichen Abends, als sich Strobylus zu Tische setzte, ward der gebratne Pfau in einer silbernen Schüssel als ein Geschenk des Demokritus aufgetragen. Als man ihn öffnete, siehe, da war er mit hundert goldnen Dariken*) gefüllt. „Es muß doch nicht so gar übel mit dem Verstande des Mannes stehen", dachte Strobylus.

Das Mittel wirkte unverzüglich, was es wirken sollte. Der Oberpriester ließ sich den Pfauen herrlich schmecken, trank griechischen Wein dazu, strich die hundert Dariken in seinen Beutel und dankte der Latona für die Genugthuung, die sie ihren Fröschen verschafft hatte.

„Wir haben alle unsre Fehler", sagte Strobylus des folgenden Tages in einer großen Gesellschaft. „Demokritus ist zwar ein Philosoph; aber ich finde doch, daß er es so übel nicht meint, als ihn seine Feinde beschuldigen. Die Welt ist schlimm; man hat wunderliche Dinge von ihm erzählt: aber ich denke gern das Beste von Jedermann. Ich hoffe, sein Herz ist besser als sein Kopf! Es soll nicht gar zu richtig in dem letztern sein; und ich glaub' es selbst. Einem Menschen in solchen Umständen muß man viel zu Gute halten. Ich bin gewiß, daß er der feinste Mann in ganz Abdera wäre, wenn ihm die Philosophie den Verstand nicht verdorben hätte!"

Strobylus fing durch diese Rede zwei Fliegen mit Einer Klappe. Er entledigte sich seiner Verbindlichkeit gegen unsern Philosophen, da er von ihm als von einem guten Manne sprach; und machte sich ein Verdienst um den Rathsherrn Thrasyllus, indem er es auf Unkosten seines Verstandes that. Woraus zu ersehen ist, daß der Priester Strobylus, bei aller seiner Einfalt oder Dummheit (wenn man es so nennen will) ein schlauer Gast war.

---

er in kurzer Zeit (nach dem Ausdruck des Komödienschreibers Antiphanes) so gemein als die Wachteln. In der üppigen Epoche von Rom wurde deren eine unendliche Menge daselbst erzogen, und der Pfau machte ein vorzügliches Gerichte auf den römischen Tafeln aus. Woher der Herr von Büffon genommen hat, daß die Griechen keine Pfauen gegessen, weiß ich nicht; das Gegentheil hätte ihm eine Stelle aus dem Poeten Alexis beim Athenäus beweisen können. Indessen wäre doch, wenn es vor Alexandern keine Pfauen in Europa gegeben hätte, gewiß, daß Demokritus dem Priester Strobylus keinen gebratenen Pfauen hätte schicken können; man müßte denn voraussetzen, daß dieser Naturforscher unter andern Seltenheiten auch Pfauen aus Indien mitgebracht hätte. Und warum sollte man dies nicht voraussetzen können? Im Nothfall könnten uns auch die alten samischen Münzen, auf denen man neben der Juno einen Pfau abgebildet sieht, aus der Schwierigkeit helfen — wenn es der Mühe werth wäre.

*) Eine persische Goldmünze, die von Cyaxares II., oder Darius aus Medien, nach der Eroberung Babylons zuerst soll geschlagen worden sein.

Drittes Kapitel.

Eine kleine Abschweifung in die Regierungszeit Schach-Bahams des Weisen. Charakter des Rathsherrn Thrasyllus.

Es giebt eine Art von Menschen, die man viele Jahre lang kennen und beobachten kann, ohne mit sich selbst einig zu werden, ob man sie in die Klasse der schwachen oder der bösen Leute setzen soll. Kaum haben sie einen Streich gemacht, dessen kein Mensch von einiger Ueberlegung fähig zu sein scheint, so überraschen sie uns durch eine so wohl ausgedachte Bosheit, daß wir mit allem guten Willen, von ihrem Herzen das Beste zu denken, uns in der Unmöglichkeit befinden, die Schuld auf ihren Kopf zu legen. Gestern nahmen wir es für ausgemacht an, daß Herr Quidam so schwach von Verstande sei, daß es Sünde wäre, ihm seine Ungereimtheiten zu Verbrechen zu machen; heute überführt uns der Augenschein, daß der Mann zu übelthätig ist, um ein bloßer Dummkopf zu sein; wir sehen keinen Ausweg, ihn von der Schuld eines bösen Willens frei zu sprechen. Aber kaum haben wir hierüber unsre Partei genommen, so sagt oder thut er etwas, das uns wieder in unsre vorige Hypothese zurückwirft, oder wenigstens in eine der unangenehmsten Seelenlagen, in die Verlegenheit setzt, nicht zu wissen, was wir von dem Manne denken, oder — wenn unser Unstern will, daß wir mit ihm zu thun haben müssen — was wir mit ihm anfangen sollen.

Die geheime Geschichte von Agra sagt, daß der berühmte Schach-Baham sich einsmals mit einem seiner Omras in diesem Falle befunden habe. Der Omra wurde beschuldigt, daß er Ungerechtigkeit ausgeübt habe.

„So soll er gehangen werden“, sagte Schach-Baham.

„Aber, Sire“, hielt man ihm entgegen, „der arme Kurli ist ein so schwacher Kopf, daß noch die Frage ist, ob er den Unterschied zwischen Recht und Link deutlich genug einsieht, um zu wissen, wenn er eine Ungerechtigkeit begeht oder nich.“

„Wenn dies ist“, sagte Schach-Bahamt, „so schickt ihn ins Narrenhospital!“

„Gleichwohl, Sire, da er Verstands genug hat, einem Wagen mit Heu auszuweichen und bei einem Pfeiler, an dem er sich den Kopf zerschellen könnte, vorbeizugehen, weil er wohl merkt, daß der Pfeiler nicht bei ihm vorbeigehen werde“ —

„Merkt er das?“ rief der Sultan; „beim Barte des Propheten! so sagt mir nichts weiter. Morgen soll man sehen, ob Justiz in Agra ist.“

„Indessen giebt es Leute, die Ew. Majestät versichern werden, daß der Omra — seine Dummheit ausgenommen, die ihn zuweilen boshaft macht — der ehrlichste Mann von der Welt ist.“

„Um Vergebung!“ fiel ein andrer von den anwesenden Höflingen ein, „gerade das Gegentheil! Kurli hat alles, was noch gut an ihm ist, seiner Dummheit zu danken. Er würde zehnmal schlimmer sein, als er ist, wenn er Verstand genug hätte, um zu wissen, wie ers anfangen soll.“

„Wißt ihr auch, meine Freunde, daß in allem, was ihr mir da sagt, kein Menschenverstand ist?“ versetzte Schach-Baham. „Vergleicht euch erst mit euch selbst, wenn ich bitten darf! Kurli, spricht Dieser, ist ein böser Mann, weil er dumm ist — Nein, spricht Jener, er ist dumm, weil er boshaft ist — Gefehlt, spricht der Dritte; er würde ein schlimmer Mann sein, wenn er nicht so dumm wäre — Wie wollt ihr, daß unser Einer aus diesem Galimathias klug werde? Da entscheide mir einmal Jemand, was ich mit ihm anfangen soll! Denn entweder ist er zu boshaft fürs Narrenspital, oder zu dumm für den Galgen.“

„Dies ist es eben“, sagte die Sultanin Darejan. „Kurli ist zu dumm, um sehr boshaft zu sein; und doch würde Kurli noch weniger boshaft sein, als er ist, wenn er weniger dumm wäre.“

„Der Henker hole den räthselhaften Kerl!“ rief Schach-Baham. „Da sitzen wir und zerbrechen uns die Köpfe, um ausfindig zu machen, ob er ein Esel oder ein Schurke sei; und am Ende werdet ihr sehen, daß er Beides ist. — Alles wohl überlegt, wißt ihr, was ich thun will? Ich will ihn laufen lassen! Seine Bosheit und seine Dummheit werden einander schon die Wage halten. Er wird, in so fern er nur kein Omra ist, weder durch diese noch jene großen Schaden thun. Die Welt ist weit; laß ihn laufen, Itimadulet! Aber vorher soll er kommen, und sich bei der Sultanin bedanken! Nur noch vor drei Minuten wollt' ich ihm keine Feige um seinen Hals gegeben haben!“

Man hat lange nicht ausfindig machen können, warum Schach-Baham den Beinamen des Weisen in den Geschichtbüchern von Hindostan führt. Aber nach dieser Entscheidung kann es keine Frage mehr sein. Alle sieben Weisen aus Griechenland hätten den Knoten nicht besser auflösen können, als ihn Schach-Baham — zerhieb.

Der Rathsherr Thrasyllus hatte das Unglück, einer von diesen (zum Glück der Welt) nicht so gar gewöhnlichen Menschen zu sein, in deren Kopf und Herzen Dummheit und Bosheit, nach dem Ausdruck des Sultans, einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen seines Verwandten waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daß Demokritus nach

einer so langen Abwesenheit gar nicht wiederkommen würde; und auf diese Voraussetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft des Philosophen auf eine sehr unangenehme Art vereitelte. Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, das Erbgut des Demokritus für einen Theil seines eignen Vermögens anzusehen, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen, anders zu denken. Er betrachtete also den Demokritus als einen Räuber, der ihm das Seinige vorenthalte. Aber unglücklicher Weise hatte dieser, der Räuber — die Gesetze auf seiner Seite.

Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden, und suchte lange vergebens. Endlich glaubte er in der Lebensart des Philosophen einen Grund, auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daß Demokritus ein Narr sei, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam also nur darauf an, dem großen Rath legaliter darzuthun, daß seine Narrheit von derjenigen Art sei, welche den damit Behafteten unfähig macht, sein eigner Herr zu sein. Dies hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich durchgekommen sein! Aber in solchen Fällen finden seines Gleichen für ihr Geld immer einen Spitzbuben, der ihnen seinen Kopf leiht; und dann ist es so viel, als ob sie selbst einen hätten.

Viertes Kapitel.

Kurze, doch hinlängliche, Nachrichten von den abderitischen Sykophanten. Ein Fragment aus der Rede, worin Thrasyllus um die Bevogtung seines Vetters ansuchte.

Es gab damals zu Abdera eine Art von Leuten, die sich von der Kunst nährten, schlimme Händel so zu rechte zu machen, daß sie wie gut aussahen. Sie gebrauchten dazu nur zwei Hauptkunstgriffe: entweder sie verfälschten das Faktum, oder sie verdrehten das Gesetz. Weil diese Lebensart sehr einträglich war, so legte sich nach und nach eine so große Menge von müßigen Leuten darauf, daß die Pfuscher zuletzt die Meister verdrängten. Die Profession verlor dadurch von ihrem Ansehen. Man nannte Diejenigen, die sich damit abgaben, Sykophanten, weil die meisten so arme Schelme waren, daß sie für eine Feige alles sagten, was man wollte.

Indessen, da die Sykophanten wenigstens den zwanzigsten Theil der Einwohner von Abdera ausmachten, und die Leute gleichwohl nicht blos von Feigen leben konnten: so reichten die gewöhnlichen Gelegenheiten, wobei die Rechtshändel zu entstehen pflegen, nicht mehr zu. Die Vorfahren der Sykophanten hatten gewartet, bis man sie um ihren Beistand ansprach. Abei bei dieser Methode hätten die neuern Sykophanten hungern oder graben müssen! Denn zu betteln war in Abdera nicht erlaubt; welches (im Vorbeigehen zu sagen) das Einzige war, was die Fremden an der abderitischen Polizei zu loben fanden. Nun waren die Sykophanten zum Graben zu faul; folglich blieb den meisten kein ander Mittel übrig, als — die Händel, die sie führen wollten, *selbst zu machen*.

Weil die Abderiten Leute von sehr hitziger Gemüthsart und von geringer Besonnenheit waren, so fehlt' es dazu nie an Gelegenheit. Jede Kleinigkeit gab also einen Handel; jeder Abderite hatte seinen Sykophanten; und so wurde wieder eine Art von Gleichgewicht hergestellt, wodurch sich die Profession um so mehr in Ansehen erhielt, weil die Nacheiferung große Talente entwickelte.

Abdera gewann dadurch den Ruhm, daß die Kunst, Fakta zu verfälschen und Gesetze zu verdrehen, in Athen selbst nicht so hoch gebracht worden sei; und dieser Ruhm wurde in der Folge dem Staat einträglich. Denn wer einen ungewöhnlich schlimmen Handel von einiger Wichtigkeit hatte, verschrieb sich einen abderitischen Sykophanten; und es müßte nicht natürlich zugegangen sein, wenn der Sykophant eher von einem solchen Klienten abgelassen hätte, bis nichts mehr an ihm abzunagen war.

Doch dies war noch nicht der größte Vortheil, den die Abderiten von ihren Sykophanten zogen. Was diese Leute in ihren Augen am vorzüglichsten machte, war — die Bequemlichkeit, eine jede Schelmerei ausführen zu können, ohne sich selbst dabei bemühen zu müssen, oder sich mit der Justiz abzuwerfen. Man brauchte die Sache nur einem Sykophanten zu übergeben, so konnte man gewöhnlicher Weise des Ausgangs wegen ruhig sein. Ich sage gewöhnlicher Weise; denn freilich gab es mitunter auch Fälle, wo der Sykophant, nachdem er sich erst von seinem Klienten tüchtig hatte bezahlen lassen, gleichwohl heimlich dem Gegentheil zu seinem Rechte verhalf; aber dies geschah auch niemals, als wenn dieser wenigstens zwei Drittel mehr gab als der Klient.

Uebrigens konnte man nichts Erbaulichers sehen als das gute Vernehmen, worin zu Abdera die Sykophanten mit den Magistratspersonen standen. Die Einzigen, die sich übel bei dieser Eintracht befanden, waren — *die Klienten*. Bei allen andern Unternehmungen, so gefährlich und gewagt sie auch immer

sein mögen, bleibt doch wenigstens eine Möglichkeit, mit ganzer Haut davon zu kommen. Aber eine abderitischer Klient war immer gewiß, um sein Geld zu kommen, er mochte seinen Handel gewinnen oder verlieren. Nun rechteten die Leute zwar darum weder mehr noch weniger; allein ihre Justiz kam dabei in einen Ruf, gegen welchen nur Abderiten gleichgültig sein konnten. Denn es wurde zu einem Sprichwort in Griechenland, Demjenigen, dem man das Aergste an den Hals wünschen wollte, einen Prozeß in Abdera zu wünschen.

Aber beinahe hätten wir über den Sykophanten vergessen, daß die Rede von den Absichten des Rathsherrn Thrasyllus auf das Vermögen unsers Philosophen und von den Mitteln war, wodurch er seinen vorhabenden Raub unter dem Schutze der Gesetze zu begehen versuchen wollte.

Um den geneigten Leser mit keiner langweiligen Umständlichkeit aufzuhalten, begnügen wir uns zu sagen, daß Thrasyllus die Sache seinem Sykophanten auftrug. Es war einer von den geschicktesten in ganz Abdera; ein Mann, der die gemeinen Kunstgriffe seiner Mitbrüder verachtete und sich viel darauf zu gut that, daß er, seitdem er sein edles Handwerk trieb, ein paar hundert schlimme Händel gewonnen hatte, ohne jemals eine einzige direkte Lüge zu sagen. Er steifte sich auf lauter unläugbare Fakta; aber seine Stärke lag in der Zusammensetzung und im Helldunkeln. Demokritus hätte in keine bessern Hände fallen können. Wir bedauern nur, daß wir, weil die Akten des ganzen Prozesses längst von Mäusen gefressen worden, außer Stande sind, jungen neuangehenden Sykophanten zum Besten die Rede vollständig mitzutheilen, worin dieser Meister in der Kunst dem großen Rathe zu Abdera bewies: daß Demokritus seines Vermögens entsetzt werden müsse. Alles, was von dieser Rede übrig geblieben, ist ein kleines Fragment, welches uns merkwürdig genug scheint, um zur Probe, wie diese Herren eine Sache zu wenden pflegten, ein paar Blätter in dieser Geschichte einzunehmen.

„Die größten, die gefährlichsten, die unerträglichsten aller Narren“, sagte er, „sind die räsonnirenden Narren. Ohne weniger Narren zu sein als andre, verbergen sie dem undenkenden Haufen die Zerrüttung ihres Kopfes durch die Fertigkeit ihrer Zunge, und werden für weise gehalten, weil sie zusammenhangender rasen als ihre Mitbrüder im Tollhause. Ein ungelehrter Narr ist verloren, sobald es so weit mit ihm gekommen ist, daß er Unsinn spricht. Bei dem gelehrten Narren hingegen sehen wir gerade das Widerspiel. Sein Glück ist gemacht und sein Ruhm befestiget, sobald er Unsinn zu reden oder zu schreiben anfängt. Denn die meisten, wiewohl sie sich ganz eigent-

lich bewußt sind, daß sie nichts davon verstehen, sind entweder zu mißtrauisch gegen ihren eigenen Verstand, um gewahr zu werden, daß die Schuld nicht an ihnen liegt; oder zu dumm, um es zu merken, und also zu eitel, um zu gestehen, daß sie nichts verstanden haben. Je mehr also der gelehrte Narr Unsinn spricht, desto lauter schreien die dummen Narren über Wunder; desto emsiger verdrehen sie sich die Köpfe, um Sinn in dem hochtönenden Unsinn zu finden. Jener, gleich einem durch den öffentlichen Beifall angefrischten Luftspringer, thut immer desto verwegnere Sätze, je mehr ihm zugeklatscht wird. Diese klatschen immer stärker, um den gelehrten Gaukler noch größere Wunder thun zu sehen. Und so geschieht es oft, daß der Schwindelgeist eines Einzigen ein ganzes Volk ergreift; und daß, so lange die Mode des Unsinns dauert, dem nämlichen Manne Altäre aufgerichtet werden, den man zu einer andern Zeit, ohne viele Umstände mit ihm zu machen, in einem Hospitale versorgt haben würde. Glücklicher Weise für unsre gute Stadt Abdera ist es so weit mit uns noch nicht gekommen. Wir erkennen und bekennen Alle aus Einem Munde, daß Demokritus ein Sonderling, ein Phantast, ein Grillenfänger ist. Aber wir begnügen uns, über ihn zu lachen; und dies ist es eben, worin wir fehlen. Jetzt lachen wir über ihn; aber wie lange wird es währen, so werden wir anfangen, etwas Außerordentliches in seiner Narrheit zu finden? Vom Erstaunen zum Bewundern ist nur Ein Schritt; und haben wir diesen erst gethan — Götter! wer wird uns sagen können, wo wir aufhören werden? — Demokritus ist ein Phantast, sprechen wir jetzt und lachen. Aber was für ein Phantast ist Demokritus? Ein eingebildeter starker Geist; ein Spötter unsrer uralten Gebräuche und Einrichtungen; ein Müßiggänger, dessen Beschäftigungen dem Staate nicht mehr Nutzen bringen, als wenn er gar nichts thäte; ein Mann, der Katzen zergliedert, der die Sprache der Vögel versteht und den Stein der Weisen sucht; ein Nekromant, ein Schmetterlingsjäger, ein Sterngucker! — Und wir können noch zweifeln, ob er eine dunkle Kammer verdient? Was würde aus Abdera werden, wenn seine Narrheit endlich ansteckend würde? Wollen wir lieber die Folgen eines so großen Uebels erwarten, als das einzige Mittel vorkehren, wodurch wir es verhüten könnten? Zu unserm Glücke geben die Gesetze dieses Mittel an die Hand. Es ist einfach; es ist rechtmäßig; es ist unfehlbar. Ein dunkles Kämmerchen, hochweise Väter, ein dunkles Kämmerchen! So sind wir auf Einmal außer Gefahr, und Demokritus mag rasen, so viel ihm beliebt.

„Aber", sagen seine Freunde — denn so weit ist es schon mit uns gekommen, daß ein Mann, den wir Alle für unsinnig

halten, Freunde unter uns hat — „Aber“, sagen sie, „wo sind die Beweise, daß seine Narrheit schon zu jenem Grade gestiegen sei, den die Gesetze zu einem dunkeln Kämmerchen erfordern? — Wahrhaftig! wenn wir nach allem, was wir schon wissen, noch Beweise fordern: so wird er glühende Kohlen für Goldstücke ansehen, oder die Sonne am Mittag mit einer Laterne suchen müssen, wenn wir überzeugt werden sollen. Hat er nicht behauptet, daß die Liebesgöttin in Aethiopien schwarz sei? Hat er unsre Weiber nicht bereden wollen, nackend zu gehen, wie die Weiber der Gymnosophisten? Versicherte er nicht neulich in einer großen Gesellschaft, die Sonne stehe still, die Erde überwälze sich dreihundertundfünfundsechzig Mal des Jahrs durch den Thierkreis; und die Ursache, warum wir nicht ins Leere hinausfallen, sei, weil mitten in der Erde ein großer Magnet liege, der uns gleich eben so viel Feilspänen anziehe, wiewohl wir nicht von Eisen sind? Doch, ich will gerne zugeben, daß dies alles Kleinigkeiten sind. Man kann närrische Dinge reden und kluge thun. Wollte Latona, daß der Philosoph sich in diesem Falle befände! Aber (mir ist leid, daß ich es sagen muß) seine Handlungen setzen einen so ungewöhnlichen Grad von Wahnwitz voraus, daß alle Nieseswurz in der Welt zu wenig sein würde, das Gehirn zu reinigen, worin sie ausgeheckt werden. Um die Geduld des erlauchten Senats nicht zu ermüden, will ich aus unzähligen Beispielen nur zwei anführen, deren Gewißheit gerichtlich erwiesen werden kann, falls sie ihrer Unglaublichkeit wegen in Zweifel gezogen werden sollten.

Vor einiger Zeit wurden unserm Philosophen Feigen vorgesetzt, die, wie es ihm deuchte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu sein. Er stand vom Tisch auf, ging in den Garten, ließ sich den Baum zeigen, von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, ließ ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde, worin er stand, und (wie ich nicht zweifle) auch die Konstellation, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welchergestalt die Atomen sich mit einander vereinigen müßten, wenn eine Feige nach Honig schmecken sollte. Er ersann eine Hypothese, verwarf sie wieder; fand eine andre, dann die dritte und vierte; und verwarf alle wieder, weil ihm keine scharfsinnig und gelehrt genug zu sein schien. Die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daß er Schlaf und Essenslust darüber verlor. Endlich erbarmte sich seine Köchin über ihn. „Herr“, sagte die Köchin, „wenn Sie nicht so gelehrt wären, so hätte Ihnen wohl längst einfallen müssen, warum die Feigen nach Honig schmeckten.“ — „Und warum denn?“ fragte Demokritus. — „Ich legte sie, um sie frischer zu er-

halten, in einen Topf, worin Honig gewesen war", sagte die Köchin; „dies ist das ganze Geheimniß, und da ist weiter nichts zu untersuchen, dächt' ich" — „Du bist ein dummes Thier", rief der mondsüchtige Philosoph. „Eine feine Erklärung, die du mir da gibst! Für Geschöpfe deines Gleichen mag sie vielleicht gut genug sein; aber meinst du, daß wir Andern uns mit so einfältigen Erklärungen befriedigen lassen? Gesetzt, die Sache verhielte sich, wie du sagst; was geht das mich an? Dein Honigtopf soll mich wahrlich nicht abhalten, nachzuforschen, wie die nämliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf hätte erfolgen können." Und so fuhr der weise Mann fort, der Vernunft und seiner Köchin zu Trotz eine Ursache, die nicht tiefer als in einem Honigtopfe lag, in dem unergründlichen Brunnen zu suchen, worin (seinem Vorgeben nach) die Wahrheit verborgen liegt; bis eine andere Grille, die seiner Phantasie in den Wurf kam, ihn zu andern vielleicht noch ungereimteren Nachforschungen verleitete.

Doch, so lächerlich diese Anekdote ist, so ist sie doch nichts gegen die Probe von Klugheit, die er ablegte, als im abgewichenen Jahre die Oliven in Thracien und allen angrenzenden Gegenden mißgerathen waren. Demokritus hatte das Jahr zuvor (ich weiß nicht, ob durch Punktation oder andre magische Künste) herausgebracht: daß die Oliven, die damals sehr wohlfeil waren, im folgenden Jahre gänzlich fehlen würden. Ein solches Vorwissen würde hinlänglich sein, das Glück eines vernünftigen Mannes auf seine ganze Lebenszeit zu machen. Auch hatte es anfangs das Ansehen, als ob Demokritus diese Gelegenheit nicht entwischen lassen wollte; denn er kaufte alles Oel im ganzen Lande zusammen. Ein Jahr darauf stieg der Preis des Oels, theils des Mißwachses wegen, theils weil aller Vorrath in Demokrits Händen war, viermal so hoch, als es ihn gekostet hatte. Nun gebe ich allen Leuten, welche wissen, daß Vier viermal mehr als Eins sind, zu errathen, was der Mann that. — Können Sie sich vorstellen, daß er unsinnig genug war, seinen Verkäufern ihr Oel um den nämlichen Preis, wie er es von ihnen erhandelt hatte, zurückzugeben?*) Wir wissen auch, wie weit die Großmuth bei einem Menschen, der

*) Wie ungleich sich doch das nämliche Faktum erzählen läßt! Von eben dieser That, die unser Sykophant für den vollständigsten Beweis eines verrückten Gehirnes hält, spricht Plinius als von einer höchst edeln und der Philosophie Ehre machenden Handlung. Demokritus war viel zu gutherzig, um sich auf Unkosten Andrer, die nicht so viel entbehren konnten wie er, bereichern zu wollen. Ihre ängstliche Unruhe und Verzweiflung, einen so großen Gewinnst verfehlt zu haben, rührte ihn; er gab ihnen ihr Oel, oder das daraus gelöste Geld zurück, und begnügte sich, den Abderiten gezeigt zu haben, daß es nur von ihm abhange, Reichthümer zu erwerben, wenn er es für der Mühe werth hielte. In diesem Lichte sieht Plinius die Sache an; und in der That muß man ein Abderite, ein Sykophant und ein Schurke zugleich sein, um sowie unser Sykophant davon zu sprechen.

seiner Sinne mächtig ist, gehen kann. Aber diese That lag so weit außer den Grenzen der Glaubwürdigkeit, daß die Leute, die dabei gewannen, selbst die Köpfe schüttelten und gegen den Verstand des Mannes, der einen Haufen Gold für einen Haufen Nußschalen ansah, Zweifel bekamen, die zum Unglück für seine Erben nur zu wohl gegründet waren."

Fünftes Kapitel.

Die Sache wird auf ein medicinisches Gutachten ausgestellt. Der Senat läßt ein Schreiben an den Hippokrates abgehen. Der Arzt kommt in Abdera an, erscheint vor Rath, wird vom Rathsherrn Thrasyllus zu einem Gastgebot gebeten, und hat — lange Weile. Ein Beispiel, daß ein Beutel voll Dariken nicht bei allen Leuten anschlägt.

So weit geht das Fragment; und wenn man von einem so kleinen Theile auf das Ganze schließen könnte, so hätte der Sykophant allerdings mehr als einen Korb voll Feigen von dem Rathsherrn Thrasyllus verdient. Seine Schuld war es wenigstens nicht, wenn der hohe Senat von Abdera unsern Philosophen nicht zu einem dunkeln Kämmerchen verurtheilte. Aber Thrasyllus hatte Mißgönner im Senate; und Meister Pfrieme, der inzwischen Zunftmeister worden war, behauptete mit großem Eifer: daß es wider die Freiheiten von Abdera laufen würde, einen Bürger für wahnwitzig zu erklären, eh er von einem unparteiischen Arzte so befunden worden sei. „Wohl", rief Thrasyllus, „meinetwegen kann man den Hippokrates selbst über die Sache sprechen lassen! Ich bin's wohl zufrieden."

Sagten wir nicht oben, daß die Dummheit des Rathsherrn Thrasyllus seiner Bosheit die Wage gehalten habe? — Es war ein dummer Streich von ihm, sich in einer so mißlichen Sache auf den Hippokrates zu berufen. Aber freilich fiel es ihm auch nicht ein, daß man ihn beim Worte nehmen würde.

„Hippokrates", sagte der Archon, „ist allerdings der Mann, der uns am besten aus diesem bedenklichen Handel ziehen könnte. Zu gutem Glück befindet er sich eben zu Thasos; vielleicht läßt er sich bewegen, zu uns herüber zu kommen, wenn wir ihn im Namen der Republik einladen lassen."

Thrasyllus entfärbte sich ein wenig, da er hörte, daß man Ernst aus der Sache machen wollte. Aber die Mehrheit der Stimmen fiel dem Archon bei. Man schickte unverzüglich einen

Deputirten mit einem Einladungsschreiben*) an den Arzt ab und brachte den Rest der Session damit zu, sich über die Ehrenbezeugungen zu berathschlagen, womit man ihn empfangen wollte.

„Dies war doch so abderitisch nicht“ — werden die Aerzte denken, die sich vielleicht unter unsern Lesern befinden. Aber wo sagten wir denn, daß die Abderiten gar nichts gethan hätten, was auch einem vernünftigen Volke anständig sein würde? Indessen lag doch der wahre Grund, warum sie dem Hippokrates so viel Ehre erweisen wollten, keineswegs in der Hochachtung, die sie für ihn empfanden; sondern lediglich in der Eitelkeit, für Leute gehalten zu werden, die einen großen Mann zu schätzen wüßten. Und überdies, merkten wir nicht schon bei einer andern Gelegenheit an, daß sie von jeher außerordentliche Liebhaber von Feierlichkeiten gewesen?

Die Abgeordneten hatten Befehl, dem Hippokrates nichts weiter zu sagen, als daß der Senat von Abdera seiner Gegenwart und seines Ausspruchs in einer sehr wichtigen Angelegenheit vonnöthen habe; und Hippokrates konnte sich mit aller seiner Philosophie nicht einbilden, was für eine wichtige Sache dies sein könnte. Denn wozu (dacht' er) haben sie nöthig, ein Geheimniß daraus zu machen? Der Senat von Abdera kann doch schwerlich in Corpore mit einer Krankheit befallen sein, die man nicht gerne kund werden läßt.

Indessen entschloß er sich um so williger zu dieser Reise, weil er schon lange gewünscht hatte, unsern Philosophen persönlich kennen zu lernen. Aber wie groß war sein Erstaunen, da ihm — nachdem er mit großem Gepränge eingeholt und vor den versammelten Rath geführt worden war, — von dem regierenden Archon in einer wohlgesetzten Rede zu wissen gethan wurde: „daß man ihn blos darum nach Abdera berufen habe, um die Wahnsinnigkeit ihres Mitbürgers Demokritus zu untersuchen und gutächtlich zu berichten, ob ihm noch geholfen werden könne, oder ob es nicht schon so weit mit ihm gekommen sei, daß man ihn ohne Bedenken für bürgerlich todt erklären könne?“ —

„Dies muß ein andrer Demokritus sein“, dachte der Arzt anfangs. Aber die Herren von Abdera ließen ihn nicht lange in Zweifel. „Gut, gut“, sprach er bei sich selbst: „bin ich nicht in Abdera? Wie man auch so was vergessen kann!“

*) Es befindet sich noch etwas unter dieser Rubrik in den Ausgaben der Werke des Hippokrates. Es ist aber ohne allen Zweifel untergeschoben, und die Arbeit irgend eines schaalen Gräculus späterer Zeiten; so wie die ganze Erzählung von der Zusammenkunft dieses Arztes mit dem Demokritus in einem der unächten Briefe, die den Namen des erstern führen.

Hippokrates ließ ihnen nichts von seinem Erstaunen merken. Er begnügte sich, den Senat und das Volk von Abdera zu loben, daß sie eine so große Empfindung von dem Werth eines Mitbürgers wie Demokritus hätten, um seine Gesundheit als eine Sache, woran dem gemeinen Wesen gelegen sei, anzusehen. „Wahnwitz (sagte er mit großer Ernsthaftigkeit) ist ein Punkt, worin die größten Geister und die größten Schöpse zuweilen zusammentreffen. Wir wollen sehen!"

Thrasyllus lud den Arzt zur Tafel ein und hatte die Höflichkeit, ihm die feinsten Herren und die schönsten Frauen in der Stadt zur Gesellschaft zu geben. Aber Hippokrates, der ein kurzes Gesicht und keine Lorgnette*) hatte, wurde nicht gewahr, daß die Damen schön waren; und so kam es denn (ohne Schuld der guten Geschöpfe, die sich zum Ueberfluß in die Wette herausgeputzt hatten), daß sie nicht völlig den Eindruck auf ihn machten, den sie sich sonst versprechen konnten. Es war wirklich Schade, daß er nicht besser sah. Für einen Mann von Verstand ist der Anblick einer schönen Frau allemal etwas sehr Unterhaltendes; und wenn die schöne Frau etwas Dummes sagt (welches den schönen Frauen zuweilen so gut begegnen soll als den häßlichen), macht es einen merklichen Unterschied, ob man sie nur hört, oder ob man sie zugleich sieht. Denn im letzten Falle ist man immer geneigt, alles, was sie sagen kann, vernünftig oder artig, oder wenigstens erträglich zu finden. Da die Abderitinnen diesen Vortheil bei dem kurzsichtigen Fremden verloren; da er genöthiget war, von ihrer Schönheit durch den Eindruck, den sie auf seine Ohren machten, zu urtheilen: so war freilich nichts natürlicher, als daß der Begriff, den er dadurch von ihnen bekam, demjenigen ziemlich ähnlich war, den sich ein Tauber mittelst eines Paars gesunder Augen von einem Konzerte machen würde.

„Wer ist die Dame, die jetzt mit dem witzigen Herrn sprach?" fragte er den Thrasyllus leise. — Man nannte ihm die Gemahlin eines Matadors der Republik. — Er betrachtete sie nun mit neuer Aufmerksamkeit. Verzweifelt! (dacht er bei sich selbst) daß ich mir die verwünschte Austerfrau nicht aus dem Kopfe bringen kann, die ich neulich vor meinem Hause zu Larissa mit einem molossischen Eseltreiber scherzen hörte.

Thrasyllus hatte geheime Absichten auf unsern Aeskulap. Seine Tafel war gut, sein Wein verführerisch, und zum Ueberfluß ließ er milesische Tänzerinnen kommen. Aber Hippokrates aß wenig, trank Wasser und hatte in Aspasiens Hause zu Athen weit

*) Denen, welche sich etwan hierüber verwundern möchten, dienet zur Nachricht daß die Lorgnetten damals noch nicht erfunden waren.

schönere Tänzerinnen gesehen. Es wollte alles nichts verfangen. Dem weisen Manne begegnete etwas, das ihm vielleicht in vielen Jahren nicht begegnet war: er hatte lange Weile und es schien ihm nicht der Mühe werth, es den Abderiten zu verbergen.

Die Abderitinnen bemerkten also ohne großen Aufwand von Beobachtungskraft, was er ihnen deutlich genug sehen ließ; und natürlicher Weise waren die Glossen, so sie darüber machten, nicht zu seinem Vortheil. „Er soll sehr gelehrt sein", flüsterten sie einander zu. „Schade, daß er nicht mehr Welt hat! — Was ich gewiß weiß, ist dies, daß mir der Einfall nie kommen wird, ihm zu Liebe krank zu werden", sagte die schöne Thryallis.

Thrasyllus machte inzwischen Betrachtungen von einer andern Art. „So ein großer Mann dieser Hippokrates sein mag (dachte er), so muß er doch seine schwache Seite haben. Aus den Ehrenbezeugungen, womit ihn der Senat überhäufte, schien er sich nicht viel zu machen. Das Vergnügen liebt er auch nicht. Aber ich wette, daß ihm ein Beutel voll neuer funkelnder Dariken diese sauertöpfische Miene vertreiben soll!"

Sobald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite und bemühte sich (unter Bezeugung des großen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme), ihn zu überzeugen: daß die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sei, daß nichts als die Pflicht, allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran Niemand zweifle, noch zum Ueberfluß durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in die Mühe gesetzt hat, eine Reise zu uns zu thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veranlassung nicht unternommen haben würden, so ist nichts billiger, als daß Derjenige, den die Sache am nächsten angeht, Sie wegen des Verlustes, den Sie durch Verabsäumung Ihrer Geschäfte dabei erleiden, in etwas schadlos halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu geben hoffe." —

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bei diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte. „Was wollen Sie, daß ich mit diesem Beutel machen soll?" fragte Hippokrates mit einem Phlegma, welches den Abderiten völlig aus der Fassung setzte — „Sie wollten ihn vermuthlich Ihrem Haushofmeister geben. Sind Ihnen solche Zerstreuungen gewöhnlich? Wenn dies wäre, so wollt ich Ihnen rathen, Ihrem Arzte davon zu sagen. — Aber Sie erinnerten mich vorhin an die

Ursach, warum ich hier bin. Ich danke Ihnen dafür. Mein Aufenthalt kann nur sehr kurz sein; und ich darf den Besuch nicht länger aufschieben, den ich, wie Sie wissen, dem Demokritus schuldig bin.“ Mit diesen Worten machte der Aeskulap seine Verbeugung und verschwand.

Der Rathmann hatte in seinem Leben nie so dumm ausgesehen als in diesem Augenblick. — Wie hätte sich aber auch ein abderitischer Rathsherr einfallen lassen sollen, daß ihm so etwas begegnen könnte? Dies sind doch keine Zufälle, auf die man sich gefaßt hält!

Sechstes Kapitel.

Hippokrates legt einen Besuch beim Demokritus ab. Geheimnachrichten von dem uralten Orden der Kosmopoliten.

Hippokrates traf, wie die Geschichte sagt, unsern Naturforscher bei der Zergliederung verschiedener Thiere an, deren innerlichen Bau und animalische Oekonomie er untersuchen wollte, um vielleicht auf die Ursachen gewisser Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Neigungen zu kommen. Diese Beschäftigung bot ihnen reichen Stoff zu einer Unterredung an, welche den Demokritus nicht lange über die Person des Fremden ungewiß ließ. Ihr gegenseitiges Vergnügen über eine so unvermuthete Zusammenkunft war der Größe ihres beiderseitigen Werthes gleich, aber auf Demokrits Seite um so viel lebhafter, je länger er in seiner Abgeschiedenheit von der Welt des Umgangs mit einem Wesen seiner Art hatte entbehren müssen.

Es giebt eine Art von Sterblichen, deren schon von den Alten hier und da unter dem Namen der Kosmopoliten Erwähnung gethan wird, und die — ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten und ohne durch Eidschwüre gefesselt zu sein — eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein anderer Orden in der Welt. Zwei Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andere von Westen, sehen einander zum ersten Male, und sind Freunde — nicht vermöge einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist; — nicht, weil beschworne Pflichten sie dazu verbinden — sondern weil sie Kosmopoliten sind. In jedem andern Orden giebt es auch falsche oder wenigstens unwürdige Brüder; in dem Orden der Kosmopoliten ist dies eine Unmöglichkeit, und dies ist, deucht uns, kein geringer Vorzug der Kosmopoliten vor allen andern Gesellschaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden

und Brüderschaften in der Welt. Denn wo ist eine von allen diesen, welche sich rühmen könnte, daß sich niemals kein Ehrsüchtiger, kein Neidischer, kein Geiziger, kein Wucherer, kein Verläumder, kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweizüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückenseiger, kein Verfolger, kein falscher Prophet, kein Heuchler, kein Gaukler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die einzigen, die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnißvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehemals die ägyptischen Priester, die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus; und man kann eben so wenig ein Kosmopolit *scheinen*, wenn man es nicht *ist*, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, sobald man sich hören lassen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, *lassen sich unmöglich nachmachen*, weil sie für Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind. Nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt; sondern ein Geheimniß, auf welches die Natur selbst ihren Schleier gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bei Trompetenschall durch die ganze Welt auskündigen lassen und dürften sicher darauf rechnen, daß außer ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bei dieser Bewandtniß der Sache ist nichts natürlicher als das innige Einverständniß und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zwei Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. *Pylades* und *Orestes* waren nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen, durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen: sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit, uns selbst in Demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichsten ist.

Man würde etwas, wo nicht Unmögliches, doch gewiß Ungereimtes von uns verlangen, wenn man erwartete, daß wir uns über das Geheimniß der Kosmopoliten deutlicher herauslassen sollten. Denn es gehört (wie wir deutlich genug zu vernehmen gegeben haben) zur Natur der Sache, daß alles, was man davon

sagen kann, ein Räthsel ist, wozu nur die Glieder dieses Ordens den Schlüssel haben. Das Einzige, was wir noch hinzusetzen können, ist, daß ihre Anzahl zu allen Zeiten sehr klein gewesen, und daß sie ungeachtet der Unsichtbarkeit ihrer Gesellschaft einen Einfluß in die Dinge dieser Welt haben, dessen Wirkungen desto gewisser und dauerhafter sind, weil sie kein Geräusch machen und meistens durch Mittel erzielt werden, deren scheinbare Direktion die Augen der Menge irre macht. Wem dies ein neues Räthsel ist — den ersuchen wir, lieber fortzulesen, als sich mit einer Sache, die ihn so wenig angeht, ohne Noth den Kopf zu zerbrechen.

Demokritus und Hippokrates gehörten beide zu dieser wunderbaren und seltenen Art von Menschen. Sie waren also schon lange, wiewohl unbekannter Weise, die vertrautesten Freunde gewesen; und ihre Zusammenkunft glich vielmehr dem Wiedersehen nach einer langen Trennung als einer neuangehenden Verbindung. Ihre Gespräche, nach welchen der Leser vielleicht begierig ist, waren vermuthlich interessant genug, um der Mittheilung werth zu sein. Aber sie würden uns zu weit von den Abderiten entfernen, die der eigentliche Gegenstand dieser Geschichte sind. Alles, was wir davon zu sagen haben, ist: daß unsre Kosmopoliten den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht in einer Unterredung zubrachten, wobei ihnen die Zeit sehr kurz wurde, und daß sie ihrer Gegenfüßler, der Abderiten und ihres Senats und der Ursache, warum sie den Hippokrates hatten kommen lassen, so gänzlich darüber vergaßen, als ob niemals so ein Ort und solche Leute in der Welt gewesen wären.

Erst des folgenden Morgens, da sie nach einem leichten Schlaf von wenigen Stunden wieder zusammenkamen, um auf einer an die Gärten des Demokritus grenzenden Anhöhe der Morgenluft zu genießen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanz liegenden Stadt den Hippokrates, daß er in Abdera Geschäfte habe. „Kannst du wohl errathen“, sagte er zu seinem Freunde, „zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben?“

„Die Abderiten haben dich eingeladen?“ rief Demokritus. „Ich hörte doch diese Zeit her von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle sammt und sonders bis auf sehr wenige von alten Zeiten her behaftet sind; aber“ —

„Getroffen, getroffen, guter Demokritus, dies ist die Sache!“

„Du scherzest“, erwiederte Demokritus; „die Abderiten sollten zum Gefühl, wo es ihnen fehlte, gekommen sein? Ich kenne sie zu gut. Darin liegt eben ihre Krankheit, daß sie dies nicht fühlen.“ —

„Indessen“, sagte der Andre, „ist nichts gewisser, als daß ich jetzt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nämlichen Uebel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!“

„Ach! nun versteh ich dich“, versetzte der Philosoph — „Deine Berufung konnte eine Wirkung ihrer Krankheit sein, ohne daß sie es wußten. Laß doch sehen! — Ha! da haben wir's. Ich wette alles in der Welt, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokritus so viel Aderlässe und Nieſewurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihres Gleichen zu werden! Nicht wahr?“ —

„Du kennst deine Leute vortrefflich, wie ich sehe, Demokritus; und in der That, man muß so an ihre Narrheit gewöhnt sein wie du, um so kaltblütig davon zu sprechen.“

„Als ob es nicht allenthalben Abderiten gäbe“, sagte der Philosoph. —

„Aber Abderiten in diesem Grade! Vergieb mir, wenn ich von deinem Vaterlande nicht mit so viel Nachsicht urtheilen kann als du. Indessen versichre dich, sie sollen mich nicht umsonst zu sich berufen haben!“

Siebentes Kapitel.

Hippokrates ertheilt den Abderiten seinen gutächtlichen Rath. Große und gefährliche Bewegungen, die darüber im Senat entstehen, und wie zum Glück für das abderitische Gemeinwesen der Stundenrufer alles auf einmal wieder in Ordnung bringt.

Die Zeit kam heran, wo der Aeskulap dem Senat von Abdera seinen Bericht erstatten sollte. Er kam, trat mitten unter die versammelten Väter und sprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte: „Friede sei mit Abdera! Edle, Feste, Fürsichtige und Weise, liebe Herren und Abderiten! Gestern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürsorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokritus; und heute rathe ich Ihnen wohlmeinend, diese Fürsorge auf Ihre ganze Stadt und Republik zu erstrecken. Gesund an Leib und Seele zu sein, ist das höchste Gut, das Sie sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verschaffen können; und dies wirklich zu thun, ist die erste Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen ist, so ist er doch schon lang genug, um mich zu überzeugen, daß sich die Abderiten nicht so wohl befinden, als es zu wünschen wäre. Ich bin zwar

zu Kos geboren und wohne bald zu Athen, bald zu Larissa, bald anderswo; jetzt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz. Aber ich bin weder ein Koer, noch ein Athenienser, weder ein Larisser, noch Abderite: ich bin ein Arzt. So lange es Kranke auf dem Erdboden giebt, ist meine Pflicht, so viel Gesunde zu machen, als ich kann. Die gefährlichsten Kranken sind die, die nicht wissen, daß sie krank sind; und dies ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Uebel liegt für meine Kunst zu tief; aber was ich thun kann, um die Heilung vorzubereiten, ist dies! Senden Sie mit dem ersten guten Winde sechs große Schiffe nach Anticyra. Meinethalben können sie, mit welcherlei Waaren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel Nieseswurz laden, als sie tragen können, ohne zu sinken. Man kann zwar auch Nieseswurz aus Galatien haben, die etwas wohlfeiler ist; aber die von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen sein werden, so lassen Sie das gesammte Volk auf Ihrem großen Markte versammeln; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feierlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten die Götter, daß sie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera fehlt. Sodann kehren Sie auf den Markt zurück und theilen den sämmtlichen Vorrath von Nieseswurz auf gemeiner Stadt Unkosten unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf sieben Pfund; nicht zu vergessen, daß den Rathsherren, welche (außer dem, was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viele Andre Verstand haben müssen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Portionen sind stark, ich gesteh es; aber eingewurzelte Uebel sind hartnäckig und können nur durch anhaltenden Gebrauch der Arznei geheilt werden. Wenn Sie nun dieses Vorbereitungsmittel nach der Vorschrift, die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlasse ich Sie einem andern Arzte. Denn, wie gesagt, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne fünfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann, der Ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn Sie sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann nennt sich Demokritus, des Damasippus Sohn. Stoßen Sie sich nicht an dem Umstande, daß er zu Abdera geboren ist; er ist darum kein Abderit, dies können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den Apollo zu Delphi. Es ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehle ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath

nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der beste, den ich jemals einem Kranken, der sich für gesund hielt, gegeben habe!"

Als Hippokrates dies gesagt hatte, machte er dem Senat eine höfliche Verbeugung und ging seines Weges.

Niemals — sagt der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderite war*) — niemals hat man zweihundert Menschen, alle zugleich, in einer so sonderbaren Stellung gesehen, als diejenige des Senats von Abdera in diesem Augenblicke war; es müßten nur die zweihundert Phönizier sein, welche Perseus durch den Anblick des Kopfs der Medusa auf einmal in eben so viele Bildsäulen verwandelte, als ihm ihr Anführer Phineas seine geliebte und theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte**). In der That hatten sie alle mögliche Ursachen von der Welt, auf etliche Minuten versteinert zu werden. Beschreiben zu wollen, was in ihren Seelen vorging, würde vergebliche Mühe sein. Nichts ging in ihnen vor; ihre Seelen waren so versteinert als ihre Leiber. Mit dummem sprachlosem Erstaunen sahen sie alle nach der Thüre, durch welche der Arzt sich zurückgezogen hatte; und auf jedem Gesichte drückte sich zugleich die angestrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieser Begebenheit zu begreifen.

Endlich schienen sie nach und nach, einige früher, einige später, wieder zu sich selbst zu kommen. Sie sahen einander mit großen Augen an; fünfzig Mäuler öffneten sich zugleich zu der nämlichen Frage und fielen wieder zu, weil sie sich aufgethan hatten, ehe sie wußten, was sie fragen wollten. „Zum Henker, meine Herren" rief endlich der Zunftmeister Pfrieme, „ich glaube gar, der Quacksalber hat uns mit seiner doppelten Portion Nieſewurz zum Narren!" — „Ich versah mir gleich vom Anfang nichts Gutes zu ihm", sagte Thrasyllus. — „Meiner Frau wollt' er gestern gar nicht einleuchten", sprach der Rathsherr Smilax. — „Ich dachte gleich, es würde übel ablaufen, wie er von den sechs Schiffen sprach, die wir nach Anticyra senden sollten", sagte ein Anderer — „Und die verdammte Ernsthaftigkeit, womit er uns alles das vordeklamirte", rief ein Fünfter; „ich gestehe, daß ich mir gar nicht einbilden konnte, wo es hinaus laufen würde." — „Ha, ha, ha, ein lustiger Zufall, so wahr ich ehrlich bin", meckerte der kleine dicke Rathsherr, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. „Gestehen wir, daß wir fein abgeführt sind! Ein verzweifelter Streich! Das hätte uns nicht begegnen sollen! Ha, ha, ha!" — „Aber wer konnte sich

*) Zum Unglück sind alle seine Werke verloren gegangen. V. Recherches sur Hecatée de Milet, Tom. IX. des Mém. de Litterat.

**) Ovid. Metamorph. L. V., v. 218.

auch zu einem solchen Manne so etwas versehen?“ rief der Nomophylar. — „Ganz gewiß ist er auch einer von euern Philosophen“, sagte Meister Pfrieme. „Der Priester Strobylus hat wahrlich so Unrecht nicht! Wenn es nicht wider unsre Freiheiten wäre, so wollt ich der Erste sein, der darauf antrüge, daß man alle diese Spitzköpfe zum Lande hinaus jagte.“

„Meine Herren“, fing jetzt der Archon an; „die Ehre der Stadt Abdera ist angegriffen; und anstatt daß wir hier sitzen und uns verwundern, oder Glossen machen, sollten wir mit Ernst darauf denken, was uns in einer so kitzlichen Sache zu thun gezieme. Vor allen Dingen sehe man, wo Hippokrates hingekommen ist!“

Ein Rathsdiener, der zu diesem Ende abgeschickt wurde, kam nach einer ziemlichen Weile mit der Nachricht zurück, daß er nirgends mehr anzutreffen sei.

„Ein verfluchter Streich“, riefen die Rathsherren aus Einem Munde; „wenn er uns nun entwischt wäre!“ — „Er wird doch kein Hexenmeister sein“, sagte der Zunftmeister Pfrieme, indem er nach einem Amulet sah, das er gewöhnlich zu seiner Sicherheit gegen böse Geister und böse Augen bei sich zu tragen pflegte.

Bald darauf wurde berichtet, daß man den fremden Herrn auf seinem Maulesel ganz gelassen hinter dem Tempel der Dioskuren dem Landgute des Demokritus zutraben gesehen habe.

„Was ist nun zu thun, meine Herren?“ sagte der Archon.

„Ja — allerdings! — was nun zu thun ist — was nun zu thun ist? — dies ist eben die Frage!“ riefen die Rathsherren, indem sie einander ansahen. Nach einer langen Pause zeigte sich, daß die Herren nicht wußten, was nun zu thun war.

„Der Mann steht in großem Ansehen beim Könige von Macedonien“, fuhr der Archon fort; „er wird im ganzen Griechenland wie ein zweiter Aeskulap verehrt! Wir könnten uns leicht in böse Händel verwickeln, wenn wir einer, wiewohl gerechten, Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bei allem dem liegt mir die Ehre von Abdera“ —

„Ohne Unterbrechung, Herr Archon!“ fiel ihm der Zunftmeister Pfrieme ein; „die Ehre und Freiheit von Abdera kann Niemanden näher am Herzen liegen als mir selbst. Aber, alles wohl überlegt, seh' ich wahrlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieser Begebenheit zu thun haben kann. Dieser Harpokratus oder Hypokritus, wie er sich nennt, ist ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daß ein Arzt die ganze Welt für ein großes Siechhaus und alle Menschen für seine Kranken ansieht. Ein Jeder spricht und handelt wie ers versteht; und was Einer wünscht, das glaubt er gerne. Hypokritus möcht' es, denk' ich, wohl leiden, wenn wir Alle krank wären, damit er desto mehr zu heilen hätte. Nun

denkt er, wenn ich sie nur erst dahin bringen kann, daß sie meine Arzneien einnehmen, dann sollen sie mir krank genug werden. Ich heiße nicht Meister Pfrieme, wenn dies nicht das ganze Geheimniß ist."

„Meiner Seele! getroffen", rief der kleine dicke Rathsherr; „weder mehr noch weniger! Der Kerl ist so närrisch nicht! — Ich wette, wenn er kann, so hängt er uns alle möglichen Flüsse und Fieber an den Hals, blos damit er den Spaß habe, uns für unser Geld wieder gesund zu machen, Ha, ha, ha!"

„Aber vierzehn Pfund Niesewurz auf jeden Rathsherrn!" rief einer von den Aeltesten, dessen Gehirn, nach seiner Miene zu urtheilen, schon völlig ausgetrocknet sein mochte. „Bei allen Fröschen der Latona, das ist zu arg! Man muß beinahe auf den Argwohn kommen, daß etwas mehr dahinter steckt!"

„Vierzehn Pfund Niesewurz auf jeden Rathsherrn!" wiederholte Meister Pfrieme und lachte aus vollem Halse —

„Und für jeden Zunftmeister", setzte Smilax mit einem bedeutenden Ton hinzu.

„Das bitt ich mir aus", rief Meister Pfrieme; „er sagte kein Wort von Zunftmeistern."

„Aber das versteht sich doch wohl von selbst", versetzte Jener; „Rathsherren und Zunftmeister, Zunftmeister und Rathsherren; ich sehe nicht, warum die Herren Zunftmeister hierin was Besonders haben sollten."

„Wie, was?" rief Meister Pfrieme mit großem Eifer; — „ihr seht nicht, was die Zunftmeister vor den Rathsherren besonders haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr Stadtschreiber, ich bitt es zum Protokoll zu nehmen."

Die Zunftmeister standen alle mit großem Gebrumme von ihren Sitzen auf.

„Sagt' ich nicht", rief der alte hypochondrische Rathsmeister, „daß etwas mehr hinter der Sache stecke? Ein geheimer Anschlag gegen die Aristokratie — Aber die Herren haben sich ein wenig zu früh verrathen."

„Gegen die Aristokratie?" schrie Pfrieme mit verdoppelter Stimme; „gegen welche Aristokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeister, seit wann ist Abdera eine Aristokratie? Sind wir Zunftmeister etwan nur an die Wand hingemalt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht seine Rechte und Freiheiten zu vertreten? Herr Stadtschreiber, zum Protokoll, daß ich gegen alles Widrige protestire, und dem löblichen Zunftmeisterthum sowohl als gemeiner Stadt Abdera "—

„Protestirt! protestirt!" schrien die Zunftmeister alle zusammen.

„Reprotestirt! reprotestirt!“ schrien die Rathsherren.

Der Lärm nahm überhand. „Meine Herren“, rief der regierende Archon, so laut er konnte, „was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie, wer Sie sind und wo Sie sind! Was werden die Eierweiber und Obsthändlerinnen da unten von uns denken, wenn sie uns wie die Zahnbrecher schreien hören?“

Aber die Stimme der Weisheit verlor sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte sein eigen Wort.

Zu gutem Glück war es seit undenklichen Zeiten in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt 12 Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und vermöge der Rathsordnung mußte, so wie eine Stunde abgelaufen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten und die Stunde ausrufen.

„Gnädige Herren“, rief der Herold mit der Stimme des Homerischen Stentors, „die zwölfte Stunde ist vorbei!“

„Stille; der Stundenrufer!“ — „Was rief er?“ — „Zwölfe, meine Herren, zwölfe vorbei!“ — „Schon zwölfe? — Schon vorbei? — So ist es hohe Zeit!“

Der größte Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölfe versetzte sie also auf einmal in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstand ihres Zankes nicht in der mindesten Verbindung standen. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stand eine große Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirne, ihre Nasen weideten sich zum voraus an Düften von bester Vorbedeutung, ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller, ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die abderitischen Köche mit einander wetteiferten: kurz, das unwesentliche Gastmahl beschäftigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmal war die Ruhe des abderitischen Staats wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?“ — „Bei Polyphonten.“ — „Dahin bin ich auch geladen.“ — „Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft!“ — „Sehr viel Ehre für mich!“ — „Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben?“ — „Die Andromeda des Euripides.“ — „Also ein Trauerspiel!“ — „O! mein Lieblingsstück!“ — „Und eine Musik! Unter uns, der Nomophylax hat etliche Chöre selbst gesetzt. Sie werden Wunder hören!“

Unter so sanften Gesprächen erhoben sich die Väter von Abdera in eilfertigem, aber friedsamen Gewimmel vom Rathhause, zu großer Verwunderung der Eierweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von ächtem thracischem Geschrei wiederhallen gehört hatten.

Alles dies hatte man dir zu danken, wohlthätiger Stundenrufer! Ohne deine glückliche Dazwischenkunft würde wahrscheinlicher Weise der Zank der Rathsherren und Zunftmeister gleich dem Zorn des Achilles (so lächerlich auch seine Veranlassung war) in ein Feuer ausgebrochen sein, welches die schrecklichste Zerrüttung, wo nicht gar den Umsturz der Republik Abdera hätte verursachen können! — Wenn jemals ein Abderit mit einer öffentlichen Ehrensäule belohnt zu werden verdient hatte, so war es gewiß dieser Stundenrufer. Zwar muß man gestehen, der große Dienst, den er in diesem Augenblicke seiner Vaterstadt leistete, verliert seine ganze Verbindlichkeit durch den einzigen Umstand, daß er nur zufälliger Weise nützlich wurde. Denn der ehrliche Mann dachte, da er zur gesetzten Zeit maschinenmäßig Zwölfe rief, an nichts weniger als an die unabsehbaren Uebel, die er dadurch von dem gemeinen Wesen abwendete. Aber dagegen muß man auch bedenken, daß seit undenklichen Zeiten kein Abderite sich auf andre Weise um sein Vaterland verdient gemacht hatte. Wenn es sich daher zutrug, daß sie etwas verrichteten, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Stadt nützlich wurde, so dankten sie den Göttern dafür; denn sie fühlten wohl, daß sie als bloße Werkzeuge oder gelegentliche Ursachen mitgewirkt hatten. Indessen ließen sie sich doch das Verdienst des Zufalls so gut bezahlen, als ob es ihr eigenes gewesen wäre; oder richtiger zu reden: eben weil sie sich keines eignen Verdienstes dabei bewußt waren, ließen sie sich das Gute, was der Zufall unter ihrem Namen that, auf eben den Fuß bezahlen, wie ein Mauleseltreiber den täglichen Verdienst seines Esels einzieht.

Es versteht sich, daß die Rede hier blos von Archonten, Rathsherren und Zunftmeistern ist. Denn der ehrliche Stundenrufer mochte sich Verdienste um die Republik machen, so viel oder so wenig er wollte; er bekam seine sechs Pfennige des Tags in guter abderitischer Münze, und — Gott befohlen!

Drittes Buch.

Euripides unter den Abderiten.

Erstes Kapitel.

Die Abderiten machen sich fertig, in die Komödie zu gehen.

Es war bei den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die bei dem Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bei Tische (es sei nun, daß sie Gesellschaft hatten, oder mit ihrer Familie allein speiseten) zu rekapituliren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und spaßhaften Anmerkungen, oder von patriotischen Stoßseufzern, Klagen, Wünschen, Träumen u. dgl. zu machen; zumal wenn etwa in dem abgefaßten Rathsschlusse die Verschwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber dieses Mal — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürsten der Aerzte sonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeister obenan saß, des Hippokrates und Demokritus eben so wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieses Namens in der Welt gewesen wären. In diesem Stücke hatten die Abderiten einen ganz besondern Public-Spirit und ein feineres Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen sollen. In der That konnte ihre Geschichte mit dem Hippokrates, man hätte sie wenden und koloriren mögen, wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherste war, die Sache auf sich beruhen zu lassen und zu schweigen.

Die heutige Komödie machte also diesmal wie gewöhnlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Denn seitdem sich die Abderiten nach dem Beispiel ihres großen Musters, der Athenienser, mit einem eignen Theater versehen und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache so weit getrieben hatten, daß den größten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schau-

spiel bei ihnen zu sehen war: so wurde in Gesellschaften, sobald die übrigen Gemeinplätze — Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten — erschöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie, die gestern gespielt worden war, oder von der Komödie, die heute gespielt werden sollte, gesprochen — und die Herren von Abdera wußten sich, besonders gegen Fremde, nicht wenig damit, daß sie ihren Mitbürgern eine so schöne Gelegenheit zu Verfeinerung ihres Witzes und Geschmacks, einen so unerschöpflichen Stoff zu unschuldigen Gesprächen in Gesellschaften, und besonders dem schönen Geschlecht ein so herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbliche lange Weile verschafft hätten.

Wir sagen es nicht, um zu tadeln, sondern zum verdienten Lob der Abderiten, daß sie ihr Komödienwesen für wichtig genug hielten, die Aufsicht darüber einem besondern Rathsausschusse zu übergeben, dessen Vorsitzer immer der derzeitige Nomophylax, folglich einer der obersten Väter des Vaterlandes war. Dies war unstreitig sehr löblich. Alles, was man mit Recht an dieser Einrichtung aussetzen konnte, war, daß es darum nicht um ein Haar besser mit ihrem Komödienwesen stand. Gleichwohl war dies nicht mehr, als wessen man sich zu Abdera versehen haben wird. Weil nun die Wahl der Stücke von dieser Rathsdeputation abhing, und die Erfindung der Komödienzettel unter die ansehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten außer allen fernern Widerspruch setzen: so wußte das Publikum — ausgenommen, wenn ein neues abderitisches Originalstück aufs Theater gebracht wurde — selten vorher, was gespielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputation eben kein Geheimniß aus der Sache machten, so mußte sie doch, ehe sie publik wurde, durch so manchen schiefen Mund und durch so viele dicke Ohren gehen, daß fast ein Quid pro quo herauskam, und die Zuhörer, wenn sie zum Exempel die Antigone des Sophokles erwarteten, die Erigone des Physignathus für lieb und gut nehmen mußten — woran sie es denn auch selten oder nie ermangeln ließen.

Was werden sie uns heute für ein Stück geben? war also jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an sich selbst die unschuldigste Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umstand erzabderitisch wurde, nämlich, daß die Antwort schlechterdings von keinem praktischen Nutzen sein konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder neues, gutes oder schlechtes Stück gespielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine schlechte Stücke, denn sie nahmen alles für gut; und eine natürliche Folge

dieser unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für sie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was sie amüsirte, war ihnen recht, und alles, was wie ein Schauspiel aussah, amüsirte sie. — Jedes Stück also, so elend es war und so elend es gespielt worden sein mochte, endigte sich mit einem Geklatsch, das gar nicht aufhören wollte. Alsdann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: „Wie hat Ihnen das heutige Stück gefallen?“ und wurde stracks durch ein eben so allgemeines: „Sehr wohl“ beantwortet.

So geneigt auch unsre werthen Leser sein mögen, sich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unsers thracischen Athens erzählen können, so ist doch dieser eben erwähnte Zug etwas so ganz Besonderes, daß wir besorgen müssen, keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer so großen Neigung zu Schauspielen es gleichwohl zu einer so hohen unbeschränkten dramatischen Apathie oder oder vielmehr Hedypathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur kein Leiden verursachte, sondern sogar eben — (oder doch beinahe eben) so wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthsel auflösen sollen, eine kleine Ausschweifung über das ganze abderitische Theaterwesen erlauben müssen. Wir sehen uns aber genöthiget, uns von dem günstigen und billig denkenden Leser vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren großmüthiger Gewährung ihm selbst am Ende noch mehr gelegen ist als uns. Und dies ist, sich — aller widrigen Eingebungen seines Kakodämons ungeachtet — ja nicht einzubilden, als ob hier unter verdeckten Namen die Rede von den Theaterdichtern, den Schauspielern und dem Parterre seiner lieben Vaterstadt die Rede sei. Wir läugnen zwar nicht, daß die ganze Abderitengeschichte in gewissem Betracht einen doppelten Sinn habe; aber ohne den Schlüssel zu Aufschließung des geheimen Sinnes, den unsere Leser von uns selbst erhalten sollen, würden sie Gefahr laufen, alle Augenblicke falsche Deutungen zu machen. Bis dahin also ersuchen wir sie,

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

sich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles, was folgt, so wie dies ganze Buch in keiner andern Gemüthsverfassung zu lesen, als womit sie irgend eine andre alte oder neue unparteiische Geschichtserzählung lesen würden.

Zweites Kapitel.

Nähere Nachrichten von dem abderitischen Nationaltheater. Geschmack der Abderiten. Charakter des Nomophylax Gryllus.

Als die Abderiten beschlossen hatten, ein stehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotischen Rücksichten festgesetzt, daß es ein Nationaltheater sein sollte. Da nun die Nation, wenigstens dem größten Theile nach, aus Abderiten bestand, so mußte ihr Theater nothfolglich ein abderitisches werden. Dies war natürlicher Weise die erste und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Respekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit sich, daß die Schauspiele der sämmtlichen atheniensischen Dichter, nicht weil sie gut waren (denn das war eben nicht immer der Fall), sondern weil sie von Athen kamen, in großem Ansehen bei ihnen standen. Und anfangs konnte auch aus Mangel einer genugsamen Anzahl einheimischer Stücke beinahe nichts Andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man sowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherlei anderer Vortheile wegen für nöthig, eine Komödien- und Tragödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und diese neue poetische Manufaktur — in welcher abderitischer Witz, abderitische Sentiments, abderitische Sitten und Thorheiten als eben so viele rohe Nationalprodukte zu eigenem Gebrauch dramatisch verarbeitet werden sollten — wie guten weisen Regenten und Patrioten zusteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern. Dies auf Kosten des gemeinen Seckels zu bewerkstelligen, ging aus zwei Ursachen nicht wohl an: erstens, weil nicht viel drin war; und zweitens, weil es damals noch nicht Mode war, die Zuschauer bezahlen zu lassen, sondern das Aerarium die Unkosten des Theaters tragen mußte, und also ohnedies bei diesem neuen Artikel schon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerschaft war vor der Hand und, bis man wußte, wie viel Geschmack sie dieser neuen Lustbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb also kein ander Mittel, als die abderitischen Dichter auf Unkosten des Geschmacks gemeiner Stadt aufzumuntern, d. i. alle Waaren, die sie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichwort: Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul; oder wie es die Abderiten gaben: Wo man um-

sonst ißt, wird immer gut gekocht. Was Horaz von seiner Zeit in Rom sagt:

Scribimus indocti doctique poemata passim,

galt nun von Abdera im superlativsten Grade. Weil es Einem zum Verdienst angerechnet wurde, wenn er ein Schauspiel schrieb, und weil schlechterdings nichts dabei zu wagen war, so machte Tragödien, wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zusammengeraffte Gedanken in eben so viel von Bombast strotzende Perioden aufzublasen; und jeder platte Spaßmacher versuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er sonst in Gesellschaften oder Weinhäusern getrommelt hatte, jetzt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Diese patriotische Nachsicht gegen die Nationalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblasenes, ungezogenes, unwissendes und aller Anstrengung unfähiges Völkchen es auch um die jungen Patricier und Damoiseaux von Abdera war, so ließ sich doch gar bald einer von ihnen, wir wissen nicht, ob von seinem Mädchen, oder von seinen Schmarotzern, oder auch von seinem eignen angestammten Dünkel, weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatische Epheukränze zu erwerben, so gut als ein Anderer. Dieser erste Versuch wurde mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias (ein Neffe des Archon Onolaus), ein Knabe von 17 Jahren und (was in der Familie der Onolaus nichts Ungewöhnliches war) ein notorisches Ganshaupt, ein unwiderstehliches Jucken in seinen Fingern fühlte, auch ein Bocksspiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, das wir jetzt ein Trauerspiel zu schelten pflegen. Niemals, seitdem Abdera auf thracischem Boden stand, hatte man ein dümmeres Nationalprodukt gesehen; aber der Verfasser war ein Neffe des Archon und so konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war so voll, daß die jungen Herren den schönen Abderitinnen auf dem Schooße sitzen mußten; die gemeinen Leute standen einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, seufzte, wischte die Stirne, rieb die Augen, hatte hündische lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang erseufzte Ende kam, wurde so abscheulich geklatscht, daß etliche zartnervige Muttersöhnchen das Gehör darüber verloren.

Nun war's klar, daß es keine so große Kunst sein müsse, eine Tragödie zu machen, weil sogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte sich ohne große Unbescheidenheit eben so viel zutrauen. Es wurde ein Familienehrenpunkt, daß jedes

gute Haus wenigstens mit einem Sohn, Neffen, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die Nationalschaubühne mit einer Komödie, oder einem Bocksspiel, oder wenigstens mit einem Singspielchen beschenkt hatte. Wie groß dies Verdienst seinem innern Gehalt nach etwa sei, daran dachte Niemand; Gutes, Mittelmäßiges und Elendes lief in Einer Heerde unter einander her. Es bedurfte, um ein schlechtes Stück zu schützen, keiner Kabale. Eine Höflichkeit war der andern werth. Und weil die Herren allerseits Eselsöhrchen hatten, so konnte keinem einfallen, dem andern das Auriculas asini Mida rex habet zuzuflüstern.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Kunst bei dieser Toleranz nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Interesse der Kunst? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerseitige Vergnügen der Interessenten zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und schiedlich abzuthun. „Da kann man sehen“, pflegte der Archon Onolaus zu sagen, „wie viel drauf ankommt, daß man ein Ding beim rechten Ende nimmt. Das Komödienwesen, das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man amüsirt sich auf die eine oder andere Art, entweder mit Zuhören oder mit seiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem Jeden beliebt; dann wird geklatscht, Jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!“

Wir sagten vorhin, die Abderiten hätten sich mit ihrem Theater so viel zu thun gemacht, daß sie in Gesellschaft beinahe von nichts als von der Komödie gesprochen: und so verhielt sich's auch wirklich. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellung und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen, was daran in der That beifallswürdig sein möchte oder nicht. Denn ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing ihrer Meinung nach lediglich von ihrem freien Willen ab; und wie gesagt, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. „Man sieht doch recht augenscheinlich“, sagten sie, „was es auf sich hat, wenn die Künste an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Poeten, von denen, außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Mensch Notiz nahm; jetzt, seit den zehn bis zwölf Jahren, daß wir ein eignes Theater haben, können wir schon über 600 Stücke, groß und klein in einander gerechnet, aufweisen, die alle auf abderitischem Grund und Boden gewachsen sind.“

Wenn sie also von ihren Schauspielen schwatzten, so war es nur, um einander zu fragen, ob z. B. das gestrige Stück nicht schön gewesen sei? und einander zu antworten, ja es sei sehr schön gewesen — und was die Aktrice, welche die Iphigenia oder Andromache vorgestellt (denn zu Abdera wurden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern gespielt, und das war eben nicht so abderitisch), für ein schönes neues Kleid angehabt? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfes und der Arme und zwanzig andre Dinge dieser Art an den Schauspielern und Schauspielerinnen. Mitunter sprach man auch wohl von dem Stücke selbst, sowohl von der Musik als von den Worten (wie sie die Poesie davon nannten), d. i. ein Jedes sagte, was ihm am besten oder wenigsten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabnen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort oder ein Sentiment, das man übertrieben oder anstößig fand. Aber immer endigte sich die Kritik mit dem ewigen abderitischen Refrain: Es bleibt doch immer ein schönes Stück — „Und hat viel Moral in sich. „Schöne Moral!" pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzuzusetzen — und immer traf sichs, daß die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade die elendesten waren.

Man wird vielleicht denken: da die besondern Ursachen, die man zu Abdera gehabt, alle einheimische Stücke ohne Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit aufzumuntern, bei auswärtigen nicht stattgefunden, so hätte doch wenigstens die große Verschiedenheit der atheniensischen Schauspieldichter und der Abstand eines Astydamas von einem Sophokles etwas dazu beitragen sollen, ihren Geschmack zu bilden und ihnen den Unterschied zwischen gut und schlecht, vortrefflich und mittelmäßig — besonders den mächtigen Unterschied zwischen natürlichem Beruf und bloßer Prätension und Nachäfferei, zwischen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meisters und dem Stelzenschritt oder dem Nachkeuchen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer — anschaulich zu machen. Aber fürs erste ist der Geschmack eine Sache, die sich ohne natürliche Anlage, ohne eine gewisse Feinheit des Seelenorgans, womit man schmecken soll, durch keine Kunst noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieser Geschichte schon bemerkt, daß die Natur den Abderiten diese Anlage ganz versagt zu haben schien. Ihnen schmeckte alles. Man fand auf ihren Tischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der schaalsten Köpfe, den Taglöhner-

arbeiten der elendesten Pfuscher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiß machen, was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenste Ode von Pindar für den ersten Versuch eines Anfängers, und umgekehrt das sinnloseste Geschmier, wenn es nur den Zuschnitt eines Gesangs in Strophen und Antistrophen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bei einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Gesicht kam, immer ihre erste Frage: von wem? — — und man hatte hundert Beispiele, daß sie gegen das vortrefflichste Werk gleichgültig geblieben waren, bis sie erfahren hatten, daß es einem berühmten Namen zugehöre.

Dazu kam noch der Umstand, daß der Nomophylax Gryllus, Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des abderitischen Nationaltheaters den meisten Antheil gehabt hatte, und der Oberaufseher über ihr ganzes Schauspielwesen war, Anspruch machte, ein großer Musikverständiger und der erste Komponist seiner Zeit zu sein — ein Anspruch, wogegen die gefälligen Abderiten um so weniger einzuwenden hatten, weil er ein sehr populärer Herr war, und weil seine ganze Kompositionskunst in einer kleinen Anzahl melodischer Formen oder Leisten bestand, welche zu allen Arten von Texten passen mußten, so daß nichts leichter war, als seine Melodien zu singen und auswendig zu lernen.

Die Eigenschaft, auf die sich Herr Gryllus am meisten zu gut that, war seine Behendigkeit im Komponiren. „Nun wie gefällt Ihnen meine Iphigenia, Hekuba, Alcestis (oder was es sonsten war), he?“ — „O, ganz vortrefflich, Herr Nomophylax!“ — „Gelt! da ist doch ein reiner Satz! fließende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie, daß ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13. — Den 4. Morgens um 5 Uhr — Sie wissen, ich bin früh auf — setzt' ich mich an mein Pult und fing an — und gestern Punkt 10 Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter 2 Rathstage und zwei oder drei, wo ich zu Gaste gebeten war; andre Geschäfte nicht gerechnet. — Hm! was sagen Sie? Heißt das nicht fix gearbeitet? — Ich sag es eben nicht, um mich zu rühmen: aber das getraue ich mir, wenns eine Wette gälte, daß mir kein Komponist im ganzen europäischen und asiatischen Griechenland bälder mit einem Stücke fertig werden soll als ich! Es ist nichts! Aber es ist doch so eine eigene Gabe, die ich habe, hä, hä, hä!“ — Wir hoffen, unsere Leser sehen den Mann nun vor sich, und wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so muß ihnen sein, sie hätten ihn bereits seine ganze Iphigenia, Hekuba und Alcestis herunterorgeln gehört.

Nun hatte dieser große Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daß er keine Musik gut finden konnte als — seine eigene. Keiner von den besten Komponisten zu Athen, Theben, Korinth u. s. w. konnte es ihm zu Dank machen. Den berühmten Damon selbst, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponiren außerhalb Abdera alles, was eine Seele hatte, bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängerkomponisten. Bei dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er seinen musikalischen Laich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als sechzig Stücken von berühmten und unberühmten atheniensischen Schauspieldichtern die Musik gemacht — denn die abderitischen Nationalprodukte überließ er meistens seinen Schülern und Nachahmern und begnügte sich blos mit der Revision ihrer Arbeit. Freilich fiel seine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren bombastische Nachahmungen des Aeschylus oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktstücke, die von ihren Verfassern selbst blos für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomophylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponiert; sie wurden also unendlich beklatscht, und wenn sie denn auch bei der öftern Wiederholung mitunter gähnen und hojanen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen, so versicherte man einander doch beim Herausgehen sehr tröstlich: es sei gar ein schönes Stück und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles, bei diesen griechenzenden Thraciern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortrefflichen und Schlechten selbst jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen Nationalcharakterzug vor allen übrigen policirten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltsinnigkeit, die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen demungeachtet die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar seltsame Art afficirt zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beispiel ersehen soll.

Drittes Kapitel.

Beiträge zur abderitischen Literargeschichte. Nachrichten von ihren ersten theatralischen Dichtern, Hyperbolus, Paraspasmus, Antiphilus und Thlaps.

Bei aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns

die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack einbilden. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und vollgezählt; und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umständen alles gut genug schmeckte: so deuchte sie doch, Dieses oder Jenes schmecke ihnen besser als ein Andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, — die Freiwilligen nicht gerechnet — vornehmlich zwei im Besitz der höchsten Gunst des abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andre, Namens Thlaps, eine Art von Mitteldingen, wobei Einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war, und die deswegen nach seinem Namen Thlapsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Parteilichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt; und eben dieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus: denn von Haus aus nannte er sich Hegesias. Der Grund, warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nämlich eben der, weswegen er und seine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proportionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte — derjenige, mit dem alle Uebrigen am meisten sympathisirten — der immer alles just so machte, wie sie es auch gemacht haben würden — ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm — immer das eigentliche Pünktchen traf, wo sie gekitzelt sein wollten — mit Einem Wort, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besonderes Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bei ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie angesehen werden konnte; daß er zwischen zwei Dingen allemal die Aehnlichkeit just da fand, wo ihr wesentlichster Unterschied lag; daß er je und allezeit feierlich aussehen würde, wo ein vernünftiger Mensch lacht, und lachen würde,

wo es nur einem Abderiten einfallen kann, zu lachen u. s. w. Ein Mann, der des abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicher Weise in Abdera alles sein, was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeschylus, ihr Aristophanes, und seit kurzem arbeitete er an einem großen Nationalheldengedicht in acht und vierzig Gesängen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen abderitischen Volks! „Denn“, sagten sie, „ein Homer ist das Einzige, was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig sein wird, so haben wir Ilias und Odyssee in Einem Stücke beisammen; und dann laß die andern Griechen kommen und uns noch über die Achseln ansehen, wenn sie das Herz haben! Sie sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unserm Mittel gegenüber stellen wollen!“ —

Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertiget — ein Umstand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang sah, allein schon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen seinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombasts seiner Schreibart ihren Aeschylus zu nennen pflegten, so wußte er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. „Man weise mir“, sprach er, „einen Charakter, einen Gedanken, ein Sentiment, einen Ausdruck in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte!“ — „Oder aus der Natur“, setzte Demokritus hinzu — „O!“ rief Hyperbolus, „was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wissen am Ende nicht, was sie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen, oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum.“ Von den seinigen galt dies im vollesten Maß. So wie seine Personen hatte nie ein Mensch ausgesehen, nie ein Mensch gefühlt, gedacht, gesprochen, noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sophokles machten. „Wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke“, sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft, wo über diese Materie auf gut Abderitisch raisonnirt wurde — „ich habe nie begreifen können, was an dem Oedipus oder an der Elektra des Sophokles, insonderheit was an seinem Philoktet so Außerordentliches sein soll? Für

einen Nachfolger eines so erhabnen Dichters, wie Aeschylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, attische Urbanität, die streit ich ihm nicht ab! Urbanität, so viel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Riesenstärke, der Adlersflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo ist der?" — „Das nenn ich wie ein Meister von der Sache sprechen", sagte Einer von der Gesellschaft. — „O! über solche Dinge verlassen Sie sich auf das Urtheil des Hyperbolus", rief ein Andrer; „wenn er das nicht verstehen sollte!" — „Er hat 120 Tragödien gemacht", flüsterte eine Abderitin einem Fremden in's Ohr; „'s ist der erste Theaterdichter von Abdera!"

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbuhlern, Schülern und Kandatarien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeschwungen, wanken zu machen. — Dem Einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der ersten Scene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweiten seine leibliche Schwester heirathet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird. — Dem Andern durch eine Niobe, worin außer einer Menge Ω! Ω! Αι, Αι! Φεῦ Φεῦ! und Ελελελεῦ und einigen Blasphemien, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge standen, das ganze Stück in lauter Aktion und Pantomime gesetzt war. Beide Stücke hatten den erstaunlichsten Effekt gemacht. — Nie waren binnen drei Stunden so viele Schnupftücher voll geweint worden, seit ein Abdera in der Welt war. — „Nein, es ist nicht zum Aushalten", schluchzten die schönen Abderitinnen — „Der arme Prinz! wie er heulte! wie er sich herumwälzte!" — „Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte", rief eine Andere — „Und die Furien", schrie eine Dritte — „ich konnte vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun." — „Es war schrecklich, ich muß es gestehen", sagte die Vierte; „aber, o! die arme Niobe! wie sie mitten unter ihren übereinander hergewälzten Kindern dasteht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopf herumrollt, dann mit ihren eigenen Nägeln sich die Brust aufreißt, und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft. — Nein, so was Rührendes muß nie gesehen worden sein! Was das für ein Mann sein muß, der Paraspasmus, der Stärke

genug hatte, so eine Scene aufs Theater zu bringen." — „Nun, was die Stärke anbetrifft", sagte die schöne Salabanda, „darauf läßt sich eben nicht immer so sicher schließen. Ich zweifle, ob Paraspasmus alles halten würde, was er zu versprechen scheint; große Prahler, schlechte Fechter." — Man kannte die schöne Salabanda für eine Frau, die so was nicht ohne guten Grund sagte; und dieser einzige Umstand brachte so viel zuwege, daß die Niobe des Paraspasmus bei der zweiten Vorstellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter selbst konnte sich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatten.

Indessen bleibt ihm und seinem Freunde Antiphilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben; und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der grießgramischen und der pantomimischen, zu sein, in welchen den abderitischen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um so viel sichrer war, Lorbeern einzuernten, da im Grunde nichts leichter ist, als — Kinder zu erschrecken und seine Helden vor lauter Affekt — gar nichts sagen zu lassen.

Wie aber die menschliche Unbeständigkeit sich auch an dem, was in seiner Neuheit noch so angenehm ist, gar bald ersättiget, so fingen auch die Abderiten bereits an, es überdrüssig zu werden, immer und alle Tage gar schön zu finden, was ihnen in der That schon lange gar wenig Vergnügen machte: als ein junger Dichter, Namens Thlaps, auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie noch Tragödie noch Posse, sondern eine Art von lebendigen abderitischen Familiengemälden wären; wo weder Helden noch Narren, sondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeschäften nachgehen, und vor einem löblichen Spektatorium gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause wären, und es sonst keine Leute in der Welt gäbe als sie. Man sieht, daß dies ungefähr die nämliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge so viel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand blos darin: daß er Athenienser und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander und jener Thlaps war. Allein da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug, oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vortheil gereichte: so wurde sein erstes Stück*) in dieser Gattung

*) Es nannte sich Eugamia oder Die vierfache Braut. Eugamia war von ihrem Vater an einen, von der Mutter an den andern und von einer Tante, an deren Erbschaft ihr gelegen war, an den dritten Mann versprochen worden. Am Ende kam heraus, daß das voreilige Mädchen sich selbst in aller Stille bereits an einen vierten verschenkt hatte.

mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beispiel gesehen hatte. Die ehrlichen Abderiten sahen sich selbst zum erstenmal auf der Schaubühne in puris naturalibus, ohne Karrikatur, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Scepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen abderitischen Art und Weise leiben und leben, essen und trinken, freien und sich freien lassen u. s. w., und das war eben, was ihnen so viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das sich zum erstenmal in einem Spiegel sieht; sie konnten's gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vierundzwanzigmal hinter einander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsödien sehen. Thlaps, dem es nicht so fix von der Faust ging als dem großen Hyperbolus und dem Nomophylax Gryllus, konnte deren nicht genug fertig kriegen. Aber da er seinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte, so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung; und in weniger als drei Jahren waren alle möglichen Süjets und Titel von Thlapsödien so erschöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu sehen, wie sie drückten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser herauszupressen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menschlicher Weise, anfangs für jede Gattung eine ausschließende Neigung faßten, fanden endlich, daß es nur desto besser sei, wenn sie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren konnten. Die Tragödien, gemeine, grießgramische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Nomophylax komponirte die Tragödien des Euripides; und Hyperbolus (zumal da ihm das Projekt, abderitischer Homer zu werden, im Kopfe stak) ließ sichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gerne gefallen, die höchste Gunst des abderitischen Parterre mit Thlapsen zu theilen; zumal da dieser durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

Viertes Kapitel.

Merkwürdiges Beispiel von der guten Staatswirthschaft der Abderiten. Beschluß der Digression über ihr Theaterwesen.

Ehe wir von dieser Abschweifung zum Verfolg unsrer Geschichte zurückkehren, möchte nöthig sein, dem geneigten Leser einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorstehender kurzen Abschattung des abderitischen Schauspielwesens aufgestoßen sein möchte.

Es ist nicht wohl zu begreifen, wird man sagen, wie das Aerarium von Abdera, dessen Einkünfte eben nicht so gar beträchtlich sein konnten, eine so ansehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauspiel mit allen seinen Artikeln ist, in die Länge habe bestreiten können; gesetzt auch, daß die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dies Letztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es so manchen Theaterdichter von Profession in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem seinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf 120 dramatische Stücke sollte getrieben haben.

Um nun den günstigen Leser nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverhohlen gestehen — daß ihre Theaterdichter keineswegs umsonst arbeiteten (denn das große Gesetz: „dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden!" ist ein Naturgesetz, dessen allgemeine Verbindlichkeit auch sogar die Abderiten fühlten), und daß vermöge einer besondern Finanzoperation das Stadtärarium durch das Theater eigentlich keine neue Ausgabe zu bestreiten hatte, sondern dieser Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erspart wurde.

Die Sache verhielt sich so. Sobald die Gönner des Theaters sahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt, und Schauspiele zum Bedürfniß für sie geworden, ermangelten sie nicht, dem Volke durch die Zunftmeister vorstellen zu lassen: daß das Aerarium einem so großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmequellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sei. Dies veranlaßte denn, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, welche nach mehr als sechzig zahlbaren Sessionen endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohl ausgesonnen befand, daß er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses abderitische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften, es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder außer dem heiligen römischen Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erbötig, solche auf geschehene Requisition gegen bloße Erstattung der Schreibauslagen unentgeltlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon sagen können, ist: daß vermöge dieser Einrichtung sine aggravio Publici hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauspielen zu traktiren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputirten und den Nomophylax gehörig zu remuneriren; und überdies noch die beiden untersten Klassen der Zuschauer bei jeder Vorstellung viritim mit einem Pfennigbrod und zwei trocknen Feigen zu gratificiren. Der einzige Fehler dieser schönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommission sich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man sich auf ihre bekannte Dexterität verließ) um 18,000 Drachmen (ungefähr dritthalb Tausend Thaler unsers Geldes) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte, als die angewiesenen Fonds betrugen. Das war nun freilich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverstoß! Indessen waren die Herren von Abdera gewohnt, so glattweg und bona fide bei ihrer Staatswirthschaft zu Werke zu gehen, daß etliche Jahre verstrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß alle Jahre 2500 Thaler in ihrem Stadtsäckel zu wenig waren. Wie man es endlich mit vieler Mühe heraus gebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das gesammte Volk zu bringen, und pro forma auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten gebehrdeten sich zu diesem Vorschlag, als ob man ihnen Wasser und Feuer nehmen wollte. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen dritthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, genommen werden sollten; und Derjenige, der sich künftig unterfangen würde, auf Abschaffung der Schaubühne anzutragen, sollte für einen Feind der Stadt Abdera angesehen werden.

Die Abderiten glaubten nun, ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde sich viel darauf zu gut zu thun, daß ihre Schaubühne jährlich 80 Talente (80,000 Thaler) und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Heller koste. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an“, sagten sie. „Aber dafür haben wir auch ein Nationaltheater, wie kein andres in der Welt sein muß!“ — „Das ist eine große Wahrheit“, sagte Demokritus; „solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und

wöchentlich viermal, für 80 Talente! Ich wenigstens habe das an keinem andern Ort in der Welt angetroffen."

Was man ihnen lassen mußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigsten in Griechenland gelten konnte. Freilich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugestanden, daß der Amtmann, der Amtsschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja Niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Lesern ab, wenn sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten worden sind. Die Schauspielstunde ist inzwischen herbeigekommen, und wir versetzen uns also ohne weiters in das Amphitheater dieser preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leser nach Gefallen, entweder bei dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bei dem Priester Strobylus, oder bei dem Schwätzer Antistrepsiades, oder bei irgend einer von den schönen Abderitinnen, mit welchen wir sie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

Fünftes Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Succeß des Nomophylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Chöre und die Dekoration.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides: eines von den 60 oder 70 Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles, was diesen Namen trug. Verschiedne seiner Tragödien, oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten), waren schon öfters aufgeführt, und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum erstenmal auf die abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomophylax hatte die Musik dazu gemacht, und (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) diesmal sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponiert; unbekümmert, ob seine Musik den Text, ob der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches dann

gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was Bessers gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Nomophylax mit aller seiner Anmaßung, ein Orpheus zu sein, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sei. Diese Wenigen hatten sich ehmals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Gryllischen Muse so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittiren; und nun waren diese Herren immer Die, die — bei den elendesten Stellen — am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that diesmal sein Aeußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben", sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen gesagt, das Orchester war eins von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das Erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daß es hundertundzwanzig Köpfe stark sei. „Das Atheniensische", pflegten sie mit bedeutendem Accent hinzuzusetzen, „soll nur achtzig haben, aber freilich mit hundertundzwanzig Mann läßt sich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher, wie — in Abdera keiner war, noch sein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmal im Götterrathe beschlossen, daß im thracischen Athen nichts an seinem Platz, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz sein sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem Jeden zufrieden war, der sein Bestes that (wie sie's nannten), so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen, weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für ab-

deritische Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren, aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomophylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut als ein Andrer, daß es nicht so recht ging, wie es sollte. Aber außerdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit Andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben und die Herren und Damen, die ihm Ehren halber ihr Kompliment deswegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Ton, worin er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das abderitische beilegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomophylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen sein mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus machte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam und in eine Stelle aus dem Cyklops sich verirrete. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Boden gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomophylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Succeß nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegenschallte; und mitten unter der Versicherung, daß ihm zu viel Ehre widerfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sey, wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar ohnehin schon im Besitz zu gefallen war, aber in der

Rolle der Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große wohlgedrehte Figur — zwar um ein Namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erfoderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thracier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymphenfigur. Da die Andromeda nur sehr dünne angezogen sein durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzusehr beleidigt finden konnte, von den schönen Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen! Die Komposition hätte wo möglich noch abgeschmackter und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter sein können, immer würde sie ihren Monolog haben wiederholen müssen, weil das doch immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. „Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück“, sagte Einer zum Andern mit halbgeschloßnen Augen; „ein unvergleichliches Stück! Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt?“ — „O! über allen Ausdruck! Es ist, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück blos um ihrentwillen gemacht hätte!“ — Der junge Herr, der dies sagte, pflegte immer beim Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannsleute. — „Nicht übel! Ganz artig!“ sagten sie. „Aber wie kömmts, daß die Rollen diesmal so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen tauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Cassiopeia hätte sie sich trefflich geschickt.“ — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, „auf dessen unproportionirte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde“ — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts Niedlichers

sein könne, als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende, biegsame Stimme; aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in denen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit, einmischte und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben, was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar viel an ihnen auszustellen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsener Mensch und hatte ein großes Talent für einen — abderitischen Pickelhering. Der vorerwähnte Cyklops im Satyrenspiele dieses Namens von Euripides war seine Meisterrolle. „Er spielt den Perseus gar schön", sagten die Abderitinnen; „nur Schade, daß ihm zuweilen unvermerkt der Cyklops dazwischen kommt." Cassiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voller angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollichte Manier, kleine Liedchen zu singen, und — that ihr Bestes. Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuren Matrosenbaß, und Agenor — sang so elend, als einem zweiten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Privilegium erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. „Er tanzt sehr schön", war immer die Antwort der Abderiten, wenn Jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sei; indessen tanzte Agenor nur selten und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheit dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwei Chöre, einen von Nereiden und einen von den Gespielinnen der Andromeda einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Chor der Nereiden durch die Erfindungen, die der Nomophylax dabei an-

gebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren und mit mächtigen falschen Brüsten, die von ferne recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also *sich selbst* vollkommen gleich sahen. Die Symphonie, unter welcher diese Meerwunder herangeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten *Breckeckeck Koax Koax* in den „Fröschen" des *Aristophanes*; und um die Illusion vollkommner zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene *Kuhhörner* angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen, um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir beliebter Kürze halber weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten *sehr schön* gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen *Sonnenuntergang*, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten, welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perseus mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, hätten die *Kenner* wohl wünschen mögen, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

Sechstes Kapitel.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwicklung.

Sobald das Stück geendigt war und das betäubende Klatschen ein wenig nachließ, fragte man einander wie gewöhnlich: „Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen?" und erhielt überall die gewöhnliche Antwort. Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner passirte, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bald mit seinem „*Sehr wohl*" heraus; aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar eine unfreiwillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein *Achselzucken* ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn der junge abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. „Es scheint", sagte er, „das Stück hat

Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Piecen vom Euripides!"

„Das Stück mag nicht übel sein", erwiederte der Fremde. —

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?" —

„An der Musik? — O! was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört." —

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomophylax ist ein großer Mann in seiner Art." —

„Ganz gewiß."

„So sind Sie vermuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?" —

„Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden." —

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?" —

„O, sehr scharmant!" —

„Sie thut einen großen Effekt! nicht wahr?" —

„Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug." —

„Wenigstens werden Sie doch gestehen, daß Perseus ein großer Akteur ist?" —

„In der That, ein hübscher wohlgewachsener Mensch!" —

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre machten? Finden Sie z. B. den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein: „Ich finde", versetzte er mit einiger Ungeduld, „daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben."

„Mein Herr", sagte der junge Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, „gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

„Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entscheiden."

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders willen hören, was Sie denn gegen unsre Musik oder gegen unsre Schauspieler einwenden könnten?"

„Könnten?" sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — „Verzeihen Sie mir, ich mag Niemand sein Vergnügen abdisputiren. Das Stück, wie es da gespielt worden, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?" —

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

„Ich bin ein Fremder" —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi!

Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde sein! Hi, hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. „Junger Herr", sagte er, „ich habe für meine Komödie bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein Andrer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte."

„Ei, ei", sagte ein andrer abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, „Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein; Sie haben unsre Neugier, unsre Lehrbegierde (er sagte dies mit einem dummnaseweisen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigem Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner: aber die Musik, dächt ich, war doch unvergleichlich?"

„Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen", sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören, was schön ist."

„Ich gebe Ihnen zu, wenn Sie wollen", erwiederte jener, „daß schöne Stellen in dieser Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene, schulgerechte, artikelmäßige Musik sein: ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!"

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?"

„O! die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen, meine Herren, im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Personen, die Wahrheit der Affekten und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Musik sein kann und sein muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu sein — was sie sein muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Elemente schwimme, und emporgetragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz, das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!"

„Das Ganze", schrien die beiden Abderiten, „das Ganze taugt nichts? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsre beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatte bereits verschiedne andre Abderiten herbeigezogen; Jedermann

wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nationaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu; und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig, sich an einen Pfeiler zurückzuziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

„Wie ich das beweisen wollte?" erwiederte er ganz gelassen: „ich werde es nicht beweisen! Wenn Sie das Stück gelesen, die Aufführung gesehen, die Musik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweisen soll: so würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe."

„Der Herr ist, wie ich höre, ein wenig schwer zu befriedigen", sagte ein Rathsherr, der sich ins Gespräch mischen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Respekt Platz machten. „Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar Jedem seine Freiheit; aber gleichwohl" —

„Wie? was? was giebts da?" schrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewatschelt kam; „hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören! Ha, ha, ha! Eins der besten Stücke, meiner Treu! die seit langem aufs Theater gekommen sind! Viel Aktion! Viel — ä — ä — was ich sage! Ein schön Stück! Und schöne Moral!"

„Meine Herren", sagte der Fremde, „ich habe Geschäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszurasten; ich habe geklatscht, wie's der Landesgebrauch mit sich bringt, und wäre still und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht auf die zudringlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen."

„Sie haben auch vollkommnes Recht dazu", erwiederte der andre Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomophylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art wehzuthun. „Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und" —

„Ich spreche nach meiner Ueberzeugung", sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von ferne gehört hatte, daß die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zusammenzuziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er Jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — „So?" sagte er, „hat meine Komposition nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — Versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Hä?" —

„Es ist der Nomophylax“, sagte Jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessen Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomophylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun, ich möchte doch hören, was der Herr gegen die Komposition vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposition! Hä, hä, hä! Nun! Lassen Sie hören!“

„Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen“, sagte der Fremde; „meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.“

„Und der ist?“ grinste der Nomophylax naserümpfend —

„Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist“, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und das wissen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? Hi, hi, hi!“

„Ich weiß, was ich sage“, versetzte der Fremde; „und wenn's denn sein muß, so erbiet ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.“

„Das möchte zu viel Umstände machen“, sagte der politische Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht“, rief der Nomophylax. „Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen als der Poet selbst? Sie Alle hier unterschreiben sich als Zeugen. Euripides soll selbst den Ausspruch thun!“

„Die Mühe können Sie sich ersparen“, sagte der Fremde lächelnd; „denn, um dem Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appelliren — bin ich selbst.“

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomophylax von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als an einen Abwesenden appellirte — in eigner Person da stand. Aber wer konnte sich auch eines solchen Streichs vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblick, wo man lieber einen Wolf gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie man doch natürlicher Weise glauben mußte, zu Athen gewesen, wo er hingehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen

Weg gegangen. Der Nomophylar hätte seine Komposition mit einem hübschen Briefe begleitet und seinem Namen alle seine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abdera lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naseweise kritische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte — was in Abdera Niemand einem Nomophylar ins Gesicht sagen durfte — Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann, wie er, sich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden Andern als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomophylar wußte sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. „Euripides!“ rief er und prallte drei Schritte zurück; und „Euripides!“ riefen im nämlichen Augenblick der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehenden, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmal mitten unter sie herabgefallen sei.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides sein? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht? an den der Nomophylar zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der Erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erholte. „Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig“, rief er; „beim Kastor! ein glücklicher Zufall, Herr Nomophylar! so brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.“

Der Nomophylar fühlte die ganze entscheidende Wichtigkeit des Moments; und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann: so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu sein. „Euripides!“ rief er — „Wie? Der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz für Weiß geben.“

„Das wäre lustig“, sagte der Fremde, „wenn ich mir in Abdera das Recht an meinen Namen streitig machen lassen müßte.“

„Verzeihen Sie, mein Herr“, fiel der Sykophant des Thrasyllus ein, „nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das

Recht, sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomophylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

„Meine Herren", sagte der Fremde, „ich will alles sein, was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomophylax soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!"

„Nä, nä, nä", rief der Nomophylax, „das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße" —

„Erhitzen Sie sich nicht, Herr Kollege", sagte der politische Rathsherr. „Ich bin zwar kein Physiognomiste: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen."

„Mich wundert", fing einer von den Umstehenden an, „daß man hier so viel Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden sein könnte. Da oben über dem Portal steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht?"

„Bravo, bravo", schrie der kleine dicke Rathsherr; „das ist doch ein Wort von einem gescheidten Mann! Ha, ha, ha! Die Büste! Das ist gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück vor Stück mit seiner Büste vergleichen, so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thiere ähnlicher als ihm.

„Nun", schrie der Nomophylax triumphirend — „was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

„Ich kann etwas sagen", versetzte der Fremde, den die Komödie nachgerade zu belustigen anfing, „woran von Ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten, und ich Euripides bin."

„Sagen, sagen!" grinste der Nomophylax; „man kann freilich viel sagen, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr sagen?"

„Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht."

„Nein, mein Herr," rief der dicke Rathsherr, „das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor, wie sie sehen, Marmor von Paros, straf mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen. Es ist eines schönes Stück, von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist ächt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen goldnen Buchstaben darunter *ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ*."

„Meine Herren", sagte der Fremde, der alle seine angeborne Ernsthaftigkeit zusammennehmen mußte, um nicht auszuberſten, „darf ich nur eine einzige Frage thun?"

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

„Gesetzt," fuhr jener fort, „es entstünde zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?"

„Das ist eine kuriose Frage", sagte der Abderiten einer, sich hinter den Ohren kratzend — „Eine kaptiose Frage, beim Jupiter!" rief ein anderer; „nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachter Herr Rathsherr!"

„Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik?" — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — „so bitte ich sehr um Verzeihung; ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, von schönem parischem Marmor — und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kömmt es wohl blos daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat, als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und der verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that einen großen Effekt; denn die Abderiten hatten gar zu gerne, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. „Es muß doch wohl Euripides selber sein", murmelte einer dem andern ins Ohr, und der dicke Rathsherr selbst bemerkte bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glück kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und seine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf einmal durch; und die Abderiten versicherten nun

einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomophylax, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — „Ein verdammter Streich!" brummelte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mir nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung bekommen!"

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte, lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus; welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht ich's nicht gleich?" sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden. „Der leibhafte Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts Gleichers sehen! Wo doch wohl der Nomophylax seine Sinne hatte? Aber, — ja — ja, er mochte wohl ein bischen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter! und der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

Siebentes Kapitel.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es an sich selbst war, daß sich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben so gut in dem Augenblick, wo der Nomophylax Gryllus auf ihn provocirte, als in jedem andern — und so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreifen wir doch wohl, daß es eine andere Bewandtniß hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; und es ist solchenfalls der Majestät der Geschichte *) gemäß, den Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen. Wir wollen alles, was wir davon wissen, getreulich berichten; und sollte dem scharfsinnigen Leser demungeachtet noch

*) Ein Ausdruck, der vor Kurzem von einem französischen Schriftsteller bei einer solchen Gelegenheit gebraucht worden ist, daß er nun für unwiederbringlich ruinirt angesehen werden kann, und allein noch in einem Possenspiel auszustehen ist.

einiger Zweifel übrig bleiben: so müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bei jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt: nämlich, *warum* z. B. just von einer *Mücke*, und just von dieser individuellen Mücke, just in *dieser* Sekunde — *dieser* zehnten Minute — *dieser* sechsten Nachmittagsstunde, *dieses* 10ten Augusts — *dieses* 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, just *diese* nämliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellenbogen, Busen, nicht auf die Hand, noch in Ferse u. s. w., sondern *gerade vier Daumen über der linken Kniescheibe* gestochen worden u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir auf dieses Warum nichts zu antworten wissen. Fragt die Götter! — könnten wir ebenfalls mit einem großen Manne sagen: aber weil dieses offenbar eine — *heroische* Antwort wäre, so halten wir's für anständiger, die Sache lediglich auf sich beruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König *Archelaus* in Macedonien, ein großer Liebhaber der schönen Künste und der — *schönen Geister* (wie man damals gewisse verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutigs Tages einen Jeden nennt, von dem man nicht sagen kann, was er ist) — dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen ein eignes Hofschauspiel zu haben; und vermöge einer Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran Niemanden mehr viel gelegen sein kann, hatte er den Euripides unter sehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Truppe ausgesuchter Schauspieler, Virtuosen, Baumeister, Maler und Machinisten, kurz mit allem, was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella an sein Hoflager zu kommen, und die Direktion über die neue Hofschaubühne zu übernehmen. Auf dieser Reise war jetzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen, weil er Lust hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner so berühmte Republik mit eignen Augen zu sehen. Wie es aber gekommen, daß er just an dem nämlichen Tage eingetroffen, da der Nomophylax seine Andromeda zum ersten male gab; davon können wir, wie gesagt, keine Rechenschaft geben. Dergleichen Apropos tragen sich häufiger zu, als man denkt; und es ist wenigstens kein größeres Mirakel, als daß z. B. der junge Herr von ** eben im Begriff war, seine Beinkleider hinaufzuziehen, als unvermuthet seine Nätherin ins Zimmer trat, die seidnen Strümpfe, die er ihr zu stopfen geschickt hatte, zu überbringen — welches wie Sie wissen, die Veranlassung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in seiner hohen Familie wenigstens eben so große Bewegungen verursachte, als die unvorbereitete Erscheinung des Euripides in

dem abderitischen Parterre. Wer sich über so was wundern kann, muß sich nicht viel auf die ΔΑΙΜΟΝΙΑ verstehen, wie eben dieser Euripides sagt.

Uebrigens, wenn wir sagten, daß der König Archelaus ein großer Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister gewesen sei, so muß das eben nicht so genau und im strengsten Sinn der Worte genommen werden; denn es ist eigentlich nur so eine Art zu reden; und dieser Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister. Das Wahre davon war: daß besagter König Archelaus seit einiger Zeit öfters lange Weile hatte — weil ihn alle seine vormaligen Amüsements, als da sind — F**, G**, H**, J**, K**, L**, M**, u. s. w. nicht länger amüsiren wollten. Ueberdem war er ein Herr von großer Ambition, der sich von seinem Oberkammerherrn hatte sagen lassen, daß es schlechterdings unter die Zuständigkeiten eines großen Fürsten gehöre, Künste und Wissenschaften in seinen Schutz zu nehmen. „Denn“, sagte der Oberkammerherr, „Ew. Majestät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, oder ein Brustbild eines großen Herrn auf einer Medaille u. s. w. sieht, an dessen rechter Hand nicht eine Minerva stünde, neben einem Trophäe von Panzern, Fahnen, Spießen und Morgensternen — zur Linken knien immer etliche geflügelte Jungen oder halbnackte Mädchen, mit Pinsel und Palett, Winkelmaß, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste vorstellend, die sich dem großen Herrn gleichsam zur Protektion empfehlen; oben drüber aber schwebt eine Fama mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daß Könige und Fürsten sich durch den Schutz, den sie den Künsten angedeihen lassen, einen unsterblichen Ruhm erwerben u. s. w.“

Der König Archelaus hat also die Künste in seinen Schutz genommen; und dem zufolge wissen uns die Geschichtschreiber ein Langes und Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Malerei und Bildhauerei, auf schöne Tapeten und andre schöne Möbeln verwandt; und wie alles, bis auf die Kommodität, bei ihm habe hetrurisch sein müssen; und wie er berühmte Künstler, Virtuosen und schöne Geister an seinen Hof berufen habe u. s. w., welches alles, sagen sie, er um so mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöschen, durch die er sich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren war, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerm ersehen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserm attischen Dichter zurück, den wir unter einem schimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom ersten Range, unter einem grünen Pavillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

Achtes Kapitel.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wobei sich ihre politische Betriebsamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muß, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabei sehen, blos eingebildet sind.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß Euripides schon lange, wiewohl unbekannter Weise, bei den Abderiten in großem Ansehen stand. Jetzt, sobald es erschollen war, daß er in Person zugegen sei, war die ganze Stadt in Bewegung. Man sprach von nichts als vom Euripides. — „Haben sie den Euripides schon gesehen? Wie sieht er aus? Hat er eine große Nase? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er spricht wohl in lauter Versen? Ist er stolz?“ — und hundert solche Fragen machte man einander schneller, als es möglich war, auf eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu sehen, zog noch außer denen, die der Archon hatte bitten lassen, verschiedene herbei, die nicht geladen waren. Alles drängte sich um den guten glatzköpfigen Dichter her, um zu beaugenscheinigen, ob er auch so aussehe, wie sie sich vorgestellt hatten, daß er aussehen müsse. Verschiedne, insonderheit unter den Damen, schienen sich zu verwundern, daß er am Ende doch just so aussah wie ein andrer Mensch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe; und die schöne Thryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man seh es ihm stark an, daß er ein ausgemachter Weiberfeind*) sei. Sie machte diese Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipirtem Vergnügen über den Triumph, den sie sich davon versprach, wenn ein so erklärter Feind ihres Geschlechts die Macht ihrer Reizungen würde bekennen müssen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes so gut als der Verstand, und wer darin bis zum Absurden gehen kann, hat das Erhabne in dieser Art erreicht, welches für gescheidte Leute immer eine Quelle von Vergnügen ist. Die Abderiten hatten das Glück, im Besitz dieser Vollkommenheit zu sein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber sobald man sah, daß sie so ganz aus Einem Stücke war und (eben darum) so viele Zuversicht und Gutmüthigkeit in sich hatte: so versöhnte man sich gleich wieder mit ihnen und belustigte sich oft besser an ihrer Albernheit als an andrer Leute Witz.

---

*) Es ist bekannt, daß dieses häßliche Laster dem Euripides, wiewohl unverdienter Weise, Schuld gegeben wurde.

Euripides war in seinem Leben nie bei so guter Laune gewesen, als bei diesem Abderitenschmause. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihre platten Einfälle, ließ Jeden so hoch gelten, als er sich selbst würdigte, und erklärte sich sogar über ihr Theater und Musikwesen so billig, daß Jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — „Ein feiner Gast!“ raunte der politische Rathsherr der Dame Salabanda, die über ihm saß, ins Ohr; „der tritt leise auf!“ — „Und so höflich, so bescheiden, als ob er kein großer Kopf wäre“, erwiederte Salabanda. — „Der drolligste Mann von der Welt, beim Jupiter!“ sagte der kurze dicke Rathsherr beim Aufstehen von Tische; „ein recht kurzweiliger Mann! Hätt's ihm nicht zugetraut, mein Seel!“ — Die Damen, die er schön gefunden hatte, waren dafür so höflich und thaten, als ob sie ihn um zwanzig Jahre jünger fänden, als er war; kurz, man war ganz von ihm bezaubert und bedauerte nur, daß man die Ehre und das Vergnügen, ihn in Abdera zu sehen, nicht länger haben sollte. Denn Euripides blieb dabei, daß er sich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politischen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinen Sie“, sagte sie, „wenn wir ihn dahin bringen könnten, daß er uns seine Andromeda gäbe? Er hat seine eigne Truppe bei sich. Es sollen ganz außerordentliche Virtuosen sein.“ — Onobulus fand den Einfall göttlich. — „Ich hatte ihn eben selbst gehabt“, sagte der politische Rathsherr, „und war im Begriff, es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten absetzen. Der Nomophylax“ — „O, dafür lassen Sie mich sorgen“, fiel Salabanda ein, „ich will ihm schon warm machen!“

„Für meinen Oheim steh ich“, sagte Onobolus; „und noch in dieser Nacht will ich unter unsern jungen Leuten eine Partei zusammentrommeln, die Lärms genug in der Stadt machen soll.“

„Nur nicht zu hitzig“, munkelte der politische Rathsherr mit dem Kopfe wackelnd; „wir wollen uns nichts merken lassen! Erst das Terrain sondirt und fein leise aufgetreten! Das ist, was ich immer sage.“

„Aber wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froschpfleger!*) Euripides geht fort“ —

„Wir wollen ihn schon aufhalten“, sagte Salabanda; „er soll morgen bei mir sein! — Eine Gartenpartie und alle unsre

---

*) Der Rathsherr war einer von den Fürsorgern des geheiligten Froschgrabens, welches in Abdera eine sehr ansehnliche Stelle war. Man nannte sie die Batrachotrophen, welches zu Deutsch sehr füglich durch Froschpfleger gegeben werden kann.

hübschen Leute dazu eingeladen — Lassen Sie nur mich machen; es soll gewiß gehen."

Frau Salabanda passirte in Abdera für eine gar weise Frau. Sie war stark in Politicis und hatte großen Einfluß auf den Archon Onolaus. Der Oberpriester war ihr Oheim, und fünf oder sechs Rathsherren, die sie in ihrer Freundschaft zählte, gaben selten eine andre Meinung im Rath von sich, als die sie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Ueberdies standen ihr die Liebhaber der schönen Thryallis, mit der sie in engstem Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebot; nichts von ihren eignen zu sagen, deren sie immer einige hatte, die auf Hoffnung dienten, und also so geschmeidig waren wie Handschuhe. Ihr Haus, das unter die besten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geschäfte vorbereitet, alle Händel geschlichtet, und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden; mit Einem Wort, Frau Salabanda machte in Abdera, was sie wollte.

Euripides, ohne die mindeste Absicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieser Frau zu machen, hatte sich diesen Abend so gut bei ihr insinuirt, als ob er zum wenigsten eine Froschpflegerstelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte sie ein politisches Waidsprüchlein als einen Gedanken vor, so fand er, daß es eine sehr scharfsinnige Bemerkung sei; citirte sie den Simonides oder Homer, so bewunderte er ihr Talent, Verse zu deklamiren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen seiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den bösen Ruf eines Weiberfeindes gesetzt; und er hatte, indem er sich gegen sie und die schöne Thryallis verbeugte, versichert, daß es sein Unglück sei, nicht eher nach Abdera gekommen zu sein. Kurz, er hatte sich so aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war, einen Aufstand zu erregen, falls ihr mit dem politischen Rathsherrn eingefädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgesetzt werden können.

Man säumte nicht, sich vor allen Dingen des Archons zu versichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm sagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen und dem Volk sehr angenehm sein werde. Aber weil er ein Herr war, der seine Ruhe liebte, so erklärte er sich: er überlasse es ihnen, alles in die gehörigen Wege einzuleiten; er seines Orts möchte sich mit Niemand deswegen überwerfen, am wenigsten mit dem Nomophylax, der ein Grobian sei und unter dem Volk einen starken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen sich Ew. Herrlichkeit keine Sorge", flüsterte ihm der Rathsherr zu; „das will ich durch die dritte Hand schon stimmen lassen, wie wir's nur wünschen können." — „Und ich", sagte Salabanda, „nehme die

Rathsherren auf mich." — „Wir wollen sehen", sprach der Archon, indem er zur Gesellschaft zurückkehrte.

„Sein Sie ruhig", sprach die Dame zum politischen Rathsherrn, indem sie ihn auf die Seite nahm, „ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, so muß man ihm nur des Abends von einer Sache sprechen, und wenn er Nein gesagt hat, des Morgens wiederkommen und, ohne den Mund zu verkrümmen, so reden, als ob er Ja gesagt habe, und ihm dabei zeigen, daß man des Erfolgs gewiß ist: so kann man sich auf ihn verlassen wie auf Gold. Es ist nicht das erstemal, daß ich ihn auf diese Art drangekriegt habe."

„Sie sind eine schlaue Frau", versetzte der Herr Froschpfleger, indem er sie sachte auf den runden Arm klopfte. — „Was Sie leise auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig sein. — Wir müssen piano gehn!"

In diesem Augenblick trippelten ein paar Abderitinnen herbei, denen bald alle übrigen von der Gesellschaft folgten, um zu hören, wovon die Rede sei. Der politische Rathsherr schlich sich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides?" sagte Frau Salabanda; „nicht wahr, das ist ein Mann?"

„O! ein scharmanter Mann", riefen die Abderitinnen.

„Nur Schade, daß er so kahl ist" — setzte eine hinzu; „und daß ihm ein paar Zähne fehlen", sagte die andre.

„Närrchen, desto weniger kann er dich beißen" sagte die dritte; und weil dies ein witziger Einfall war, so lachten sie alle herzlich darüber.

„Ist er schon verheirathet?" fragte ein junges Ding, das so aussah, als ob es wie ein Pilz in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeschossen wäre.

„Möchtest du ihn etwan haben?" antwortete ein anderes Fräulein spöttisch; „ich denke, er hat schon Urenkel zu verheirathen.

„O! die will ich dir überlassen", sagte jene schnippisch; und der Stich war desto wespenartiger, weil das besagte Fräulein, wiewohl sie so jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigstens ihre vollen fünfunddreißig auf dem Nacken trug.

„Kinder", unterbrach sie Frau Salabanda, „von dem allen ist jetzt die Rede nicht. Es ist was ganz Anders auf dem Tapet. Wie gefiel es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete, etliche Tage hier zu bleiben, uns mit der Truppe, die er bei sich hat, eine seiner Komödien zu geben?"

„O das ist herrlich!" riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend; „o ja, wenn Sie das machen könnten!"

„Das will ich schon machen können", versetzte Salabanda; aber ihr müßt Alle dazu helfen!"

„O ja, o ja!" schnatterten die Abderitinnen; und nun liefen sie in hellem Haufen auf den Euripides zu und schrien Alle auf einmal: „O ja, Herr Euripides, Sie müssen uns eine Komödie spielen! Wir lassen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie gespielt haben. Nicht wahr? Sie versprechen's uns?"

Der arme Mann, dem diese Zumuthung auf den Hals kam wie ein Kübel Wassers übern Kopf, trat ein paar Schritte zurück und versicherte sie, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu spielen; er müsse seine Reise beschleunigen u. s. w. Aber das half alles nichts. — „O Sie müssen", schrien die Abderitinnen; „wir lassen Ihnen keine Ruhe; Sie sind viel zu artig, als daß Sie uns was abschlagen sollten. Wir wollen Sie so schön bitten" —

„Im Ernst", sagte Frau Salabanda, „wir haben einen Anschlag auf Sie gemacht" — „Und der nicht zu Wasser werden soll", fiel Onobulus ein, „oder ich will nicht Onobulus heißen."

„Was giebts? Was giebts?" fragte der politische Rathsherr, der den Unwissenden machte, indem er langsam und mit unstetem Blick hinzuschlich; „was haben Sie mit dem Herrn vor?" — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbeigewatschelt. „Ich glaube gar, straf mich! Sie wollen Alle auf einmal sein Herz mit Arrest beschlagen, ha, ha, ha!" — schrie er und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. Man verständigte ihn, wovon die Rede sei. — „Ha, ha, ha, ha! Ein schöner Gedanke! straf mich Jupiter! da komm ich gewiß auch, das versprech ich Ihnen! Der Meister selbst! das muß der Mühe werth sein! Wird recht viel Ehre für Abdera sein, Herr Euripides, große Ehre! Haben uns glücklich zu schätzen, daß unsre Leute von so einem geschickten Manne profitiren sollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nämliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht so übel fand, sich diese Lust mit den Abderiten zu machen, spielte noch immer den Erstaunten und entschuldigte sich damit, daß er dem König Archelaus versprochen habe, seine Reise zu beschleunigen.

„Ei, was", sagte Onobulus, „Sie sind ein Republikaner und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur", schnarrte die schöne Myris, „daß wir Sie so gar schön gebeten haben. Er soll ein galanter Herr sein. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie sechs Frauenzimmern auf einmal nichts abschlagen konnten."

„O du, T y r a n n d e r G ö t t e r u n d d e r M e n s c h e n, A m o r!" rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die schöne Thryallis ansah.

„Wenn das Ihr Ernst ist“, sagte Thryallis mit der Miene einer Person, die nicht gewohnt ist, weder abzuweisen, noch abgewiesen zu werden; „wenn das Ihr Ernst ist, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie sich von mir erbitten lassen.“

Dies von mir verdroß die andern Abderitinnen. „Wir wollen nicht unbescheiden sein“, sagte eine, indem sie die Lippen einzog und auf die Seite sah. — „Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich ist“, sagte eine andre.

„Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen“, sprach der Dichter, „könnte mir das Unmögliche möglich werden.“

Weil dies Unsinn war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotiren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob sie sagen wollten: „Aetsch! er hat uns auch schön geheißen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Atalantenfigur einzubilden; er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihrentwillen.“

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich blos die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle seine großen Verehrer seien, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nichts zu eilen hatte, und sich in Abdera sehr gut amüsirte, so ließ er sich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beispiele zu — Possenspielen für den Hof zu Pella versprach. Und so ging denn die Gesellschaft auf die Ehre, sich morgen bei Frau Salabanda wiederzusehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen auseinander.

Neuntes Kapitel.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bei dieser Gelegenheit zwischen Demokritus, dem Priester und dem Dichter vorfällt.

Inzwischen führte Onobulus in Begleitung etlicher junger Herren seines Schlages seinen Gast in der Stadt herum, um ihm alles, was darin sehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegens begegnete ihnen Demokritus, mit welchem Euripides schon von langem her bekannt war. Sie gingen also mit einander: und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, so hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitiren, die immer den Mund offen hatten, über alles entschieden, alles wußten und sich gar nicht zu Sinne kommen ließen, daß es ihres

Gleichen in Gegenwart von Männern anständiger sei, zu hören, als sich hören zu lassen.

Euripides hatte also diesen Morgen genug zu hören und zu sehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis an die äußersten Schlagbäume ihrer Vaterstadt gekommen waren, sprachen von allem, was sie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres Gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reise gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieser Art zu Athen, Korinth und Syrakus gesehen, und brachte in einem albernen Ton von Entschuldigung eine Menge lächerlicher Ursachen hervor, warum diese Dinge in Athen, Korinth und Syrakus schöner und prächtiger wären als in Abdera.

„Junger Herr", sagte Demokritus, „es ist hübsch, daß Sie Ihre Vater- und Mutterstadt in Ehren haben; aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, so lassen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding, wie es ist, und keine Vergleichung, so braucht's auch keine Entschuldigung!

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, sehr merkwürdig; und das war es auch! Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viel unnütze und ungelesene Bücher, ein Münzkabinet, worin viel abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übelverpflegte Arme, ein Arsenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Wasser war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera so wohl berathen wurde, den Tempel des Jason und ein vergoldetes Widderfell, welches sie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu sehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchichten Tempel der Latona in Augenschein, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerst erbaut haben sollte, und die Gallerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröße gemalt standen und unter einander alle so ähnlich sahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorhergehenden gewesen wäre. Endlich, da sie alles gesehen hatten, führte man sie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkosten gemeiner Stadt die größten und fettesten Frösche gefüttert wurden, die man je gesehen hat; und die, wie der Priester Strobylus sehr ernsthaft versicherte, in gerader Linie von den lycischen Bauern abstammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden und vor Durst verschmachtenden Latona nicht gestatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür vom Jupiter zur Strafe in Frösche verwandelt wurden.

„O Herr Oberpriester", sagte Demokritus, „erzählen Sie

doch dem fremden Herrn die Geschichte dieser Frösche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das jonische Meer herüber bis nach Abdera versetzt worden; welches, wie Sie wissen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht und, wenn man so sagen darf, beinahe ein noch größeres Wunder ist, als die Froschwerdung der lycischen Bauern selbst."

Strobylus sah dem Demokritus und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin sehen konnte, das ihn berechtigt hätte, sie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten, zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen großen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles, was er von der Sache zu wissen glaubte.

„Die Geschichte des Latonendiensts in Abdera", sagte er, „verliert sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefähr 140 Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit unendlichen Zeiten eingeführt; und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schließen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit strafbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliert sich in Zeiten, wo die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersetzt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchstaben billig noch vorzuziehen ist. Diese Tradition sagt: als die vorerwähnte Verwandlung der lycischen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von den besagten Bauern selbst, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders die Latona mit ihren noch an der Brust liegenden Zwillingen, Apollo und Diana, für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geschehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüsche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieß damals noch Milia und die in Frösche verwandelten Bauern waren also, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hiernach Lycus, Pandions des Zweiten Sohn, sich mit einer attischen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Namen Lycia, und der ältere Name verlor sich

gänzlich. Bei dieser Gelegenheit verließen die Einwohner dieser Gegend, wo der Altar und Hain der Latona stand, weil sie sich der Herrschaft des besagten Lycus nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, setzten sich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem ägeischen Meere herum, und ließen sich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Pest beinahe gänzlich entvölkert worden war. Bei ihrem Abzuge schmerzte sie, wie die Tradition sagt, nichts so sehr, als daß sie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurücklassen mußten. Sie sannen hin und her, und fanden endlich, das Beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Hain mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers mitzunehmen. Sobald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor sich sehen.

Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweihten Wasser mit sich gebracht. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die völlige Gestalt und Größe des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten sie aufs Neue der Latona zum Hain, bauten ihr diesen Tempel und verordneten einen Priester, der den Dienst desselben versehen und des Hains und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so großes Wunder, als Herr Demokritus für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera versetzt befanden. Dieser Tempel, Hain und Teich erhielt sich vermöge der Ehrfurcht, welche sogar die benachbarten wilden Thracier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des großen Cyrus wiederhergestellt und, wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kann, zu einem Glanz erhoben wurde, daß sie keine Ursache hat, irgend eine andere in der Welt zu beneiden."

„Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberpriester", sagte Euripides. „Aber wenn es erlaubt wäre, eine bescheidene Frage zu thun" —

„Fragen Sie — was Sie wollen", fiel ihm Strobylus ein, „ich werde, Gott Lob! nie verlegen sein, Antwort zu geben."

„Mit Ew. Ehrwürden Erlaubniß also!" — fuhr Euripides fort — „Die ganze Welt kennt die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den schönsten Künsten, die den tejischen Abderiten eigen ist, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigsten Beweise darstellt. Wie kommt es also, da zumal die Tejer schon von alten Zeiten her im Ruf einer besondern Ehrfurcht für die

Latona stehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen sind, ihr einen ansehnlichern Tempel aufzubauen?"

„Ich vermuthete mir diesen Einwurf", sagte Strobylus mit einem Lächeln, wobei er die Augenbraunen in die Höhe zog und mächtig weise aussehen wollte —

„Es soll kein Einwurf sein", versetzte Euripides, „sondern blos eine bescheidene Frage."

„Ich will sie Ihnen beantworten", sagte der Priester. „Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht gewesen, der Latona als einer Göttin vom ersten Rang einen so prächtigen Tempel aufzubauen, wie sie dem Jason, der doch nur ein Heros war, gebaut hat. Aber sie hat mit Recht geglaubt, daß es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana schuldig sind, gemäßer sei, ihren uralten Tempel zu lassen, wie sie ihn gefunden; und er ist und bleibt demungeachtet der oberste und heiligste Tempel von Abdera, was auch immer der Priester des Jason dagegen einwenden mag."

Strobylus sagte dieses letzte mit einem Eifer und einem Crescendo il Forte, daß Demokritus für nöthig fand, ihn zu versichern, daß dies wenigstens bei allen Gesunddenkenden eine ausgemachte Sache sei.

„Indessen", fuhr der Oberpriester fort, „hat die Republik gleichwohl solche Beweise ihrer besondern Devotion für den Tempel der Latona und dessen Zubehörden abgelegt, daß gegen die Lauterkeit ihrer Absichten nicht der geringste Zweifel übrig sein kann. Sie hat zu Versehung des Dienstes nicht nur ein Kollegium von sechs Priestern, deren Vorsteher zu sein ich unwürdiger Weise die Ehre habe, sondern auch aus dem Mittel des Senats drei Pfleger des geheiligten Teichs angeordnet, von welchen der erste allezeit eines von den Häuptern der Stadt ist. Ja sie hat aus Beweggründen, deren Richtigkeit streitig zu machen nicht länger erlaubt ist, die Unverletzlichkeit der Frösche des Latonenteichs auf alle Thiere dieser Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu diesem Ende das ganze Geschlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froschfeinde aus ihren Grenzen verbannt."

„Wenn die Versicherung, daß es nicht länger erlaubt ist, an der Richtigkeit dieses Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände", sagte Demokritus, „so würde ich mir die Freiheit nehmen, zu erinnern, daß selbiges mehr in einer, zwar an sich selbst löblichen, aber doch aufs Aeußerste getriebnen Deisidämonie*), als

*) Der Apostel Paul bedient sich des von diesem Worte abgeleiteten Beiworts, da er die Athenienser, ironischer oder wenigstens zweideutiger Weise, wegen ihrer unbegrenzten Religiosität zu loben scheint. Apost. Gesch. XVII. 22. Man könnte es Götterfurcht oder Dämonenfurcht übersetzen.

in der Natur der Sache oder der Ehrfurcht, die wir der Latona schuldig sind, gegründet zu sein scheint. Denn in der That ist nichts gewisser, als daß die Frösche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits sehr beschwerlich sind, mit der Zeit sich unter einer solchen Protektion so überschwänglich vermehren werden, daß ich nicht begreife, wie unsere Nachkommen sich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier blos menschlicher Weise, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheil der Obern, wie einem rechtgesinnten Abderiten zukommt."

„Daran thun Sie wohl", sagte Strobylus, „es mag nun Ihr Ernst sein oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mir's nicht übel, noch besser thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden ließen. Uebrigens kann nichts lächerlicher sein, als sich vor Fröschen zu fürchten; und unter dem Schutze der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemals sein könnten, wenn sie auch unsre Feinde würden."

„Das sollt' ich auch denken", sagte Euripides. „Mich wundert, wie einem so großen Naturforscher als Demokritus unbekannt sein kann, daß die Frösche, die sich von Insekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind."

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daß er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so ging er in einige der besten Häuser und versicherte, Euripides sei ein Mann von großen Verdiensten. „Ich habe sehr wohl bemerkt", sagte er, „daß er mit dem Demokritus nicht zum besten steht; er gab ihm ein- oder zweimal tüchtig auf die Kolbe. Er ist wirklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten."

Zehntes Kapitel.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daß er darum angesucht hätte, Erlaubniß, eines seiner Stücke auf dem abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die abderitische Kanzlei in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomophylax. Merkwürdige Art der Abderiten, Einem, der ihnen im Wege stand, allen Vorschub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämmtlich in Augenschein genommen, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl,

(einen Mann, der blos durch seine Gemahlin merkwürdig wurde) und eine große Gesellschaft von abderitischem Beau-Monde fand, Alle sehr begierig, zu sehen, wie man es machte, um Euripides zu sein.

Euripides sah nur Ein Mittel, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, und das war — in so guter abderitischer Gesellschaft — nicht Euripides, sondern so sehr Abderit zu sein, als ihm nur immer möglich war. Die guten Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. „Es ist ein charmanter Mann", sagten sie; „man dächte, er wäre sein Leben lang in Abdera gewesen."

Die Kabale der Dame Salabanda ging inzwischen tapfer ihren Gang, und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich und einer fragte den andern, wann Euripides sein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daß bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisirten sich die Freunde des Nomophylax nicht wenig darüber. „Wozu", sagten sie, „braucht's uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen, was schon beschlossen ist, und wovon Jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?"

Einer der Hitzigsten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu sagen und dadurch zeigen sollte, daß Er Meister sei.

„Das wäre mir ein sauberes Participium", rief der Zunftmeister Pfrieme; „weil die ganze Stadt für die Sache bordirt ist und die fremden Komödianten zu hören wünscht, so soll der Senat Nein dazu sagen? Ich behaupte just das Gegentheil. Eben weil das Volk sie zu hören wünscht, so sollen sie aufspielen! Fox pobulus, Fox Deus! Das ist immer mein Simplum gewesen, und soll es bleiben, so lange ich Zunftmeister Pfrieme heißen werde!"

Die Meisten traten auf des Zunftmeisters Seite. Der politische Rathsherr zuckte die Achseln, sprach dafür und dawider und beschloß endlich, wenn der Nomophylax nichts dabei zu erinnern hätte, so glaubte er, man könnte für diesmal connivendo geschehen lassen, daß die Fremden auf dem Stadttheater spielten.

Der Nomophylax hatte bisher blos die Nase gerümpft, gegrinst, seinen Knebelbart gestrichen und einige abgebrochene Worte mit untermischtem Hä, hä, hä gemeckert. Er mochte nicht

gerne dafür angesehen werden, als ob ihm daran gelegen sei, die Sache zu hintertreiben. Allein je mehr er's verbergen wollte, desto stärker fiel's in die Augen. Er schwoll zusehens auf wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält, und endlich, da er entweder bersten oder reden mußte, sagte er: „Die Herren mögen nun glauben, was sie wollen — aber ich bin wirklich der Erste, der das neue Stück zu hören wünscht. Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding sein. Indessen, weil er sich nicht aufhalten kann, wie man sagt, so seh' ich nicht, wie man mit den Dekorationen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist, so bedaur' ich, daß ich sagen muß, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken sein."

„Dafür lassen wir den Euripides sorgen", sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda sprach; „man wird ihm ohnehin Ehren halben die ganze Direktion seines Schauspiels überlassen müssen" — „Den Rechten eines zeitigen Nomophylax und der Theaterkommission in alle Wege unpräjudicirlich", setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden", sagte Gryllus; „die Herren wollen was Neues — Gut! Wünsche, daß es wohl bekomme! Bin selbst begierig, das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freilich alles blos darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — Verstehen Sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette, was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athenienser werden just so klingen wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es ging also mit einem großen Mehr durch, „daß den fremden Komödianten, ein- für allemal, und ohne daß dieser Fall zu einiger Konsequenz sollte gezogen werden können, erlaubt sein sollte, eine Tragödie auf der Nationalschaubühne aufzuführen, und daß ihnen hiezu von Seiten der Theaterdeputation aller Vorschub gethan und die Kosten von der Kasse bestritten werden sollten." Allein weil der Ausdruck „erlaubt sein sollte" dem Euripides, der nichts verlangt hatte, sondern sich blos erbitten lassen, hätte anstößig sein können: so veranstaltete Frau Salabanda, daß der Rathsschreiber, der ihr besonderer Freund und Diener war, im Bescheid die Worte „erlaubt sein sollte" in „ersucht werden sollte" und „die fremden Komödianten" in „den berühmten Euripides" verwandelte — Alles übrigens dem Rathschluß und der Kanzlei ohnpräjudicirlich und citra consequentiam!

So wie der Senat auseinander ging, begab sich der Nomophylax zum Euripides, überschüttete ihn mit Komplimenten, bot

ihm seine Dienste an, und versicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorschub gethan werden sollte, um sein neues Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieser Versicherung war, daß ihm, ohne daß Jemand Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beschwerte er sich, so wies ihn immer Einer an den andern — und jeder betheuerte seine Unschuld und seinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verstehen gab, daß der Fehler blos an diesem oder jenem liege, der eine Viertelstunde zuvor seinen guten Willen eben so stark betheuert hatte.

Euripides fand die abderitische Art, allen möglichen Vorschub zu thun, so beschwerlich, daß er sich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: seine Meinung sei, sich mit dem ersten Winde, woher er auch blasen möchte, wieder einzuschiffen, wofern sie nicht einen Rathsschluß auswirkte, der den Herren von der Kommission anbeföhle, ihm keinen Vorschub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekution war, so war das einzige Mittel in dieser Noth, den Zunftmeister Pfriem und den Priester Strobylus, welche alles beim Volke vermochten, in Bewegung zu setzen. Salabanda übernahm beides mit so guter Wirkung, daß binnen Tag und Nacht alles, was von Seiten der Theaterkommission besorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um so leichter geschehen konnte, da Euripides seine eignen Dekorationen bei sich hatte, und also beinahe nichts weiter zu thun war, als sie dem abderitischen Theater anzupassen.

Eilftes Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird endlich, trotz aller Hindernisse, von seiner eignen Truppe aufgeführt. Außerordentliche Empfindsamkeit der Abderiten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und daher auch von gar keinem Nutzen sein wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da sie hörten, daß es eben die Andromeda war, die sie vor wenig Tagen schon gesehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen anfangs die fremden Schauspieler einleuchten, deren Ton und Aktion so natürlich war, daß die guten Leute — gewohnt, ihre Helden und Heldinnen wie Besessene herumfahren zu sehen und schreien zu hören, wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wußten, was sie daraus machen sollten.

„Das ist eine wunderliche Art zu agiren", flüsterten sie einander zu; „man merkt gar nicht, daß man in der Komödie ist; es klingt ja ordentlich, als ob die Leute ihre eigne Rollen spielten." Indessen bezeugten sie doch ihr Erstaunen über die Dekorationen, die zu Athen von einem berühmten Meister in der Theaterperspektiv gemalt waren; und da die Meisten in ihrem Leben nichts Gutes in dieser Art gesehen hatten, so glaubten sie bezaubert zu sein, wie sie das Ufer des Meers, den Felsen, wo Andromeda angefesselt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Palast des Königs Cepheus in der Ferne auf der andern so natürlich vor sich sahen, daß sie geschworen hätten, es sei alles wirklich und wahrhaftig so, wie es sich darstellte. Da nun überdies die Musik vollkommen nach dem Sinn des Dichters, und also das alles war, was die Musik des Nomophylax Gryllus — nicht war; da sie immer gerad aufs Herz wirkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraschend war; so brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamation und Pantomime, und mit der Schönheit der Stimmen und des Vortrags, einen Grad von Täuschung bei den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß sie in ihrem Nationaltheater saßen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu sein, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären, betrübten und ängstigten sich, hofften und fürchteten, liebten und haßten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel, — kurz, die Andromeda wirkte so außerordentlich auf sie, daß Euripides selbst gestand, noch niemals des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genossen zu haben.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Frauenzimmerchen und Jüngelchen unsrer vor lauter Empfindsamkeit höchst unempfindsamen Zeit sehr um Verzeihung! — Aber es war in der That unsre Meinung nicht, durch diesen Zug der außerordentlichen *Empfindsamkeit* der Abderiten — *ihnen* einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen *ihren guten Verstand* bei ihnen selbst oder bei andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache blos, wie sie sich zutrug; und wem eine so große Empfindsamkeit *an Abderiten* befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daß sie, bei aller ihrer *Abderitheit*, am Ende doch Menschen waren wie andre; ja in gewissem Sinn nur *desto mehr Menschen — je mehr Abderiten sie waren.* Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben so leicht war,

sie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemalten Trauben des Zeuxis hineinpickten; indem sie sich jedem Eindruck, besonders den Illusionen der Kunst, viel ungewahrsamer und treuherziger überließen, als feinere und kältere, folglich auch gescheidtere Leute zu thun pflegen, als welche man so leicht nicht verhindern kann, durch jeden Zauberdunst, den man um sie her macht, durchzusehen.

Uebrigens macht der Verfasser dieser Geschichte hier die Anmerkung: Die große Disposition der Abderiten, sich von den Künsten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuschen zu lassen, sei eben nicht das, was er am wenigsten an ihnen liebe. Er mag wohl dazu seine besondern Ursachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünstler, Maler einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber schlimmes Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem solchen Publikum immer den größten Haufen ausmachen, sind am schwersten zu befriedigen. Anstatt der Einwirkung still zu halten, thut man alles, was man kann, um sie zu verhindern. Anstatt zu genießen, was da ist, raisonnirt man darüber, was da sein könnte. Anstatt sich zur Illusion zu bequemen*), wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann, als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man, ich weiß nicht, welche kindische Ehre darein, den Philosophen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute, die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen, Thränen im Auge haben, und, wo diese lachen, die Nase zu rümpfen, um sich das Ansehen zu geben, als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sei, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen. —

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuß, den sie von tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn das, was unsre Eitelkeit dabei gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nach welchem wir schnappen, indem uns das Wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengottes jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht, ohne recht zu wissen, was man sagt. Die Wälder in Thracien tanzten zur Leier des

*) Es versteht sich von selbst, daß der Dichter das Seinige gethan haben muß, um die Illusion zu bewirken und zu unterhalten; denn sonst hat er freilich kein Recht, von uns zu verlangen, daß wir, ihm zu gefallen, thun sollen, als ob wir sähen, was er uns nicht zeigt, fühlten, was er uns nicht fühlen macht, u. s. w.

Orpheus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil er — ein Halbgott war, sondern weil die Thracier — Bären waren; nicht, weil er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine schottische Sackpfeife die guten Seelen von Tahiti in Entzücken setzte.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat, und doch fast immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leser selbst machen, wenn's ihm beliebt. Unser eigen Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thracier und Abderiten sind: aber wenn wir's in diesem einzigen Punkte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freilich auch für den größten Theil unsrer poetischen Sackpfeifer sein.

Zwölftes Kapitel.

Wie ganz Abdera von Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurden. Philosophischkritischer Versuch über diese seltsame Art von Phrenesie, welche bei den Alten insgemein die abderitische Krankheit genannt wird — den Geschichtschreibern ergebenst zueignet.

Als der Vorhang gefallen war, sahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug und Munde nach dem Schauplatze hin; und so groß war ihre Verzückung, daß sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaßen, sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus (die bei der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen) nicht eilends diesem Mangel abgeholfen und dadurch ihren Mitbürgern die Beschämung erspart hätten, gerade zum erstenmale, wo sie wirklich Ursache dazu hatten, nicht geklatscht zu haben. Aber dafür brachten sie auch das Versäumte mit Wucher ein. Denn sobald der Anfang gemacht war, wurde so laut und lange geklatscht, bis kein Mensch mehr seine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pausirten einen Augenblick, und fingen dann wieder desto stärker an, bis sie von Andern, die inzwischen ausgeruht, wieder abgelöst wurden. Es blieb nicht bei diesem lärmenden Ausbruch ihres Beifalls. Die guten Abderiten waren so voll von dem, was sie gehört und gesehen hatten, daß sie sich genöthigt fanden, ihrer Ueberfüllung noch auf andere Weise Luft zu machen. Verschiedene blieben im Nachhausegehen auf öffentlicher Straße stehen und deklamirten überlaut die Stellen des Stücks, wovon sie am stärksten gerührt worden waren. Andre, bei

denen die Leidenschaft so hoch gestiegen war, daß sie singen mußten, fingen zu singen an, und wiederholten, wohl oder übel, was sie von den schönsten Arien im Gedächtniß behalten. Unvermerkt wurde, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, der Paroxysmus allgemein; eine Fee schien ihren Stab über Abdera ausgereckt und alle seine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles, was Odem hatte, sprach, sang, trällerte, leierte und pfiff, wachend und schlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die große Arie — O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor u. s. w., und sie wurde so lange gesungen, bis von der ursprünglichen Melodie gar nichts mehr war, und die Handwerksbursche, zu denen sie endlich herabsank, sie bei Nacht auf der Straße nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie so viele andre, die uns von Weisen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht praktikabel ist, so würden wir eilen, was wir könnten, allen Menschen den Rath zu geben, niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben. Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber seit mehr als dreißig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an allen solchen Erzählungen ordentlicher Weise kein Wort wahr ist; und wir wissen uns in ganzem Ernst nicht eines einzigen Falles zu besinnen, wo eine Sache, wiewohl sie sich erst vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von Jedem, der sie erzählte, anders, und also (weil doch ein Ding nur auf Eine Art wahr ist) von Jedem falsch erzählt worden wäre.

Da es diese Bewandtniß mit Dingen hat, die zu unsrer Zeit, an dem Ort unsers Aufenthalts, und beinahe vor unsern sichtlichen Augen geschehen: so kann man leicht ermessen, wie es um die historische Treue und Zuverläßigkeit solcher Begebenheiten stehen müsse, die sich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern weißgemacht wird. Weiß der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Fortpflanzungsmittel von Traditionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschene oder ungewaschene Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Uebersetzern, Censoren und Korrektoren rc. durchgebeutelt, geseigt und gepreßt worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden, eine Gelübde zu thun, keine

andre Geschichte zu schreiben als von Personen, an deren Existenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverläßigkeit — keinem Menschen in der Welt etwas gelegen sein kann.

Was mich zu dieser kleinen Expektoration veranlaßt, ist gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und mißhandelt worden ist, als ein gutherziger, nichts Arges wähnender Leser sich kaum vorstellen kann.

Da ist nun zum Exempel dieser Y o r i k, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Tasche, ja ohne nur ein paar Schuhsolen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiß wohin, blos in der Absicht gethan haben, um mit deren Beschreibung ihre Bier- und Tabaksrechnung zu saldiren — ich sage, da ist nun dieser Y o r i k, der, um ein hübsches Kapitelchen in sein berühmtes Sentimental Journey daraus zu machen, diese nämliche Begebenheit so zubereitet hat, daß sie zwar so wunderbar und abentheuerlich als ein Feenmärchen geworden ist, aber auch darüber alle ihre i n d i v i d u e l l e W a h r h e i t, und sogar alle abderitische Familienähnlichkeit verloren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt er) war d i e s c h ä n d l i c h s t e und g o t t l o s e s t e Stadt in ganz Thracien — wimmelte und brudelte von Giftmischerei, Verschwörungen, Meuchelmord, Schmähschriften, Pasquillen und Tumult. Bei hellem Tage war man seines Lebens nicht sicher; bei Nacht wars noch ärger. Nun begab sich's (fährt er fort), als der Gräuel aufs höchste gestiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine stärker auf seine Imagination als die zärtlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

„O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!"

Alle Welt sprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede der Perseus: O Amor, du der Götter und der Menschen Herrscher!*) — In jeder Gasse von

---

*) Aufrichtig zu reden, dieser Vers ist der einzige r ü h r e n d e in dem ganzen Fragment der Rede des Perseus, das zufälliger Weise noch vorhanden ist, wie unsre des Griechischen kundigen Leser selbst urtheilen mögen — denn so lauten die Worte:

Αλλ' ω τυραννε Θεων τε κάνθρωπων, Ερως,
Η μη διδασκε τα κακα φαινεσθαι καλα,
Η τοις ερωσιν, ὧν δημιουργος ει,
Μοχθουσι μοχθους ευτυχως συνεκπονει κ. τ. λ.

[Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor, entweder lehr uns, daß das Schöne uns nicht schön erscheine (*καλα* statt *κακα* zu lesen), oder hilf der leidenden Liebe, deren Schöpfer du bist, den Schmerz leichter zu ertragen.]

Abdera, in jedem Hause: „O Amor, O Amor!“ — In jedem Munde u. s. w. nichts als: „O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ Das Feuer griff um sich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete sich der Liebe. Kein Droguist konnte einen Skrupel Nieſewurz los werden — kein Waffenschmied hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu schmieden — Freundschaft und Tugend begegneten sich auf den Gassen — das goldne Alter kehrte zurück und schwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm sein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe und setzte sich keusch und horchte auf den Gesang.“

In der That ein sehr schönes Kapitelchen! Alle jungen Knaben und Mädchen fanden es deliciös — „O Amor, Amor! der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ — Und daß ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich — bei beiden Ohren des Königs Midas! — der geringste unter euern Haberrohrsängern sich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine stehend zu machen getrauen kann — ein Wunder gewirkt haben soll, das alle Priester, Propheten und Weisen der ganzen Welt mit gesammter Hand nicht im Stande gewesen sind, nur ein einzigesmal zu bewirken — das Wunder, eine so schändliche, heillose und gottvergessene Stadt und Republik, wie Abdera gewesen sein soll, auf einmal in ein unschuldiges liebevolles Arkadien zu verwandeln — das gefällt freilich den gauchhaarigen, empfindsamen, gelbschnäbligen Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie gesagt, daß am ganzen Histörchen, so wie es Bruder Yorik erzählt, kein wahres Wort ist.

Das ganze Geheimniß ist: der wunderliche Mensch war verliebt, als er sich das alles einbildete; und so schrieb er (wie es jedem ehrlichen Amoroso und Virtuoso, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles, was er sich einbildete, für Wahrheit hin. Nur ist's nicht hübsch an ihm, daß er — um seinem Leibgötzen und Fetisch, Amor, ein desto größeres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das Aergste nachsagt, was sich von Menschen denken und sagen läßt. Aber das ganze griechische und römische Alterthum soll auftreten und zeugen, ob jemals so etwas auf die guten Leute gebracht worden sei! Sie hatten freilich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken, und was man im eigentlichen Verstande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache gewesen; aber ihre Stadt deswegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreiheit, die (so einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugestehen will) doch am Ende, wie alle andern Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samosata, im Eingang seines berühmten Büchleins „wie man die Geschichte schreiben müßte — wenn man könnte“, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl, mit seiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als Yorik. Er muß, wie es scheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der seltsamen Schwärmerei, die sich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daß man zuletzt genöthiget war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Gleis setzen möchte — Und nun sehe man einmal, wie der Mann das alles durch einander wirft! — „Der Komödiant Archelaus (der damals so viel war, als wenn man bei uns Brokmann, oder Schröter, oder ne vous déplaise, der deutsche Garrik sagt) — dieser Archelaus kam in den Tagen des Königs Lysimachus nach Abdera und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein außerordentlich heißer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin schon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein starkes Fieber aus der Komödie nach Hause. Am siebenten Tage brach sich bei den Meisten die Krankheit entweder durch heftiges Nasenbluten oder einen starken Schweiß; hingegen blieb ihnen eine seltsame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbei war, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, tragische Verse zu deklamiren. Sie sprachen in lauter Jamben, schrien, wo sie standen und gingen, aus vollem Halse ganze Tiraden aus der Andromeda daher, sangen den Monologen des Perseus u. s. w.“

Lucian, nach seiner spöttischen Art, macht sich sehr lustig mit der Vorstellung, wie närrisch es ausgesehen haben müsse, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten und vom siebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu sehn, die aus allen ihren Leibeskräften „Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ u. s. w. gesungen; und er versichert, diese Epidemie habe so lange gedauert, bis der Winter und eine eingefallene große Kälte dem Unwesen endlich ein Ende gemacht.

Man muß gestehen, Lucians Art, den Hergang zu erzählen, hat vor der Yorik'schen vieles voraus. Denn so seltsam dieses abderitische Fieber scheinen mag, so werden doch alle Aerzte gestehen, daß es wenigstens möglich, und alle Dichter, daß es charaktermäßig ist. Es gilt also davon, was die Italiener zu sagen pflegen: Se non è vero, è ben trovato. Aber wahr ist's freilich nicht, wie schon aus dem einzigen Umstand erhellt, daß um die Zeit, da sich diese Begebenheit in Abdera zugetragen haben soll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten schon

einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröschen und Ratten überlassen hatten.

Kurz, die Sache begab sich — wie wir sie erzählt haben; und wenn man den Paroxysmus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will, so war es wenigstens von keiner andern Art als das Schauspielfieber, womit wir bis auf diesen Tag manche Städte unsers werthen deutschen Vaterlandes behaftet sehen. Das Uebel lag nicht sowohl im Blute, als in der Abderitheit der guten Leute überhaupt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß es bei Einigen, bei denen es mehr Zunder und Nahrung als bei Andern finden mochte, ernsthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen — woraus denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entstanden sein mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glücke befand sich Hippokrates noch in der Nähe; und da er die Natur der Abderiten schon ziemlich kennen gelernt hatte, so setzten etliche Centner Nieseswurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — d. i. die Abderiten hörten auf: „O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ zu singen, und waren nun sammt und sonders wieder — so weise als zuvor.

Viertes Buch.

Der Prozeß um des Esels Schatten.

Erstes Kapitel.

Veranlassung des Prozesses und Facti Species.

Der Periodus fatalis der Stadt Abdera schien endlich gekommen zu sein. Kaum hatten sie sich von dem wunderbaren Theaterfieber, womit sie des ehrlichen, arglosen Euripides Götter- und Menschenherrscher Amor heimgesucht hatte, wieder ein wenig erholt; kaum sprachen die Bürger wieder in Prosa mit einander auf den Straßen; kaum verkauften die Drogisten wieder ihre Nieseswurz, schmiedeten die Waffenschmiede wieder ihre Rappiere und Transchirmesser, machten sich die Abderitinnen wieder keusch und emsig an ihr Purpurgewebe, und warfen die Abderiten ihr leidiges Haberrohr weg, um ihren verschiedenen Berufsarbeiten wieder mit ihrem gewöhnlichen guten Verstande obzuliegen: als die Schicksalsgöttinnen, ganz insgeheim, aus dem schaalsten, dünnsten, unhaltbarsten Stoff, der jemals von Göttern oder Menschen versponnen worden ist, ein so verworrenes Gespinnste von Abenteuern, Händeln, Verbitterungen, Verhetzungen, Kabalen, Parteien und anderm Unrath herauszogen, daß endlich ganz Abdera davon umwickelt und umsponnen wurde, und, da das heillose Zeug durch die unbesonnene Hitze der Helfer und Helfershelfer in Flammen gerieth, diese berühmte Stadt darüber beinahe, und vielleicht gänzlich, zu Grunde gegangen wäre, wofern sie, nach des Schicksals Schluß, durch eine geringere Ursache als — Frösche und Ratten hätte vertilgt werden können.

Die Sache fing sich (wie alle große Weltbegebenheiten) mit einer sehr geringfügigen Veranlassung an. Ein gewisser Zahnarzt, Namens Struthion, von Geburt und Voreltern aus Megara gebürtig, hatte sich schon seit vielen Jahren in Abdera häuslich niedergelassen,

und weil er vielleicht im ganzen Lande der einzige von seiner Profession war, so erstreckte sich seine Kundschaft über einen ansehnlichen Theil des mittäglichen Thraciens. Seine gewöhnliche Weise, denselben in Kontribution zu setzen, war, daß er die Jahrmärkte aller kleinen Städte und Flecken auf mehr als dreißig Meilen in der Runde bereisete, wo er, neben seinem Zahnpulver und seinen Zahntinkturen, gelegenheitlich auch verschiedene Arcana wider Milz- und Mutterbeschwerungen, Engbrüstigkeit, böse Flüsse u. s. w. mit ziemlichem Vortheil absetzte. Er hatte zu diesem Ende eine eigene Eselin im Stalle, welche bei solchen Gelegenheiten zugleich mit seiner eigenen kurzdicken Person und mit einem großen Quersack voll Arzneien und Viktualien beladen wurde. Nun begab sich's einstmals, daß er den Jahrmarkt zu Gerania besuchen sollte, daß seine Eselin Abends zuvor ein Füllen geworfen hatte, folglich nicht im Stande war, die Reise mitzumachen. Struthion miethete sich also einen andern Esel, bis zum Ort, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte; und der Eigenthümer begleitete ihn zu Fuß, um das lastbare Thier zu besorgen und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine große Haide. Es war mitten im Sommer, und die Hitze diesen Tag sehr groß. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfing, sah sich lechzend nach einem Schattenplatz um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft schöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein andrer schattengebender Gegenstand zu sehen. Endlich, als er seinem Leibe keinen Rath wußte, machte er Halt, stieg ab und setzte sich in den Schatten des Esels.

„Nu, Herr, was macht ihr da?“ sagte der Eseltreiber, „was soll das?“ —

„Ich setze mich ein wenig in den Schatten,“ versetzte Struthion, „denn die Sonne prallt mir ganz unleidlich auf den Schädel.“

„Nä, mein guter Herr,“ erwiederte der Andere, „so haben wir nicht gehandelt! Ich vermiethete euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Wort dabei gedacht.“

„Ihr spaßt, guter Freund,“ sagte der Zahnarzt lachend, „der Schatten geht mit dem Esel, das versteht sich.“

„Ei, beim Jason, das versteht sich nicht,“ rief der Eselmann ganz trotzig; „ein anders ist der Esel, ein anders ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemiethet. Hättet ihr den Schatten auch dazu miethen wollen, so hättet ihr's sagen müssen. Mit einem Wort, Herr, steht auf und setzt eure Reise fort, oder bezahlt mir für des Esels Schatten, was billig ist.“

„Was,“ schrie der Zahnarzt, „ich habe für den Esel bezahlt, und soll jetzt auch noch für seinen Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreidoppelten Esel, wenn ich das thue! Der Esel ist einmal

für diesen ganzen Tag mein, und ich will mich in seinen Schatten setzen, so oft mir's beliebt, und darin sitzen bleiben, so lange mir's beliebt, darauf könnt ihr euch verlassen!"

„Ist das im Ernste eure Meinung?" fragte der Andere mit der ganzen Kaltblütigkeit eines thracischen Eseltreibers.

„In ganzem Ernste," versetzte Struthion.

„So komm' der Herr nur gleich stehenden Fußes wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit," sagte jener, „da wollen wir sehen, wer von uns beiden Recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Esel gnädig sei, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrotzen soll!"

Der Zahnarzt hatte große Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Arms zur Gebühr zu weisen. Schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm: aber als er seinen Mann genauer betrachtete, fand er für besser, ihn — allmälig wieder sinken zu lassen, und es noch einmal mit gelindern Vorstellungen zu versuchen. Aber er verlor seinen Athem dabei. Der ungeschlachte Mensch bestand darauf, daß er für den Schatten seines Esels bezahlt sein wollte; und da Struthion eben so hartnäckig dabei blieb, nichts bezahlen zu wollen, so war zuletzt kein anderer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren, um die Sache bei dem Stadtrichter anhängig zu machen.

Zweites Kapitel.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Philippides.

Der Stadtrichter Philippides, vor den alle Händel dieser Art in erster Instanz gebracht werden mußten, war ein Mann von vielen guten Eigenschaften; ein ehrbarer, nüchterner, seinem Amte fleißig vorstehender Mann, der Jedermann mit großer Geduld anhörte, den Leuten freundlichen Bescheid gab, und im allgemeinen Ruf stand, das er unbestechlich sei. Ueberdies war er ein guter Musikus, sammelte Naturalien, hatte einige Schauspiele gemacht, die, nach Gewohnheit der Stadt, sehr wohl gefallen hatten, und war beinahe gewiß, beim ersten Erledigungsfalle Nomophylax zu werden.

Zu allen diesen Verdiensten hatte der gute Philippides nur einen einzigen kleinen Fehler, und das war: daß, so oft zwei Parteien vor ihn kamen, ihm allemal derjenige Recht zu haben schien, der zuletzt gesprochen hatte. Die Abderiten waren so dumm nicht, daß sie das nicht gemerkt hätten: aber sie glaubten, daß man einem Manne, der so viele gute Eigenschaften besitze, einen einzigen Fehler leicht zu gut halten könne. ‚Ja," sagten sie, „wenn Philippides diesen Fehler

nicht hätte, er wäre der beste Stadtrichter, den Abdera jemals gesehen hat." — Indessen hatte doch der Umstand, daß dem ehrlichen Manne immer beide Parteien Recht zu haben schienen, natürlicher Weise die gute Folge, daß ihm nichts angelegener war, als die Händel, die vor ihn gebracht wurden, in Güte auszumachen; und so würde die Blödigkeit des guten Philippides ein wahrer Segen für Abdera gewesen sein, wenn die Wachsamkeit der Sykophanten, denen mit seiner Friedfertigkeit übel gedient war, nicht Mittel gefunden hätte, ihre Wirkung fast in allen Fällen zu vereiteln.

Der Zahnarzt Struthion und der Eseltreiber Anthrax kamen also brennend vor diesen würdigen Stadtrichter gelaufen und brachten beide zugleich mit großem Geschrei ihre Klage vor. Er hörte sie mit seiner gewöhnlichen Langmuth an; und, da sie endlich fertig oder des Schreiens müde waren, zuckte er die Achseln, und der Handel deuchte ihm einer der verworrensten, die ihm jemals vorgekommen. „Und wer von euch beiden ist denn eigentlich der Kläger?" fragte er.

„Ich klage gegen den Eselmann," antwortete Struthion, „daß er unsern Kontrakt gebrochen hat."

„Und ich," sagte dieser, „klage gegen den Zahnarzt, daß er sich unentgeltlich einer Sache angemaßt hat, die ich ihm nicht vermiethet hatte."

„Da haben wir zwei Kläger," sagte der Stadtrichter, „und wo ist der Beklagte? Ein wunderlicher Handel! Erzählt mir die Sache noch einmal mit allen Umständen — aber einer nach dem andern — denn es ist unmöglich, klug daraus zu werden, wenn beide zugleich schreien."

„Hochgeachteter Herr Stadtrichter," sagte der Zahnarzt, „ich habe ihm den Gebrauch des Esels auf einen Tag abgemiethet. Es ist wahr, des Esels Schatten wurde dabei nicht erwähnt. Aber wer hat auch jemals erhört, daß bei einer solchen Miethe eine Klausel wegen des Schattens wäre eingeschaltet worden? Es ist ja, beim Herkules, nicht der erste Esel, der zu Abdera vermiethet wird."

„Da hat der Herr Recht," sagte der Richter.

„Der Esel und sein Schatten gehen mit einander," fuhr Struthion fort; „und warum sollte der, der den Esel selbst gemiethet hat, nicht auch den Nießbrauch seines Schattens haben?"

„Der Schatten ist ein Accessorium, das ist klar," versetzte der Stadtrichter.

„Gestrenger Herr," schrie der Eseltreiber, „ich bin nur ein gemeiner Mann und verstehe nichts von euren Arien und Orien. Aber das geben mir meine vier Sinne, daß ich nicht schuldig bin, meinen Esel umsonst in der Sonne stehen zu lassen, damit sich ein andrer in seinen Schatten setze. Ich habe dem Herrn den Esel vermiethet,

und er hat mir die Hälfte vorausbezahlt; das gesteh' ich. Aber ein anders ist der Esel, ein anders ist sein Schatten."

„Auch wahr," murmelte der Stadtrichter.

„Will er diesen haben, so mag er halb so viel dafür bezahlen als für den Esel selbst; denn ich verlange nichts als was billig ist, und ich bitte, mir zu meinem Rechte zu verhelfen."

„Das Beste, was ihr hierbei thun könnt," sagte Philippides, „ist, euch in Güte von einander abzufinden. Ihr, ehrlicher Mann, laßt immerhin des Esels Schatten, weil's doch nur ein Schatten ist, mit in die Miethe gehen; und ihr, Herr Struthion, gebt ihm eine halbe Drachme dafür; so können beide Theile zufrieden sein."

„Ich gebe nicht den vierten Theil von einem Blaffert," schrie der Zahnarzt, „ich verlange mein Recht!"

„Und ich," schrie sein Gegenpart, „besteh' auf dem meinigen. Wenn der Esel mein ist, so ist der Schatten auch mein, und ich kann damit als mit meinem Eigenthum schalten und walten; und weil der Mann da nichts von Recht und Billigkeit hören will, so verlange ich jetzt das Doppelte, und will sehen, ob noch Justiz in Abdera ist!"

Der Richter war in großer Verlegenheit. „Wo ist denn der Esel," fragte er endlich, da ihm in der Angst nichts anders einfallen wollte, um etwas Zeit zu gewinnen.

„Der steht unten auf der Gasse vor der Thüre."

„Führt ihn in den Hof herein," sagte Philippides.

Der Eigenthümer des Esels gehorchte mit Freuden, denn er hielt es für ein gutes Zeichen, daß der Richter die Hauptperson im Spiele sehen wollte. Der Esel wurde herbeigeführt. Schade, daß er seine Meinung nicht auch zu der Sache sagen konnte! Aber er stand ganz gelassen da, schaute mit gereckten Ohren erst den beiden Herren, dann seinem Meister in's Gesicht, verzog das Maul, ließ die Ohren wieder sinken, und — sagte kein Wort.

„Da seht nun selbst, gnädiger Herr Stadtrichter," rief Anthrax, „ob der Schatten eines so schönen, stattlichen Esels nicht seine zwei Drachmen unter Brüdern werth ist, zumal an einem so heißen Tage wie der heutige?"

Der Stadtrichter versuchte die Güte noch einmal, und die Parteien fingen schon an, es allmälig näher zu geben: als, unglücklicher Weise, Physignatus und Polyphonus, zwei von den namhaftesten Sykophanten in Abdera, dazu kamen, und, nachdem sie gehört, wovon die Rede war, der Sache auf einmal eine andere Wendung gaben. „Herr Struthion hat das Recht völlig auf seiner Seite," sagte Physignatus, der den Zahnarzt für einen wohlhabenden und dabei sehr hitzigen und eigensinnigen Mann kannte. Der andere Sykophant, wiewohl ein wenig verdrießlich, daß ihm sein Hand-

werksgenosse so eilfertig zuvorgekommen war, warf einen Seitenblick auf den Esel, der ihm ein hübsches wohlgenährtes Thier zu sein schien, und erklärte sich sogleich mit dem größten Nachdruck für den Eseltreiber. Beide Parteien wollten nun kein Wort mehr vom Vergleichen hören, und der ehrliche Philippides sah sich genöthigt, einen Rechtstag anzusetzen. Sie begaben sich nun jeder mit seinem Sykophanten nach Hause; der Esel aber, mit seinem Schatten, als dem Objekt des Rechtshandels, wurde bis zu Austrag der Sache in den Marstall gemeiner Stadt Abdera abgeführt.

Drittes Kapitel.

Wie die Parteien sich höhern Orts um Unterstützung bewerben.

Nach dem Stadtrecht der Abderiten wurden alle über Mein und Dein unter den gemeinen Bürgern entstandene Händel vor einem Gerichte von zwanzig Ehrenmännern abgethan, welche sich wöchentlich dreimal in der Vorhalle des Tempels der Nemesis versammelten. Alles wurde, aus billiger Rücksicht auf die Nahrung der Sykophanten, schriftlich vor diesem Gerichte verhandelt; und weil der Gang der abderitischen Justiz eine Art von Schneckenlinie beschrieb und sich auch mit der Geschwindigkeit der Schnecke fortbewegte; zumal die Sykophanten nicht eher zum Beschließen verbunden waren, bis sie nichts mehr zu sagen hatten: so währte das Libelliren gemeiniglich so lange, als es die Mittel der Parteien wahrscheinlicher Weise aushalten konnten. Allein diesesmal kamen so viele besondere Ursachen zusammen, der Sache einen schnelleren Schwung zu geben, daß man sich nicht darüber zu verwundern hat, wenn der Prozeß über des Esels Schatten binnen weniger als vier Monaten schon so weit gediehen war, daß nun am nächsten Gerichtstage das Endurtheil erfolgen sollte.

Ein Rechtshandel über eines Esels Schatten würde sonder Zweifel in jeder Stadt der Welt Aufsehen machen. Man denke also, was er in Abdera thun mußte? Kaum war das Gerücht davon erschollen, als von Stund an alle andere Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung fielen, und Jedermann mit eben so viel Theilnehmung von diesem Handel sprach, als ob er ein Großes dabei zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Die einen erklärten sich für den Zahnarzt, die andern für den Eseltreiber. Ja, sogar der Esel selbst hatte seine Freunde, welche dafür hielten, daß derselbe ganz wohl berechtigt wäre, interveniendo einzukommen, da er durch die Zumuthung, den Zahnarzt in seinem Schatten sitzen zu lassen und unterdessen in der brennenden Sonnenhitze zu stehen, offenbar am

meisten prägravirt worden sei. Mit einem Worte, der besagte Esel hatte seinen Schatten auf ganz Abdera geworfen, und die Sache wurde mit einer Lebhaftigkeit, einem Eifer, einem Interesse getrieben, die kaum größer hätten sein können, wenn das Heil gemeiner Stadt und Republik auf dem Spiele gestanden hätte.

Wiewohl nun diese Verfahrungsweise überhaupt Niemanden, der die Abderiten aus der vorhergehenden wahrhaften Geschichtsdarstellung kennen gelernt hat, befremden wird, so glauben wir doch denen Lesern, welche eine Geschichte nur alsdann recht zu wissen glauben, wenn ihnen das Spiel der Räder und Triebfedern mit dem ganzen Zusammenhang der Ursachen und Folgen einer Begebenheit aufgeschlossen wird, — keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen etwas umständlicher erzählen, wie es zugegangen, daß dieser Handel, — der in seinem Ursprung nur zwischen Leuten von geringer Erheblichkeit, und über einen äußerst unerheblichen Gegenstand vorwaltete — wichtig genug werden konnte, um zuletzt die ganze Republik in seinen Strudel hineinzuziehen.

Die sämmtliche Bürgerschaft in Abdera war (wie von jeher die meisten Städte in der Welt) in Zünfte abgetheilt, und vermöge einer alten Observanz gehörte der Zahnarzt Struthion in die Schusterzunft. Der Grund davon war, wie Gründe der Abderiten immer zu sein pflegten, mächtig spitzfindig. In den ersten Zeiten der Republik hatte nämlich diese Zunft blos die Schuster und Schuhflicker in sich begriffen. Nachmals wurden alle Arten von Flickern mit dazu genommen; und so kam es, daß in der Folge die Wundärzte, als Menschenflicker, und somit (ob paritatem rationis) alle Arten von Aerzten zu dieser Zunft geschlagen wurden. Struthion hatte demnach (blos die Aerzte ausgenommen, mit denen er immer stark über'n Fuß gespannt war) die ganze löbliche Schusterzunft, und besonders alle Schuhflicker, auf seiner Seite, die (wie man sich noch erinnern wird) einen sehr ansehnlichen Theil der Bürgerschaft von Abdera ausmachten. Natürlicher Weise wandte sich also der Zahnarzt vor allen andern sogleich an seinen Vorgesetzten, den Zunftmeister Pfrieme; und dieser Mann, dessen patriotischer Eifer für die Freiheiten der Republik Niemandem unbekannt ist, erklärte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Hitze: „daß er sich eher mit seinem eigenen Schusterahl erstechen, als geschehen lassen wollte, daß die Rechte und Freiheiten von Abdera in der Person eines seiner Zunftverwandten so gröblich verletzt würden."

„Billigkeit," sagte er, „ist das höchste Recht. Was kann aber billiger sein, als daß derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, wiewohl es dabei eigentlich auf die Früchte abgesehen war, nebenher auch den Schatten des Baums genieße? Und warum soll das, was von einem Baume gilt, nicht eben so wohl von einem Esel gelten?

Wo, zum Henker, soll es mit unserer Freiheit hinkommen, wenn einem zünftigen Bürger von Abdera nicht einmal frei stehen soll, sich in den Schatten eines Esels zu setzen? Gleich als ob ein Esels-schatten vornehmer wäre, als der Schatten des Rathhauses oder des Jasontempels, in den sich stellen, setzen und legen mag, wer da will. Schatten ist Schatten, er komme von einem Baum oder von einer Ehrensäule, von einem Esel oder von Sr. Gnaden dem Archon selbst! Kurz und gut," setzte Meister Pfrieme hinzu, „verlaßt euch auf mich, Herr Struthion; der Grobian soll euch nicht nur den Schatten, sondern zu eurer gebührenden Sarfazion den Esel noch obendrein lassen, oder es müßte weder Freiheit noch Eigenthum mehr in Abdera sein; und dahin soll's, beim Element! nicht kommen, so lang ich der Zunftmeister Pfrieme heiße!"

Während daß der Zahnarzt sich der Gunst eines so wichtigen Mannes versichert hatte, ließ es der Eseltreiber Anthrax seines Orts auch nicht fehlen, sich um einen Beschützer zu bewerben, der jenem wenigstens das Gleichgewicht halten könnte. Anthrax war eigentlich kein Bürger von Abdera, sondern nur ein Freigelassener, der sich in dem Bezirk des Jasontempels aufhielt; und er stand als ein Schutzverwandter desselben unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Erzpriesters dieses Heroen, der bekanntermaßen zu Abdera göttlich verehrt wurde. Natürlicher Weise war also sein erster Gedanke, wie er dazu gelangen könnte, daß der Erzpriester Agathyrsus sich seiner mit Nachdruck annehmen möchte. Allein der Erzpriester Jasons war zu Abdera eine sehr große Person, und ein Eseltreiber konnte schwerlich hoffen, ohne einen besonderen Kanal den Zutritt zu einem Herrn von diesem Range zu erhalten.

Nach vielen Berathschlagungen mit seinen vertrautesten Freunden wurde endlich folgender Weg beliebt. Seine Frau, Krobyle, war mit einer Putzmacherin bekannt, deren Bruder der begünstigte Liebhaber des Aufwartmädchens einer gewissen milesischen Tänzerin war, welche, wie die Rede ging, bei dem Erzpriester in großen Gnaden stand. Nicht als ob er etwa — wie es zu gehen pflegt — sonderlich weil die Priester des Jasons unverheiratet sein mußten — kurz, wie die Welt argwöhnisch ist, man sprach freilich allerlei — aber das Wahre von der Sache ist: der Erzpriester Agathyrsus war ein großer Liebhaber von pantomimischen Solotänzen; und weil er die Tänzerin, um kein Aergerniß zu geben, nicht bei Tage zu sich kommen lassen wollte: so blieb ihm nichts anders übrig, als sie mit der erforderlichen Vorsicht bei Nacht durch eine kleine Gartenthür in sein Kabinet führen zu lassen. Da nun einst gewisse Leute eine dicht verschleierte Person in der Morgendämmerung wieder herausgehen gesehen hatten: so war das Gemurmel entstanden, als ob es die Tänzerin gewesen sei, und als ob der Erzpriester eine

besondere Freundschaft auf diese junge Person geworfen habe, welche in der That fähig gewesen wäre, in jedem andern, als einem Erzpriester, noch etwas mehr zu erregen. — Wie nun dem auch sein mochte, genug, der Eseltreiber sprach mit seiner Frau, Frau Krobyle mit der Putzmacherin, die Putzmacherin mit ihrem Bruder, der Bruder mit dem Aufwartmädchen, und, weil das Aufwartmädchen alles über die Tänzerin vermochte, von welcher vorausgesetzt wurde, daß sie alles über den Erzpriester vermöge, der alles über die Magnaten von Abdera und — ihre Weiber vermochte: so zweifelte Anthrax keinen Augenblick, seine Sache in die besten Hände von der Welt gelegt zu haben.

Aber unglücklicher Weise zeigte sich's, daß die Favoritin der Tänzerin ein Gelübde gethan hatte, ihre Allvermögenheit eben so wenig unentgeltlich auszuleihen, als Anthrax den Schatten seines Esels. Sie hatte eine Art von Taxordnung, vermöge deren der geringste Dienst, den man von ihr verlangte, wenigstens eine Erkenntlichkeit von vier Drachmen voraussetzte; und in gegenwärtigem Falle war ihr um so weniger zuzumuthen, auch nur eine halbe Drachme nachzulassen, da sie ihrer Schamhaftigkeit eine so große Gewalt anthun sollte, eine Sache zu empfehlen, worin ein Esel die Hauptfigur war. Kurz, die Iris bestand auf vier Drachmen, welches just doppelt so viel war, als der arme Teufel im glücklichsten Falle mit seinem Prozeß zu gewinnen hatte. Er sah sich also wieder in der vorigen Verlegenheit. Denn wie konnte ein schlechter Eseltreiber hoffen, ohne eine haltbarere Stütze, als die Gerechtigkeit seiner Sache, gegen einen Gegner zu bestehen, der von einer ganzen Zunft unterstützt wurde, und sich überall rühmte, daß er den Sieg bereits in Händen habe?

Endlich besann sich der ehrliche Anthrax eines Mittels, wie er vielleicht den Erzpriester ohne Dazwischenkunft der Tänzerin und ihres Aufwartmädchens auf seine Seite bringen könnte. Das Beste davon däuchte ihm, daß er es nicht weit zu suchen brauchte. Ohne Umschweife -- er hatte eine Tochter, Gorgo genannt, die, in Hoffnung auf eine oder andere Weise beim Theater unterzukommen, ganz leidlich Singen und Zitherspielen gelernt hatte. Das Mädchen war eben keine von den schönsten. Aber eine schlanke Figur, ein paar große schwarze Augen und die frische Blume der Jugend ersetzten, seinen Gedanken nach, reichlich, was ihrem Gesichte abging; und wirklich, wenn sie sich tüchtig gewaschen hatte, sah sie in ihrem Festtagsstaat, mit ihren langen pechschwarzen Haarzöpfen und mit einem Blumenstraus vor dem Busen, so ziemlich den wilden thracischen Mädchen Anakreons ähnlich. Da sich nun bei näherer Erkundigung fand, daß der Erzpriester Agathyrsus auch ein Liebhaber vom Zitherspielen und von kleinen Liedern war, deren die junge

Gorgo eine große Menge nicht übel zu singen wußte: so machten sich Anthrax und Krobyle große Hoffnung, durch das Talent und die Figur ihrer Tochter am kürzesten zu ihrem Zweck zu kommen.

Anthrax wandte sich also an den Kammerdiener des Erzpriesters, und Krobyle unterrichtete inzwischen das Mädchen, wie sie sich zu betragen hätte, um, wo möglich, die Sängerin auszustechen und von der kleinen Gartenthür ausschließlich Meister zu bleiben. Die Sache ging nach Wunsch. Der Kammerdiener, der durch die Neigung seines Herrn zum Neuen und Mannichfaltigen nicht selten in's Gedränge kam, ergriff diese gute Gelegenheit mit beiden Händen, und die junge Gorgo spielte ihre Rolle für eine Anfängerin meisterlich. Agathyrsus fand eine gewisse Mischung von Naivheit und Muthwillen, und eine Art wilder Grazie bei ihr, die ihn reizte, weil sie ihm neu war. Kurz, sie hatte kaum zwei- oder dreimal in seinem Kabinette gesungen, so erfuhr Anthrax schon von sicherer Hand, daß Agathyrsus seine gerechte Sache verschiedenen Richtern empfohlen, und sich mit einigem Nachdruck habe verlauten lassen: wie er nicht gesonnen sei, auch den allergeringsten Schutzverwandten des Jasontempels ein Schlachtopfer der Schikanen des Sykophanten Physignatus und der Parteilichkeit des Zunftmeisters Pfrieme werden zu lassen.

Viertes Kapitel.

Gerichtliche Verhandlung. Relation des Assessors Miltias. Urthel, und was daraus erfolgt.

Inzwischen war nun der Gerichtstag herbeigekommen, da dieser seltsame Handel durch Urthel und Recht entschieden werden sollte. Die Sykophanten hatten in Sachen beschlossen, und die Akten waren einem Referenten, Namens Miltias, übergeben worden, gegen dessen Unparteilichkeit die Mißgönner des Zahnarztes verschiedenes einzuwenden hatten. Denn es war nicht zu leugnen, daß er mit dem Sykophanten Physignatus sehr vertraut umging; und überdies wurde ganz laut davon gesprochen, daß die Dame Struthion*) (die für eine von den hübschen Weibern in ihrer Klasse passirte) ihm die gerechte Sache ihres Mannes zu verschiedenenmalen in eigner Person empfohlen habe. Allein da diese Einwendungen auf

*) Wir wissen wohl, daß dies nicht à la grecque gesprochen ist; aber die Dame Struthion ist wie Frau Damon in unsern Komödien: und was liegt dem Leser daran, wie die Zahnärztin mit ihrem eigenen Namen geheißen haben mag.

keinem rechtsbeständigen Grunde beruhten, und der Turnus nun einmal an diesem Miltias war, so blieb es bei der Ordnung.

Miltias trug die Geschichte des Streits so unbefangen, und beides, sowohl Zweifels- als Entscheidungsgründe, so ausführlich vor, daß die Zuhörer lange nicht merkten, wo er eigentlich hinaus wolle. Er leugnete nicht, daß beide Parteien vieles für und wieder sich hätten. Auf der einen Seite schiene nichts klärer, sagte er, als daß derjenige, der den Esel, als das Prinzipale, gemiethet, auch das Accessorium, des Esels Schatten, stillschweigend mit einbedungen habe; oder (falls man auch einen solchen stillschweigenden Vertrag zugeben wollte) daß der Schatten seinem Körper von selbst folge, und also demjenigen, der die Nutznießung des Esels an sich gebracht, auch der beliebige Gebrauch seines Schattens ohne weitere Beschwerde zustehe; um so mehr, als dem Esel selbst dadurch an seinem Sein und Wesen nicht das Mindeste benommen werde. Hingegen scheine auf der andern Seite nicht weniger einleuchtend: daß, wiewohl der Schatten weder als ein wesentlicher noch außerwesentlicher Theil des Esels anzusehen sei, folglich von dem Abmiether des letztern keineswegs vermuthet werden könne, daß er jenen zugleich mit diesem stillschweigend habe miethen wollen, gleichwohlen, da besagter Schatten schlechterdings nicht für sich selbst, oder ohne besagten Esel, bestehen könne, und ein Eselsschatten im Grunde nichts anders als ein Schattenesel sei, der Eigenthümer des leibhaften Esels mit gutem Fug auch als Eigenthümer des von jenem ausgehenden Schattenesels betrachtet, folglich keineswegs angehalten werden könne, letztern ohnentgeltlich an den Abmiether des erstern zu überlassen. Ueberdies, und wenn man auch zugeben wollte, daß der Schatten ein Accessorium des mehr eröfterten Esels sei, so könne doch dem Abmiether dadurch noch kein Recht an denselben zuwachsen: indem er durch den Miethkontrakt nicht jeden Gebrauch desselben, sondern nur denjenigen, ohne welchen die Absicht des Kontrakts, nämlich seine vorhabende Reise, ohnmöglich erzielt werden könne, an sich gebracht habe. Allein da sich unter den Gesetzen der Stadt Abdera keines finde, worin der vorliegende Fall klar und deutlich enthalten sei, und das Urthel also lediglich aus der Natur der Sache gezogen werden müsse: so komme es hauptsächlich auf einen Punkt an, der von den beiderseitigen Sykophanten aus der Acht gelassen, oder wenigstens nur obenhin berührt worden, nämlich auf die Frage: ob dasjenige, was man Schatten nenne, unter die gemeinen Dinge, an welche Jedermann gleiches Recht hat, oder unter die eigenthümlichen, zu welchen einzelne Personen ein ausschließendes Recht haben, oder erwerben können, zu zählen sei? Da nun, in Ermangelung eines positiven Gesetzes, die Uebereinstimmung und allgemeine Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, als

ein wahres Orakel der Natur selbst, billig die Kraft eines positiven Gesetzes habe; vermöge dieser allgemeinen Gewohnheit aber die Schatten der Dinge (auch derjenigen, die nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Gemeinheiten, ja den unsterblichen Göttern selbst eigenthümlich zugehören) bisher aller Orten einem jeden, wer er auch sei, frei, ungehindert und ohnentgeltlich zur Benutzung überlassen worden: so erhelle daraus, daß, ex Consensu et Consuetudine Generis Humani, besagte Schatten, eben so wie freie Luft, Wind und Wetter, fließendes Wasser, Tag und Nacht, Mondschein, Dämmerung, und dergleichen mehr, unter die gemeinen Dinge zu rechnen seien, deren Genuß jedem offen stehe, und auf welche — in so fern etwa besagter Genuß, unter gewissen Umständen, etwas Ausschließendes bei sich führe — der erste, der sich ihrer bemächtige, ein momentanes Besitzrecht erhalten habe. — Diesen Satz (zu dessen Bestätigung der scharfsinnige Miltias eine Menge Induktionen vorbrachte, die wir unsern Lesern erlassen wollen) — diesen Satz zum Grunde gelegt, könne er also nicht anders, als dahin stimmen: daß der Schatten aller Esel in Thracien, folglich auch derjenige, der zu vorliegendem Rechtshandel unmittbaren Anlaß gegeben, eben so wenig einen Theil des Eigenthums einer einzelnen Person ausmachen könne, als der Schatten des Berges Athos oder des Stadtthurms von Abdera; folglich mehrbesagter Schatten weder geerbt, noch gekauft, noch inter vivos oder mortis causa geschenkt, noch vermiethet, noch auf irgend eine andere Art zum Gegenstand eines bürgerlichen Kontrakts gemacht werden könne; und daß also aus diesen und andern angeführten Gründen, in Sachen des Eseltreibers Anthrax, Klägern, an einem entgegen und wider den Zahnarzt Struthio, Beklagten, am andern Theil, pcto. des von Beklagten zu Klägers angeblicher Gefährde und Schaden angemaßten Eselsschatten (salvis tamen melioribus) zu Recht zu erkennen sei: daß Beklagter sich des besagten Schattens zu seinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen, wohl befugt gewesen; Kläger aber, Einwendens ungeachtet, nicht nur mit seiner unbefugten Forderung abzuweisen, sondern auch in alle Kosten, wie nicht weniger zum Ersatz alles dem Beklagten verursachten Verlusts und Schadens, nach vorgängiger gerichtlicher Ermäßigung, zu verurtheilen sei. V. R. W.

Wir überlassen es dem geneigten und rechtserfahrnen Leser, über dieses, zwar nur auszugsweise, mitgetheilte Gutachten des weisen Miltias, nach Belieben, seine Betrachtung anzustellen. Und da wir in dieser ganzen Sache uns keines Urtheils anzumaßen, sondern blos die Stelle eines unparteiischen Geschichtschreibers zu vertreten, entschlossen sind: so begnügen wir uns, zu berichten, daß es seit undenklichen Zeiten eine Observanz bei dem Stadtgerichte zu Abdera war, das gutachtliche Urtheil des Referenten jedesmal

entweder einhellig, oder doch mit einer großen Mehrheit der Stimmen zu bestätigen. Wenigstens hatte man seit mehr als hundert Jahren kein Beispiel vom Gegentheil gesehen. Es konnte auch, nach Gestalt der Sachen, nicht wohl anders sein. Denn während der Relation, welche gemeiniglich sehr lange dauerte, pflegten die Herren Beisitzer eher alles andre zu thun, als auf die Rationes dubitandi et decidendi des Referenten Acht zu geben. Die meisten stunden auf, guckten zum Fenster hinaus, oder gingen weg, um in einem Nebenzimmer Kuchen oder kleine Bratwürste zu frühstücken, oder machten einen fliegenden Besuch bei einer guten Freundin; und die wenigen, welche sitzen blieben, und einigen Theil an der Sache zu nehmen schienen, hatten alle Augenblicke etwas mit ihrem Nachbar zu flüstern, oder schliefen wohl gar überm Zuhören ein. Kurz, es waltete eine Art von stillschweigendem Kompromiß auf den Referenten vor, und es geschah blos um der Form willen, daß einige Minuten, eh er zur wirklichen Konklusion kam, sich jedermann wieder auf seinem Platz einfand, um mit gehöriger Feierlichkeit das abgefaßte Urthel zu bekräftigen. So war es bisher immer, auch bei ziemlich wichtigen Händeln, gehalten worden. Allein dem Prozeß über des Esels Schatten widerfuhr die unerhörte Ehre, daß das ganze Gericht beisammen blieb, und (drei bis vier Beisitzer ausgenommen, welche dem Zahnarzt ihre Stimme schon versprochen hatten, und ihr Recht, in der Session zu schlafen, nicht vergeben wollten) jedermann mit aller Aufmerksamkeit zuhörte, die eines so wundervollen Prozesses würdig war; und als die Stimmen gesammelt wurden, fand sich, daß das Urthel nur mit einem Mehr von 12 gegen 8 bekräftigt wurde.

Sogleich nach geschehener Publikation ermangelte Poliphonus, der klägerische Sykophant, nicht, seine Stimme zu erheben, und gegen das Urthel, als ungerecht, parteiisch und mit unheilbaren Nullitäten behaftet, an den großen Rath von Abdera zu appelliren. Da der Prozeß über eine Sache geführt wurde, die der beschwert zu sein vermeinte Theil selbst nicht höher als zwei Drachmen geschätzt hatte, und dieses, auch selbst mit Einschluß aller billig mäßigen Kosten und Schaden, noch lange nicht Summa appellabilis war: so erhob sich hierüber ein großer Lärm im Gerichte. Die Minorität erklärte sich, daß es hier gar nicht auf die Summe, sondern auf eine allgemeine Rechtsfrage ankomme, die das Eigenthum betreffe, und noch durch kein Gesetz in Abdera bestimmt sei, folglich, vermöge der Natur der Sache, vor den Gesetzgeber selbst gebracht werden müsse; als welchem allein es zukomme, in zweifelhaften Fällen dieser Art den Ausspruch zu thun.

Wie es zugegangen, daß der Referent, bei aller seiner Affektion zur Sache des Beklagten, nicht daran gedacht, daß die Gönner des

Gegentheils sich dieses Vorwandes bedienen würden, die Sache vor den großen Rath zu spielen — davon wissen wir keinen andern Grund anzugeben, als daß er ein Abderit war, und, nach der allgemeinen althergebrachten Gewohnheit seiner Landsleute, jedes Ding nur von einer Seite, und auch da nur ziemlich obenhin, anzusehen pflegte. Doch kann vielleicht noch zu seiner Entschuldigung dienen, daß er einen Theil der letzten Nacht bei einem großen Gastmahl zugebracht, und, als er nach Hause gekommen, der Dame Struthion noch eine ziemlich lange Audienz hatte geben müssen, und also vermuthlich — nicht ausgeschlafen hatte. Genug, nach langem Streiten und Lärmen erklärte sich endlich der Stadtrichter Philippides: daß er, bewandten Umständen nach, nicht umhin könne, die Frage, ob die von Klägern eingewandte Appellation statt finde, vor den Senat zu bringen. Hiermit stand er auf; das Gericht ging ziemlich tumultuarisch auseinander; und beide Parteien eilten, sich mit ihren Freunden, Gönnern und Sykophanten zu berathen, was nun weiter in der Sache anzufangen sei.

Fünftes Kapitel.

Gesinnungen des Senats. Tugend der schönen Gorgo und ihre Wirkungen. Der Priester Strobylus tritt auf, und die Sache wird ernsthafter.

Der Prozeß über des Esels Schatten, der Anfangs die Abderiten blos durch seine Ungereimtheit belustigt hatte, fing nun an, eine Sache zu werden, in welche die Gerechtsamen, die vermeinte Ehre und allerlei Leidenschaften und Interessen verschiedener zum Theil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden.

Der Zunftmeister Pfrieme hatte seinen Kopf darauf gesetzt, daß sein Zunftangehöriger gewinnen müßte; und da er sich meistens alle Abende in den Versammlungsorten der gemeinen Bürger einfand, hatte er schon beinahe die Hälfte des Volks auf seine Seite gebracht, und sein Anhang nahm täglich zu.

Der Erzpriester hingegen hatte den Handel bisher nicht für wichtig genug gehalten, sein ganzes Ansehen zu Gunsten seines Beschützten anzuwenden. Allein da die Sachen zwischen ihm und der schönen Gorgo ernsthafter zu werden anfingen, indem sie, anstatt einer gewissen Gelehrigkeit, die er bei ihr zu finden gehofft hatte, einen Widerstand that, dessen man sich zu ihrer Herkunft und Erziehung nicht hätte vermuthen sollen, ja sich sogar vernehmen ließ: „Wie sie Bedenken trage, ihre Tugend noch einmal den Gefahren eines Besuchs durch die kleine Gartenthüre auszusetzen“ — so war

es ganz natürlich, daß er nun nicht länger säumte, durch den Eifer, womit er die Sache des Vaters zu unterstützen anfing, sich ein näheres Recht an die Dankbarkeit der Tochter zu erwerben.

Der neue Lärm, den der Eselsprozeß durch die Provokation an den großen Rath in der Stadt machte, gab ihm Gelegenheit, mit einigen von den vornehmsten Rathsherren aus der Sache zu sprechen. „So lächerlich dieser Handel an sich selbst sei,“ sagte er, „so könne doch nicht zugegeben werden, daß ein armer Mann, der unter dem Schutze Jasons stehe, durch eine offenbare Kabale unterdrückt werde. Es komme nicht auf die Veranlassung an, die oft zu den wichtigsten Begebenheiten sehr gering sei; sondern auf den Geist, womit man die Sache treibe, und auf die Absichten, die man im Schilde, oder wenigstens in Petto führe. Die Insolenz des Sykophanten Physignatus, der eigentlich an diesem ganzen Skandal Schuld habe, müsse gezüchtigt, und dem herrschsüchtigen, unverständigen Demagogen (dem Zunftmeister Pfrieme) noch in Zeiten ein Zügel angeworfen werden, eh' es ihm gelinge, die Aristokratie gänzlich über den Haufen zu werfen u. s. w.“

Wir müssen es zur Steuer der Wahrheit sagen, Anfangs gab es verschiedene Herren des Raths, welche die Sache ungefähr so ansahen, wie sie anzusehen war, und es dem Stadtrichter Philippides sehr verdachten, daß er nicht Sinn genug gehabt, einen so ungereimten Zwist gleich in der Geburt zu ersticken. Allein unvermerkt änderten sich die Gesinnungen; und der Schwindelgeist, der bereits einen Theil der Bürgerschaft auf die Köpfe gestellt hatte, ergriff endlich auch den größern Theil der Rathsherren. Einige fingen an die Sache für wichtiger anzusehen, weil ein Mann wie der Erzpriester Agathyrsus sich derselben so ernstlich anzunehmen schien. Andere setzte die Gefahr, die der Aristokratie aus den Unternehmungen des Zunftmeisters Pfrieme erwachsen könnte, in Unruhe. Verschiedene ergriffen die Partei des Eseltreibers blos aus Widersprechungsgeist; andere aus einem wirklichen Gefühl, daß ihm Unrecht geschehe; und noch andere erklärten sich für den Zahnarzt, weil gewisse Personen, mit denen sie nie einer Meinung sein wollten, sich für seinen Gegner erklärt hatten.

Mit allem dem würde dennoch dieser geringfügige Handel, so sehr die Abderiten auch — Abderiten waren, niemals eine so heftige Gährung in ihrem gemeinen Wesen verursacht haben, wenn der böse Dämon dieser Republik nicht auch den Priester Strobylus angeschürt hätte, sich, ohne einigen nähern Beruf, als seinen unruhigen Geist und seinen Haß gegen den Erzpriester Agathyrsus, mit in's Spiel zu mischen.

Um dies dem geneigten Leser verständlicher zu machen, werden wir die Sache, wie jener alte Dichter seine Ilias, ab ovo anfangen

müssen; um so mehr, als auch gewisse Stellen in unserer Erzählung des Abenteuers mit dem Euripides, und gewisse Ausdrücke, die dem Priester Strobylus gegen den Demokrit entfielen, ihr gehöriges Licht dadurch erhalten werden.

Sechstes Kapitel.

Verhältniß des Latonentempels zum Tempel des Jason. Kontrast in den Charakteren des Oberpriesters Strobylus und des Erzpriesters Agathyrsus. Strobylus erklärt sich für die Gegenpartei des letztern, und wird von Salabanda unterstützt, welche eine wichtige Rolle in der Sache zu spielen anfängt.

Der Dienst der Latona war (wie Strobylus den Euripides versichert hatte) so alt zu Abdera, als die Verpflanzung der lycischen Kolonie; und die äußerste Einfalt der Bauart ihres kleinen Tempels konnte als eine hinlängliche Bekräftigung dieser Tradition angesehen werden. So unscheinbar dieser Latonentempel war, so gering waren auch die gestifteten Einkünfte ihrer Priesterschaft. Wie aber die Noth erfindsam ist, so hatten die Herren schon von langem her Mittel gefunden, zu einiger Entschädigung für die Kargheit ihres ordentlichen Einkommens, den Aberglauben der Abderiten in Kontribution zu setzen; und da auch dieses nicht zureichen wollte, hatten sie es dahin gebracht, daß der Senat (weil er doch von keiner Besoldungszulage hören wollte) zu Unterhaltung des geheiligten Froschgrabens gewisse Einkünfte aussetzte, deren größten Theil die billigdenkenden Frösche ihren Versorgern überließen.

Eine ganz andere Beschaffenheit hatte es mit dem Tempel des Jason, dieses berühmten Anführers der Argonauten, welchem in Abdera die Ehre der Erhebung in den Götterstand und eines öffentlichen Dienstes widerfahren war; ohne daß wir hiervon einen andern Grund anzugeben wissen, als daß verschiedene der ältesten und reichsten Familien in Abdera ihr Geschlechtsregister von diesem Heros ableiteten. Einer von dessen Enkeln hatte sich, wie die Tradition sagte, in dieser Stadt niedergelassen, und war der gemeinsame Stammvater verschiedener Geschlechter geworden, von welchen einige noch in den Tagen unserer gegenwärtigen Geschichte in voller Blüthe stunden. Dem Andenken des Helden, von dem sie abstammten, zu Ehren hatten sie Anfangs, nach uraltem Gebrauch, nur eine kleine Hauskapelle gestiftet. Mit der Länge der Zeit war eine Art von öffentlichem Tempel daraus geworden, den die Frömmigkeit der Abkömmlinge Jasons nach und nach mit vielen Gütern

und Einkünften versehen hatte. Endlich, als Abdera durch Handelschaft und glückliche Zufälle eine der reichsten Städte in Thracien geworden war, entschlossen sich die Jasoniden, ihrem vergötterten Ahnherrn einen Tempel zu erbauen, dessen Schönheit der Republik und ihnen selbst bei der Nachwelt Ehre machen könnte. Der neue Jasontempel wurde ein herrliches Werk, und machte mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten, Wohnungen der Priester, Beamten, Schutzverwandten u. s. w. ein ganzes Quartier der Stadt aus. Der Erzpriester desselben mußte allezeit von der ältesten Linie der Jasoniden seyn; und da er, bei sehr beträchtlichen Einkünften auch die Gerichtsbarkeit über die zu dem Tempel gehörigen Personen und Güter ausübte: so ist leicht zu erachten, daß die Oberpriester der Latona alle diese Vorzüge nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnten, und daß zwischen diesen beiden Prälaten eine Eifersucht obwalten mußte, die auf die Nachfolger forterbte, und bei jeder Gelegenheit in ihrem Betragen sichtbar wurde.

Der Oberpriester der Latona wurde zwar als das Haupt der ganzen abderitischen Priesterschaft angesehen; allein der Erzpriester Jasons stand nicht unter ihm, sondern machte mit seinen Untergebenen ein besonderes Kollegium aus, welches, außer der Schutzherrlichkeit der Stadt Abdera, von aller andern Abhängigkeit frei war. Die Feste des Latonentempels waren die eigentlichen großen Festtage der Republik; allein da die Mäßigkeit seiner Einkünfte keinen sonderlichen Aufwand zuließ, so war das Fest des Jason, welches mit ungemeiner Pracht und großen Feierlichkeiten begangen wurde, in den Augen des Volks, wo nicht das vornehmste, wenigstens das, worauf es sich am meisten freute; und alle die Ehrerbietung, die man für das Alterthum des Latonendienstes hegte, und der große Glaube des Pöbels an den Priester desselben und seine heiligen Frösche, konnte doch nicht verhindern, daß die größere Figur, die der Erzpriester machte, ihm nicht auch einen höhern Grad von Ansehen gegeben haben sollte. Und wiewohl das gemeine Volk überhaupt mehr Zuneigung zu dem Latonenpriester trug, so wurde doch dieser Vorzug dadurch wieder überwogen, daß der Jasonpriester mit den aristokratischen Häusern in einer Verbindung stand, die ihm so viel Einfluß gab, daß es einem ehrgeizigen Manne an diesem Platz ein Leichtes gewesen wäre, einen kleinen Tyrannen von Abdera vorzustellen.

Zu so vielen Ursachen der althergebrachten Eifersucht und Abneigung zwischen den beiden Fürsten der abderitischen Klerisei, kam bei Strobylus und Agathyrsus noch ein persönlicher Widerwille, der eine natürliche Frucht des Kontrastes ihrer Sinnesarten war.

Agathyrsus, mehr Weltmann als Priester, hatte in der That vom letztern wenig mehr als die Kleidung. Die Liebe zum Ver-

gnügen war seine herrschende Leidenschaft. Denn, wiewohl es ihm nicht an Stolz fehlte, so kann man doch von Niemand sagen, daß er ehrgeizig sei, so lange sein Ehrgeiz eine andere Leidenschaft neben sich herrschen läßt. Er liebte die Künste und den vertraulichen Umgang mit Virtuosen aller Arten, und stand in dem Ruf, einer von den Priestern zu sein, die wenig Glauben an ihre eigenen Götter haben. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß er öfters ziemlich frei über die Frösche der Latona scherzte; und es war Jemand, der es beschwören wollte, aus seinem eigenen Munde gehört zu haben: „Die Frösche dieser Göttin wären schon längst alle in elende Poeten und abderitische Sänger verwandelt worden.“ — Daß er mit dem Demokritus in ziemlich gutem Vernehmen lebte, war auch nicht sehr geschickt, seine Orthodoxie zu bestätigen. Kurz, Agathyrsus war ein Mann von gutem Temperament, munterm Kopf und ziemlich freiem Leben; beliebt bei dem abderitischen Adel, noch beliebter bei dem schönen Geschlecht, und — wegen seiner Freigebigkeit und jasonmäßigen Figur — beliebt sogar bei den untersten Klassen des Volks.

Nun hätte die Natur, in ihrer launigsten Minute, keinen völligern Antipoden von allem, was Agathyrsus war, machen können, als den Priester Strobylus. Dieser Mann hatte, wie viele seines Gleichen, ausfindig gemacht, daß eine in Falten gelegte Miene und ein steifes Wesen unfehlbare Mittel sind, bei dem großen Haufen für einen weisen und unsträflichen Mann zu gelten. Da er nun von Natur ziemlich sauertöpfisch aussah, so hatte es ihm wenig Mühe gekostet, sich diese Gravität anzugewöhnen, die bei den Meisten weiter nichts beweist, als die Schwere ihres Witzes und die Ungeschliffenheit ihrer Sitten. Ohne Sinn für das Große und Schöne, war er ein geborner Verächter aller Talente und Künste, die diesen Sinn voraussetzen; und sein Haß gegen die Philosophie war blos eine Maske für den natürlichen Groll eines Dummkopfes gegen alle, die mehr Verstand und Wissenschaft haben als er. In seinen Urtheilen war er schief und einseitig, in seinen Meinungen eigensinnig, im Widerspruch hitzig und grob, und wo er entweder in seiner eigenen Person oder in den Fröschen der Latona beleidigt zu sein glaubte, äußerst rachgierig; aber nichts destoweniger bis zur Niederträchtigkeit geschmeidig, sobald er eine Sache, an der ihm gelegen war, nicht ohne Hülfe einer Person, die er haßte, durchsetzen konnte. Ueberdies stand er mit einigem Grund in dem Ruf, daß er mit einer gehörigen Dose von Dariken und Philippen zu allem in der Welt zu bringen sei, was mit dem Aeußerlichen seines Charakters nicht ganz unverträglich war.

Aus so entgegengesetzten Gemüthsarten, und so vielen Veranlassungen zu Neid und Eifersucht auf Seiten des Priesters Stro-

bylus, entsprang nothwendig bei beiden ein wechselseitiger Haß, der den Zwang, den ihnen ihr Stand und Platz auferlegte, mit Mühe ertrug, und nur darin verschieden war, daß Agathyrsus den Oberpriester zu sehr verachtete, um ihn sehr zu hassen, und dieser jenen zu sehr beneidete, um ihn so herzlich verachten zu können, als er wohl gewünscht hätte.

Zu diesem allem kam noch, daß Agathyrsus, kraft seiner Geburt und ganzen Lage, für die Aristokratie; Strobylus hingegen, ohngeachtet seiner Verhältnisse zu einigen Rathsherren, ein erklärter Freund der Demokratie, und nächst dem Zunftmeister Pfrieme derjenige war, der durch seinen persönlichen Charakter, seine Würde, seine schwärmerische Hitze, und eine gewisse populäre Art von Beredsamkeit den meisten Einfluß auf den Pöbel hatte.

Man sieht nun leicht voraus, daß die Sache mit dem Eselsschatten oder Schatteneſel nothwendig ernsthafter werden mußte, so bald ein paar Männer wie die beiden Oberpriester von Abdera darein verwickelt wurden.

Strobylus hatte, so lange der Prozeß vor den Stadtrichtern geführt wurde, nicht anders Theil daran genommen, als daß er sich gelegenheitlich erklärte: er würde an des Zahnarztes Platz eben so gehandelt haben. Aber kaum erfuhr er durch die Dame Salabanda, seine Nichte, daß Agathyrsus die Sache seines in der ersten Instanz verurtheilten Schutzverwandten zu seiner eigenen machte: so fühlte er sich auf einmal berufen, sich mit an die Spitze der Partei des Beklagten zu stellen, und die Kabale des Zunftmeisters mit allem Ansehen, das er bei den Rathsherren sowohl als bei dem Volk hatte, zu unterstützen.

Salabanda war zu sehr gewohnt, ihre Hand in allen abderitischen Händeln zu haben, als daß sie unter den letzten gewesen sein sollte, die in dem gegenwärtigen Partei nahmen. Außer ihrem Verhältniß mit dem Priester Strobylus hatte sie noch eine besondere Ursache, es mit ihm zu halten; eine Ursache, die darum nicht weniger wog, weil sie solche in Petto behielt. Wir haben bei einer andern Gelegenheit erwähnt, daß diese Dame, es sei nun aus blos politischen Absichten, oder daß sich vielleicht auch ein wenig Koquetterie — und wer weiß, ob nicht auch zuweilen das, was man in der neuern französischen Feinenweltsprache das Herz einer Dame nennt, mit einmischen mochte: genug, ausgemacht war es, daß sie immer eine Anzahl demüthiger Sklaven an der Hand hatte, unter denen (wie man glaubte) doch immer wenigstens der eine oder andere wissen müsse, wofür er diene. Die geheime Chronik von Abdera sagte, daß der Erzpriester Agathyrsus eine geraume Zeit die Ehre gehabt, einer von den letztern zu sein; und in der That kamen eine Menge Umstände zusammen, warum man dieses Gerücht für et-

was mehr als eine bloße Vermuthung halten konnte. Kurz, die vertrauteste Freundschaft hatte seit geraumer Zeit unter ihnen obgewaltet, als die Tänzerin nach Abdera kam, und dem flatterhaften Jasoniden in Kurzem so merkwürdig wurde, daß Salabanda endlich nicht länger umhin konnte, sich selbst für aufgeopfert zu halten.

Agathyrsus besuchte zwar ihr Haus noch immer auf den Fuß eines alten Bekannten, und die Dame war zu politisch, um in ihrem äußern Betragen gegen ihn die geringste Veränderung durchscheinen zu lassen. Aber ihr Herz kochte Rache. Sie vergaß nichts, was den Erzpriester immer tiefer in die Sache verwickeln, und immer in Feuer setzen konnte; heimlich aber beleuchtete sie alle seine Schritte und Tritte, und alle großen und kleinen, Vorder- und Hinterthüren, die zu seinem Kabinet führen konnten, so genau, daß sie seine Intrigue mit der jungen Gorgo gar bald entdeckte, und den Priester Strobylus in den Stand setzen konnte, den Eifer des Erzpriesters für die Sache des Eseltreibers in ein eben so verhaßtes Licht zu stellen, als sie selbst unter der Hand bemüht war, ihm einen lächerlichen Anstrich zu geben.

Agathyrsus, so wenig es ihm kostete, politische und ehrgeizige Vortheile dem Interesse seiner Vergnügungen aufzuopfern, hatte doch Augenblicke, wo der kleinste Widerstand in einer Sache, an der ihm im Grunde gar nichts gelegen war, seinen ganzen Stolz aufrührisch machte; und so oft dies geschah, pflegte ihn seine Lebhaftigkeit gemeiniglich unendlich weiter zu führen, als er gegangen wäre, wenn er die Sache einiger kühlen Ueberlegung gewürdigt hätte. Die Ursache, warum er sich Anfangs mit diesem abgeschmackten Handel bemengt hatte, fand jetzt zwar nicht länger statt. Denn die schöne Gorgo hatte, ungeachtet des Unterrichts ihrer Mutter Krobyle, entweder nicht Geschicklichkeit oder nicht innern Halt genug gehabt, den anfänglich entworfenen Vertheidigungsplan gegen einen so gefährlichen und erfahrnen Belagerer gehörig zu befolgen. Allein er war nun einmal in die Sache verwickelt; seine Ehre war dabei betroffen; er erhielt täglich und stündlich Nachrichten, wie unziemlich der Zunftmeister und der Priester Strobylus mit ihrem Anhang wider ihn loszögen, wie sie drohten, wie übermüthig sie die Sache durchzusetzen hofften, und dergleichen — und dies war mehr, als es brauchte, um ihn dahin zu bringen, daß er seine ganze Macht anzuwenden beschloß, um Gegner, die er so sehr verachtete, zu Boden zu werfen, und für die Verwegenheit, sich gegen ihn aufgelehnt zu haben, zu züchtigen. Der Kabalen der Dame Salabanda ungeachtet, die nicht fein genug gesponnen waren, um ihm lange verborgen zu bleiben, war der größte Theil des Senats auf seiner Seite; und wiewohl seine Gegner nichts unterließen, was das Volk gegen ihn erbittern konnte: so hatte er doch, zumal

unter den Zünften der Gerber, Fleischer und Bäcker, einen Anhang von derben stämmigten Gesellen, die eben so hitzig vor der Stirne als nervigt von Armen, und auf jeden Wink bereit waren, für ihn und seine Partei, je nachdem es nöthig wäre, zu schreien, oder zuzuschlagen.

Siebentes Kapitel.

Das ganze Abdera theilt sich in zwei Parteien. Die Sache kommt vor Rath.

In dieser Gährung befanden sich die Sachen, als auf einmal die Namen Schatten und Esel in Abdera gehört, und in kurzem durchgängig dazu gebraucht wurden, die beiden Parteien zu bezeichnen. Man hat über den wahren Ursprung dieser Uebernamen keine zuverlässige Nachricht. Vermuthlich, weil doch Parteien nicht lange ohne Namen bestehen können, hatten die Anhänger des Zahnarztes Struthion unter dem Pöbel den Anfang gemacht, sich selbst, weil sie für sein Recht an des Esels Schatten stritten, die Schatten, und ihre Gegner, weil sie den Schatten gleichsam zum Esel selbst machen wollten, aus Spott und Verachtung, die Esel zu nennen. Da nun die Anhänger des Erzpriesters diese Benennung nicht verhindern konnten, so hatten sie, wie es zu gehen pflegt, sich unvermerkt daran gewöhnt, sie, wiewohl blos anfänglich zum Scherz, zu gebrauchen; nur mit dem Unterschiede, daß sie den Spieß umdrehten, und das Verächtliche mit dem Schatten, und das Ehrenvolle mit dem Esel verknüpften. Wenn es ja eins von beiden sein soll, sagten sie, so wird jeder braver Kerl doch immer lieber ein wirklicher leibhafter Esel mit all seinem Zubehör, als der bloße Schatten von einem Esel sein wollen.

Wie es auch damit zugegangen sein mag, genug, in wenig Tagen war ganz Abdera in diese zwei Parteien getheilt; und wie sie nun einen Namen hatten, nahm auch der Eifer auf beiden Seiten so schnell und heftig zu, daß es gar nicht mehr erlaubt war, neutral zu bleiben. Bist du ein Schatten oder ein Esel, war immer die erste Frage, die die gemeinen Bürger an einander thaten, wenn sie sich auf der Straße oder in der Schenke antrafen; und wenn ein Schatten just das Unglück hatte, an einem solchen Ort der einzige seines Gleichen unter einer Anzahl Eseln zu sein, so blieb ihm, wofern er sich nicht gleich mit der Flucht rettete, nichts übrig, als entweder auf der Stelle zu apostasiren, oder sich mit tüchtigen Stößen zur Thüre hinaus werfen zu lassen.

Die Unordnungen, die hieraus entstehen mußten, kann man sich ohne unser Zuthun vorstellen. Die Verbitterung ging in Kurzem so weit, daß ein Schatten sich lieber vor Hunger zum wirklichen stygischen Schatten abgezehrt, als einem Bäcker von der Gegenpartei für einen Dreier Brod abgekauft hätte.

Auch die Weiber nahmen, wie leicht zu erachten, Partei, und gewiß nicht mit der wenigsten Hitze. Denn das erste Blut, das aus Gelegenheit dieses seltsamen Bürgerkriegs vergossen wurde, kam von den Nägeln zweier Hökerweiber her, die einander auf öffentlichem Markte in die Physiognomie gerathen waren. Man bemerkte indessen, daß bei weitem der größte Theil der Abderiten sich für den Erzpriester erklärte; und wo in einem Hause der Mann ein Schatten war, da konnte man sich darauf verlassen, die Frau war eine Eselin, und gemeiniglich eine so hitzige und unbändige Eselin, als man sich eine denken kann. Unter einer Menge theils heilloser, theils lächerlicher Folgen dieses Parteigeistes, der in die Abderitinnen fuhr, war keine der geringsten, daß mancher Liebeshandel dadurch auf einmal abgebrochen wurde, weil der eigensinnige Seladon lieber seine Ansprüche als seine Partei aufgeben wollte; so wie hingegen auch Mancher, der sich schon Jahre lang vergebens um die Gunst einer Schönen beworben, und ihre Antipathie gegen ihn durch nichts, was nur irgend jemals von einem unglücklichen Liebhaber versucht worden, hatte überwinden können, jetzt auf einmal keines andern Titels bedurfte, um glücklich zu werden, als seine Dame zu überzeugen, daß er — ein Esel sei.

Inzwischen wurde die Präjudicialfrage, ob die von Klägern eingewandte Abberufung an den großen Rath stattfinde oder nicht, vor den Senat gebracht. Wiewohl dies das erstemal war, daß es über die Eselssache bei diesem ehrwürdigen Collegio zur Sprache kam: so zeigte sich doch bald, daß Jedermann schon seine Partei genommen hatte. Der Archon Onolaus war der einzige, der in Verlegenheit zu sein schien, wie er der Sache einen leidlichen Anstrich geben könnte. Denn man bemerkte, daß er viel leiser als gewöhnlich sprach, und am Schluß seines Vortrags in die merkwürdigen und ominosen Worte ausbrach: er besorgte sehr, der Eselsschatten, über welchen jetzt mit so vieler Hitze gestritten werde, möchte den Ruhm der Republik auf viele Jahrhunderte verfinstern. Seine Meinung war, man würde am besten thun, die eingelegte Appellation als unstatthaft abzuweisen, den Spruch des Stadtgerichts (bis auf den Punkt der Kosten, die gegen einander aufgehoben werden könnten) zu bestätigen, und beiden Parteien ein ewiges Stillschweigen aufzulegen. Indessen setzte er doch hinzu: „Wofern die Majora davor hielten, daß die Gesetze von Abdera nicht zureichend wären, einen so geringfügigen Handel auszumachen, so müsse er sich

gefallen lassen, daß der große Rath den Ausspruch darüber thue; jedoch wollte er darauf angetragen haben, vorher im Archiv nachsuchen zu lassen, ob sich nicht etwa schon in ältern Zeiten dergleichen ungewöhnliche Fälle ereignet, und wie man sich dabei benommen habe.

Diese Mäßigung des Archon — die ihm von der unparteiisch richtenden Nachwelt einstimmig als ein Beweis von wahrer Regentenweisheit zum Verdienst angerechnet werden wird — wurde damals, da der Parteigeist alle Augen verblendet hatte, als Schwachheit und phlegmatische Gleichgültigkeit ausgelegt. Verschiedene Senatoren von der Partei des Erzpriesters ließen sich weitläufig und mit großem Eifer vernehmen: Man könne nichts geringfügig nennen, was die Rechte und Freiheiten der Abderiten betreffe; wo kein Gesetz sei, finde auch kein gerichtliches Verfahren statt; und das erste Beispiel, wo den Richtern gestattet würde, einen Handel nach einer willkürlichen Billigkeit zu entscheiden, würde das Ende der Freiheit von Abdera sein. Wenn der Streit auch noch was Geringeres beträfe, so komme es nicht auf die Frage an, wie viel oder wenig er werth sei, sondern welche von den Parteien Recht habe: und da kein Gesetz vorhanden sei, welches in vorliegendem Falle entscheide, ob des Esels Schatten stillschweigend in der Miethe begriffen sei oder nicht: so könne sich weder das Untergericht noch der Senat selbst ohne die offenbarste Tyrannei anmaßen, dem Abmiether etwas zuzusprechen, woran der Vermiether wenigstens eben so viel Recht habe, oder vielmehr ein ungleich besseres, da aus der Natur ihres Kontrakts keineswegs nothwendig folge, daß die Meinung des letztern gewesen, jenem auch den Schatten seines Esels zu vermiethen u. s. w. Einer von diesen Herren ging so weit, daß er in der Hitze herausfuhr: „er sei jederzeit ein eifriger Patriot gewesen, und eh' er zugeben würde, daß einer seiner Mitbürger sich anmaßen sollte, nur den Schatten einer tauben Nuß dem andern willkürlich abzusprechen, eh' wollt' er ganz Abdera in Feuer und Flammen sehen."

Jetzt verlor der Zunftmeister Pfrieme alle Geduld. „Das Feuer," sagte er, „womit man die ganze Stadt mit solcher Verwegenheit bedrohe, sollte mit demjenigen angezündet werden, der sich zu reden unterstehe. Ich bin kein studirter Mann," fuhr er fort, „aber, bei allen Göttern, ich lasse mir Mäusedreck nicht für Pfeffer verkaufen! Man muß den Verstand verloren haben, um einem gesunden Menschen weiß machen zu wollen, daß es ein eignes Gesetz brauche, wenn die Frage ist, ob sich einer auf eines Esels Schatten setzen dürfe, wenn er mit baarem Geld das Recht erkauft hat, auf dem Esel selbst zu sitzen. Ueberhaupt ist es Schande und Spott, daß so viel ernsthafte gescheute Männer sich den Kopf über einen Handel zerbrechen, den jedes Kind auf der Stelle entschieden haben würde.

Wenn ist denn jemals in der Welt erhört worden, daß Schatten unter die Dinge gehören, die man einander vermiethet?"

„Herr Zunftmeister," fiel der Rathsherr Buphranor ein, „ihr schlagt euch selbst auf den Mund, wenn ihr das behauptet. Denn wenn des Esels Schatten nicht vermiethet werden konnte, so ist klar, daß er nicht vermiethet worden ist; denn a non posse ad non esse valet consequentia. Der Zahnarzt kann also, nach eurem eignen Grundsatz, kein Recht an den Schatten haben, und das Urthel ist an sich null und nichtig."

Der Zunftmeister stutzte; und weil ihm nicht gleich einfiel, was sich auf dieses feine Argument antworten ließe, so fing er desto lauter an zu schreien, und rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß er eher seinen grauen Bart Haar vor Haar ausraufen, als sich noch in seinen alten Tagen zum Esel machen lassen wollte. Die Herren von seiner Partei unterstützten ihn aus allen Kräften: allein sie wurden überstimmt; und alles, was sie endlich mit Beihülfe des Archon und des Rathsherrn, der immer leise auftrat, erhalten konnten, war: daß die Sache einstweilen in statu quo bleiben sollte, bis man im Archiv nachgesehen hätte, ob sich kein Präjudicium fände, wodurch dieser Handel ohne größere Weitläufigkeiten entschieden werden könnte.

Achtes Kapitel.

Gute Ordnung in der Kanzlei von Abdera. Präjudicialfälle, die nichts ausmachen. Das Volk will das Rathhaus stürmen, und wird von Agathyrsus besänftigt. Der Senat beschließt, die Sache dem großen Rath zu überlassen.

Die Kanzlei der Stadt Abdera — weil es doch die Gelegenheit mit sich bringt, ihrer hier mit zwei Worten zu erwähnen — war überhaupt so gut eingerichtet und bedient, als man es von einer so weisen Republik erwarten wird. Indessen hatte sie doch mit vielen andern Kanzleien zwei Fehler gemein, über welche zu Abdera, schon seit Jahrhunderten, fast täglich Klage geführt wurde, ohne daß darum Jemand auf den Einfall gekommen wäre: ob es nicht etwa möglich sein könnte, dem Uebel auf eine oder andere Weise abzuhelfen?

Das eine dieser Gebrechen war: daß die Urkunden und Akten in einigen sehr dumpfen und feuchten Gewölben verwahrt lagen, wo sie aus Mangel der Luft verschimmelten, vermoderten, von Motten gefressen, und nach und nach ganz unbrauchbar wurden; das andre: daß man, alles Suchens ungeachtet, nichts darin finden konnte. So oft dies begegnete, pflegte irgend ein patriotischer Rathsherr, mei-

stens mit Beistimmung des ganzen Senats, die Anmerkung zu machen: „es komme blos daher, weil keine Ordnung in der Kanzlei gehalten werde.“ In der That ließ sich schwerlich eine Hypothese erdenken, vermittelst welcher diese Erscheinung auf eine leichtere und begreiflichere Weise zu erklären gewesen wäre. Daher kam es nun, daß fast allemal, wenn bei Rath beschlossen wurde, daß in der Kanzlei nachgesehen werden sollte, Jedermann schon voraus wußte, und meistens sicher darauf rechnete, daß sich nichts finden würde. Und eben daher kam es auch, daß die gewöhnliche Erklärung, die bei der nächsten Rathssitzung erfolgte: „es habe sich, alles Suchens ungeachtet, nichts in der Kanzlei gefunden,“ mit der kaltsinnigsten Gelassenheit, als eine Sache, die man erwartet hatte, und die sich von selbst verstand, aufgenommen wurde.

Dies war nun auch dermalen der Fall gewesen, da die Kanzlei den Auftrag erhalten hatte, in den ältern Akten nachzusehen, ob sich nicht vielleicht ein Präjudicium finde, das der Weisheit des Senats bei Entscheidung des höchstbeschwerlichen Handels über den Eselsschatten zur Fackel dienen könnte. Es hatte sich nichts gefunden, ungeachtet verschiedene Herren in der letzten Session ganz positiv versicherten: es müßten unzählige ähnliche Fälle vorhanden sein.

Indessen hatte gleichwohl der Eifer eines Rathsherrn von der Partei der Esel die Akten von zwei alten Rechtshändeln aufgetrieben, die einst vielen Lärm in Abdera gemacht, und mit dem gegenwärtigen eine Aehnlichkeit zu haben schienen.

Der eine betraf einen Streit zwischen den Besitzern zweier Grundstücke in der Stadtflur, über das Eigenthumsrecht an einen zwischen beiden gelegenen kleinen Hügel, der ungefähr fünf oder sechs Schritte im Umfang betrug, und mit Verlauf der Zeit aus etlichen zusammengeflossenen Maulwurfshaufen entstanden sein mochte. Tausend kleine Nebenumstände hatten nach und nach eine so heftige Verbitterung zwischen den beiden im Streite befangenen Familien angestiftet, daß jeder Theil entschlossen war, lieber Haus und Hof, als sein vermeintes Recht an diesen Maulwurfshügel zu verlieren. Die abderitische Justiz wurde dadurch in eine desto größere Verlegenheit gesetzt, da Beweis und Gegenbeweis von einer so ungeheuern Kombination unendlich kleiner, zweifelhafter und unaufklärbarer Umstände abhing, daß nach einem Prozeß von fünf und zwanzig Jahren die Sache nicht nur der Entscheidung nicht um einen Schritt näher gekommen, sondern im Gegentheil gerade fünf und zwanzigmal verworrener geworden war als Anfangs. Wahrscheinlicher Weise würde sie auch nie zu Ende gebracht worden sein, wenn sich nicht beide Parteien endlich gezwungen gesehen hätten, die Grundstücke, zwischen welchen der strittige Maulwurfshügel lag, ihren Sykophanten für Prozeßkosten und Advokatengebühren cum omni causa

et actione abzutreten. Da nun hierunter auch das vermeintliche Recht an den besagten kleinen Hügel begriffen war, so hatten die Sykophanten sich noch selbigen Tages in Güte dahin verglichen, dieses Hügelchen der großen Themis zu heiligen, einen Feigenbaum darauf zu pflanzen, und unter denselben auf gemeinschaftliche Kosten die Bildsäule besagter Göttin aus gutem Förenholz, mit Steinfarbe angestrichen, setzen zu lassen. Auch wurde, unter Garantie des abderitischen Senats, festgesetzt, daß die Besitzer beider Grundstücke zu ewigen Zeiten schuldig sein sollten, besagte Bildsäule nebst dem Feigenbaum gemeinschaftlich zu unterhalten. Gestalten dann auch beide, und zwar der Feigenbaum in sehr ansehnlichen, die Bildsäule aber in sehr verfallnen und wurmstichigen Umständen, zum ewigen Gedächtniß dieses merkwürdigen Handels, noch zur Zeit des gegenwärtigen zu sehen waren.

Der andere Prozeß schien mit dem vorliegenden noch eine nähere Verwandtschaft zu haben. Ein Abderit, Namens Pamphus, besaß ein Landgut, dessen vornehmste Annehmlichkeit darin bestand, daß es auf der südwestlichen Seite eine ganz herrliche Aussicht über ein schönes Thal hatte, welches zwischen zwei waldigten Bergen hinlief, in der Ferne immer schmäler wurde, und sich endlich in das ägeische Meer verlor. Pamphus pflegte oft zu sagen: daß ihm diese Aussicht nicht um hundert attische Talente feil wäre; und er hatte um so mehr Ursache, sie so hoch zu taxiren, da das Gut an sich selbst so unerheblich war, daß ihm Niemand, der blos auf den Nutzen sah, fünf Talente darum gegeben haben würde. Unglücklicher Weise fand ein ziemlich begüterter abderitischer Bauer, der auf eben dieser südwestlichen Seite sein Nachbar war, sich veranlaßt, eine Scheune bauen zu lassen, die dem guten Pamphus einen so großen Theil seiner Aussicht entzog, daß sein Landgütchen, seiner Rechnung nach, wenigstens um 80 Talente dadurch schlechter wurde. Pamphus wandte alles Mögliche an, den Nachbar in Güte und Ernst von einem so fatalen Bau abzuhalten. Allein der Bauer bestand auf seinem Rechte, seinen erbeigenthümlichen Grund und Boden zu überbauen, wo und wie es ihm beliebte. Es kam also zum Prozeß. Pamphus konnte zwar nicht erweisen, daß die strittige Aussicht ein nothwendiges und wesentliches Pertinenzstück seines Gutes sei; oder, daß ihm Luft und Licht dadurch entzogen werde; oder, daß sein Großvater, der es käuflich an seine Familie gebracht, um besagter Aussicht willen nur eine Drachme mehr bezahlt habe, als das Gut nach damaligem Preise an sich selbst werth war; noch, daß ihm sein Nachbar, der Bauer, mit einiger Servitut verhaftet sei, kraft deren er ein Recht hätte, ihm den Bau niederzulegen. Allein sein Sykophant behauptete, daß die Entscheidungsgründe dieser Sache viel tiefer lägen, und aus der ersten ursprünglichen Quelle alles Eigenthums-

rechts unmittelbar geschöpft werden müßten. „Wäre die Luft nicht ein durchsichtiges Wesen,“ sagte der Sykophant: „so möchte Elysium und der Olympus selbst dem Landgute meines Prinzipals gegenüber liegen, er würde so wenig jemals davon zu sehen bekommen haben, als ob unmittelbar vor seinen Fenstern eine Mauer stünde, die bis an den Himmel reichte. Die durchsichtige Natur und Eigenschaft der Luft ist also die erste und wahre Grundursache der schönen Aussicht, die das Gut meines Prinzipals beseligt. Nun ist aber die freie durchsichtige Luft, wie Jedermann weiß, eines von den gemeinen Dingen, an welche ursprünglich alle ein gleiches Recht haben; und eben darum ist jede noch von Niemand okkupirte Portion derselben als eine Res Nullius, als eine Sache, die noch Niemandem eigenthümlich angehört, anzusehen, und wird folglich ein Eigenthum des ersten, der sie okkupirt. Seit unfürdenklichen Zeiten haben die Vorfahren meines Prinzipals an diesem Gute die dermalen im Streit verfangene Aussicht inne gehabt, besessen und genossen, von männiglichen ungehindert und unangefochten. Sie haben also die dazu erforderliche Portion der Luft wirklich mit ihren Augen okkupirt, und sie ist durch diese Okkupation sowohl, als durch einen Besitz seit unfürdenklicher Zeit, ein eigenthümlicher Theil des mehrbesagten Gutes geworden, wovon solchem nicht das Geringste entzogen werden kann, ohne die Grundgesetze aller bürgerlichen Ordnung und Sicherheit umzustoßen. — Der Senat von Abdera fand diese Gründe ganz bedenklich; es wurde lange für und wider mit großer Subtilität gestritten; und da Pamphus einige Zeit darauf in den Rath gewählt worden war, schien die Sache um so viel verwickelter, und seine Gründe von Zeit zu Zeit immer bedenklicher zu werden. Der Bauer starb endlich, ohne den Ausgang des Handels zu erleben; und seine Erben, welche zuletzt merkten, daß arme Bauersleute wie sie, gegen einen so großen Herrn als ein Rathsherr von Abdera war, nichts gewinnen könnten, ließen sich endlich von ihrem Sykophanten zu einem Vergleich bereden: vermöge dessen sie die Prozeßkosten bezahlten, und von dem Bau der strittigen Scheune um so mehr abstanden, da sie — kein Geld mehr dazu hatten, und der Prozeß von ihrem Erbgut so viel weggefressen hatte, daß sie keiner neuen Scheune mehr bedurften, um die wenigen Früchte, die ihnen noch zu bauen übrig blieben, aufzubehalten.

Nun war es zwar ziemlich klar, daß diese beiden Rechtshändel zu Entscheidung des vorliegenden sehr wenig Licht geben konnten: zumal da in keinem von beiden definitive war gesprochen worden, sondern beide durch gütlichen Vergleich ihre Endschaft erreicht hatten: allein der Rathsherr, der sie produzirte, schien auch keinen andern Gebrauch davon machen zu wollen, als dem Senat zu zeigen: daß diese beiden Händel, die sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit

des Gegenstandes als die Subtilität der Rechtsgründe sehr viele Aehnlichkeit mit dem Eselsprozeß zu haben schienen, so viele Jahre lang vor dem abderitischen kleinen Rath geführt und verhandelt worden, ohne daß sich Jemand habe beigehen lassen, an den großen Rath zu provociren, oder nur zu zweifeln, ob der kleine auch wohl Fug und Macht habe, in Sachen dieser Art zu erkennen.

Die sämmtlichen Esel unterstützten diese Meinung ihres Parteiverwandten mit desto größerm Eifer, da sie die Majora in Händen hatten, wofern die Sache vor Rath abgethan worden wäre; allein eben darum beharrten die Schatten desto hartnäckiger bei ihrem Widerspruch.

Der ganze Morgen wurde mit Streiten und Schreien zugebracht; und die Herren würden endlich (wie ihnen öfters zu begegnen pflegte) um Mittagsessenszeit unverrichteter Dinge auseinander gegangen sein, wenn eine große Anzahl gemeiner Bürger von der Schattenpartei, die sich auf Veranstaltung des Zunftmeisters Pfrieme vor dem Rathhause versammelt hatte, und durch eine Menge herbei gelaufenen Pöbels von der niedrigsten Gattung verstärkt worden war, der Sache nicht endlich den Ausschlag gegeben hätte. Die Partei des Erzpriesters legte in der Folge dem Zunftmeister zur Last, daß er geflissentlich an's Fenster getreten sei, und das Volk durch gegebene Zeichen zum Aufruhr angereizt habe. Allein die Gegenpartei leugnete diese Beschuldigung schlechterdings, und behauptete: das unziemliche Geschrei, das einige Esel auf einmal erhoben hätten, habe die unten versammelten Bürger auf die Gedanken gebracht, als ob den Herren von ihrem Anhang Gewalt geschehe, und dieser Irrthum habe den ganzen Lärm veranlaßt.

Wie dem auch sein mochte, auf einmal schallte ein brüllendes Geschrei zu den Fenstern des Rathhauses hinauf: Freiheit, Freiheit! Es lebe der Zunftmeister Pfrieme! Weg mit den Eseln! Weg mit den Jasoniden! u. s. w.

Der Archon kam an's Fenster, und gebot den Aufrührern Ruhe. Aber ihr Geschrei nahm überhand; und einige der Frechsten drohten, das Rathhaus auf der Stelle anzuzünden, wenn die Herren nicht unverzüglich aus einander gehen, und die Sache dem großen Rath und dem Volk anheimstellen würden. Etliche lose Buben und Heringsweiber drangen wirklich mit Gewalt in die benachbarten Häuser, rissen Brände von den Feuerherden, und kamen damit zurück, um den gnädigen Herren zu zeigen, daß es mit ihrer Drohung im Ernste gemeint sei.

Indessen hatte der Auflauf, der hierdurch verursacht wurde, eine Anzahl von Eseln herbeigerufen, die den Herren von ihrer Partei mit Knitteln, Feuerzangen, Fleischmessern, Mistgabeln und dem ersten dem besten, was ihnen in die Hände gefallen war, zu

Hülfe kommen wollten; und wiewohl sie von den Schatten bei weitem übermehrt waren: so trieb sie doch ihre Herzhaftigkeit und die Verachtung, womit sie die ganze Partei der Schatten ansahen, die wörtlichen Beleidigungen mit so nachdrücklichen Hieben und Stößen zu erwiedern, daß es blutige Köpfe absetzte, und das Handgemeng in wenig Augenblicken allgemein wurde.

Bei so gestalten Sachen war nun freilich in der Rathsstube nichts anders zu thun, als einhellig zu beschließen: daß man, lediglich aus Liebe zum Frieden und um des gemeinen Bestens willen, für diesesmal und citra praejudicium sich gleichwohl gefallen lassen wolle, daß der Handel wegen des Eselsschattens vor den großen Rath gebracht, und der Entscheidung desselben überlassen werden könnte.

Inzwischen war den guten Rathsherren so enge in ihrer Haut, daß sie, so bald man sich (wiewohl auf eine sehr tumultuarische Weise) zu diesem Schlusse vereinigt hatte, den Zunftmeister Pfrieme mit aufgehobenen Händen baten, sich herunter zu begeben, und das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Der Zunftmeister, dem es mächtig wohl that, die stolzen Patrizier so tief unter die Gewalt des Knieriemens gedemüthigt zu sehen, zögerte zwar nicht, ihnen diese Probe seines guten Willens und seines Ansehens bei dem Volke zu geben; aber der Tumult war schon so groß, daß seine Stimme, wiewohl eine der besten Bierstimmen von ganz Abdera, eben so wenig gehört wurde, als das Geschrei eines Schiffjungens im Mastkorbe unter dem donnernden Geheul des Sturmes und dem Brausen der zusammenprallenden Wellen. Er würde sogar in der ersten Wuth, in welche der Pöbel (der ihn nicht sogleich erkannte) bei seinem Anblick aufbrannte, seines eignen Lebens nicht sicher gewesen sein, wenn nicht glücklicher Weise der Erzpriester Agathyrsus — der diesen zufälligen Tumult für den geschicktesten Augenblick hielt, der Gegenpartei in die Flanke zu fallen — mit seinem vergoldeten Hammelsfell an einer Stange vor sich her, und mit seiner ganzen Priesterschaft hinterdrein, in eben diesem Momente herbeigekommen wäre, dem Aufruhr Einhalt zu thun; indem er dem Pöbel die Versicherung gab, daß ihnen genug gethan werden sollte, und daß er selbst der erste sei, der darauf antrage, daß die Sache vor dem großen Rath abgethan werden müsse.

Diese öffentliche Versicherung des Erzpriesters, und seine Herablassung und Leutseligkeit, zugleich mit der Ehrfurcht, die das abderitische Volk für das vergoldete Hammelsfell zu tragen gewohnt war, that eine so gute Wirkung, daß in wenig Augenblicken alles wieder ruhig war, und der ganze Markt von einem lauten: Lebe der Erzpriester Agathyrsus! erschallte. Die Verwundeten schlichen

sich ganz geruhig nach Hause, um sich ihre Köpfe verbinden zu lassen. Der übrige Troß strömte hinter dem zurückkehrenden Erzpriester her. Der Zunftmeister aber hatte den Verdruß zu sehen, daß ein großer Theil seiner sonst so treuergebenen Schatten, von der Ansteckung des übrigen Haufens hingerissen, den Triumph eines Gegners vergrößern half, und in diesem Augenblick des Taumels leicht dahin hätte gebracht werden können, allen den wilden Muthwillen, den sie kurz zuvor an ihren vermeintlichen Feinden, den Eseln, auszuüben bereit waren, nun an ihren eignen Freunden, den Schatten, auszulassen.

Neuntes Kapitel.

Politik beider Parteien. Der Erzpriester verfolgt seinen erhaltenen Vortheil. Die Schatten ziehen sich zurück. Der entscheidende Tag wird festgesetzt.

Dieser unvermuthete Vortheil, den der Erzpriester über die Schatten gewann, kränkte diese um so viel empfindlicher, da er ihnen nicht nur die Freude und Ehre des Sieges, den sie im Senat erhalten hatten, verkümmerte, sondern ihre Partei selbst merklich schwächte und ihnen überhaupt zu erkennen gab, wie wenig sie sich auf die Unterstützung eines leichtsinnigen Pöbels verlassen dürften, der von jedem Wind auf eine andere Seite geworfen wird, und selten recht weiß was er selbst will, geschweige was diejenigen mit ihm machen wollen, von denen er sich treiben läßt.

Agathyrsus, der nun das erklärte Haupt der Esel war, hatte durch seine Emissarien erfahren, daß die Gegenpartei durch nichts mehr bei der gemeinen Bürgerschaft gewonnen habe, als durch den Widerstand, den die Beschützer des Eseltreibers anfänglich thaten, da die Sache vor den großen Rath gespielt werden sollte.

Da dieser Rath aus vierhundert Männern bestand, welche als die Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft von Abdera angesehen wurden, und wovon beinahe die Hälfte wirklich bloße Krämer und Handwerksleute waren: so glaubte sich jeder gemeine Mann durch die vermeinte Absicht, die Vorrechte desselben einschränken zu wollen, persönlich beleidigt; und die Vorspielung des Zunftmeisters Pfrieme, daß es auf einen gänzlichen Umsturz ihrer demokratischen Verfassung abgezielt sei, fand desto leichter Eingang.

In der That war es auch um das, was in der abderitischen Staatseinrichtung demokratisch schien, bloßes Schattenwerk und politisches Gaukelspiel. Denn der kleine Rath, dessen zwei Drittel aus alten Geschlechtern bestanden, machte im Grunde alles, was er

wollte; und die Fälle, wo die Vierhundert zusammenberufen werden mußten, waren in dem abderitischen Grundgesetz auf solche Schrauben gesetzt, daß es beinahe gänzlich von dem Urthel des kleinen Rathes abhing, wenn und wie oft sie die Vierhundertmänner zusammenberufen wollten, um zu dem, was jener schon beschlossen hatte, ihre Beistimmung zu geben. Aber eben darum, weil dieses Vorrecht der abderitischen Gemeinen nicht sehr viel zu bedeuten hatte, waren sie desto eifersüchtiger darauf; und um so nöthiger war es, dem Volk das Gängelband zu verbergen, an welchem man es führte, indem es allein zu gehen glaubte.

Es war also ein wahrer Meisterstreich von dem Erzpriester, daß er sich nun auf einmal und in einem Augenblick, wo die Wirkung davon plötzlich und entscheidend sein mußte, dem Volk in einer Sache zu Willen erklärte, auf die es einen so hohen Werth legte. Und da er, anstatt etwas dabei zu wagen, vielmehr dadurch einen starken Riß in den Plan der Gegenpartei machte: so hatte diese letztere alle Ursache, nun auf neue Mittel und Wege zu denken, wie sie den Erzpriester und seinen Anhang wieder aus dem Vortheil heben und den günstigen Eindruck auslöschen möchte, den er auf das gemeine Volk gemacht hatte.

Die Häupter der Schatten kamen noch an selbigem Abend in dem Hause der Dame Salabanda zusammen und beschlossen: daß man, anstatt die Ernennung eines nahen Tages zur Zusammenberufung der Vierhundert bei dem Archon zu betreiben, sich vielmehr (falls es nöthig sein sollte) verwenden wolle, solche zu verzögern, um dem Volke Zeit zu geben, sich wieder abzukühlen. Inzwischen wollte man die Bürgerschaft unter der Hand und mit aller Gelassenheit zu überzeugen suchen: wie thöricht sie wären, sich von dem Erzpriester und seinen Miteseln als etwas Verdienstliches anrechnen zu lassen, was doch nichts weniger als guter Wille, sondern bloße gezwungene Folge ihrer Schwäche sei. Wenn die Esel es in ihrer Gewalt gehabt hätten, die Sache dem großen Rath aus den Händen zu reißen, so würden sie es gethan und sich wenig darum bekümmert haben, ob es dem Volke lieb oder leid sei. Dieser plötzliche Absprung von ihrem vorigen stadtkundigen Betragen sei ein allzu grober Kunstgriff, die Volkspartei zu trennen, als daß man sich dadurch betrügen lassen könne. Vielmehr habe man um desto mehr Ursache, auf seiner Hut zu sein, da es augenscheinlich darauf abgesehen sei, das Volk durch süße Worte einzuschläfern und unvermerkt dahin zu bringen, daß es unwissender Weise ein Werkzeug seiner eigenen Unterdrückung werde.

Der Oberpriester Strobylus, der bei dieser Berathschlagung zugegen war, billigte zwar alles, was man thun könnte, um das Ansehen seines Nebenbuhlers bei der Bürgerschaft zu vermindern

und seine Absichten verdächtig zu machen. „Allein ich zweifle sehr,“ setzte er hinzu, „daß wir die gehofften Früchte davon erleben werden. Ich bereite ihm aber eine andere und schärfere Lauge zu, die desto besser wirken wird, wenn sie ihm ganz unversehens über den Kopf kommt. Es ist noch nicht Zeit, mich deutlicher zu erklären. Laßt mich nur machen! Mag er sich doch eine Weile mit der Hoffnung schmeicheln, den Priester Strobylus im Triumph hinter sich herzuschleppen! Die Freude soll ihm übel versalzen werden, darauf verlaßt euch. Inzwischen wenn wir, wie ich hoffe, ehrlich an einander sind, und wenn es uns Ernst ist, den Sieg über unsere Feinde zu erhalten, so müssen wir reinen Mund über das halten, was ich euch von meinem geheimen Anschlag habe merken lassen und seiner Zeit davon entdecken werde. Agathyrsus muß sicher gemacht werden. Er muß glauben, daß wir nur noch mit einem Flügel schlagen und daß alle unsere Hoffnung auf unserem Vertrauen, das Uebergewicht im großen Rathe zu machen, beruht.“ — Jedermann fand, daß der Oberpriester die Sache sehr richtig gefaßt habe, und die Gesellschaft trennte sich, sehr neugierig, was das wohl für ein Anschlag sein könne, den er gegen den Erzpriester in Petto behalte, aber auch sehr überzeugt, daß, wenn es auf den Sturz des Letzteren abgesehen sei, die Sache in keine bessere, als in des Priesters Strobylus Hände gestellt werden könne.

Agathyrsus ermangelte inzwischen nicht, aus dem kleinen Siege, den er durch eine ihm eigene Gegenwart des Geistes zu so gelegener Zeit über seine Gegner erhalten hatte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Er hatte unter den Haufen gemeinen Volks, der ihn bis in den Vorhof des erzpriesterlichen Palastes begleitete, Brod und Wein austheilen lassen, bevor er sie mit einer ernstlichen Vermahnung, ruhig zu sein, wieder nach Hause gehen ließ; wo sie nun vom Lobe seiner Person, seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit gegen ihre Nachbarn und Bekannten überflossen. Aber, wiewohl er den Geist der Republiken zu gut kannte, um die Gunst des Pöbels für nichts zu achten, so wußte er doch wohl, daß er damit noch nicht viel gewonnen hatte. Das Nothwendigste war, sich der Zuneigung des größten Theils der Vierhundert gänzlich zu versichern, theils weil jetzt auf diese alles ankam, theils weil man, wenn sie einmal gewonnen waren, mehr Staat auf sie machen konnte, als auf das übrige Volk. Er hatte zwar bereits einen ansehnlichen Anhang unter ihnen; aber außer einer Anzahl erklärter und eifriger Schatten, mit denen er sich nicht einlassen mochte, befanden sich noch sehr viele — und sie bestanden meistens aus den Vermöglichsten und Angesehensten von der Bürgerschaft — die sich entweder noch gar nicht erklärt hatten, oder nur darum gegen die Partei der Schatten hinneigten, weil ihnen die Häupter der Gegenpartei als herrschsüchtige, gewalt-

thätige Leute beschrieben worden waren, die diese ganze lächerliche Onoskiamachie blos darum angezettelt hätten, um die Stadt in Verwirrung zu setzen, und die Unruhen, wovon sie selbst die Urheber wären, zum Vorwand und zu Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Absichten zu gebrauchen.

Diese Leute auf seine Seite zu bringen, schien ihm nun eben so leicht, als es für den Triumph seiner Partei entscheidend war. Er ließ sie alle noch an selbigem Abend zu Gaste bitten. Die meisten erschienen; und der Erzpriester, der eine besondere Gabe hatte, seiner Politik einen Firniß von Offenheit und aufrichtigem Wesen anzustreichen, machte ihnen kein Geheimniß daraus, daß er sie zu sich gebeten habe, um mit Hülfe so braver und verständiger Männer die Vorurtheile zu zerstreuen, die, wie er hörte, der Bürgerschaft wider ihn beigebracht worden. „Daß man," sagte er, „in dem Handel zwischen einem Eseltreiber und einem Zahnarzt, und in einem Handel, wo es blos um den Schatten eines Esels zu thun sei, einen Mann seines Standes zum Haupt einer Partei machen wolle, komme ihm allzu lächerlich vor, als daß er sich jemals einfallen lassen werde, eine so alberne Beschuldigung von sich abzulehnen. Indessen sei der arme Anthrax ein Schutzverwandter des Jasontempels, und er habe ihm also nicht versagen können, sich seiner, so weit als es die Gerechtigkeit erfordere, anzunehmen. Ohne die bekannte auffahrende Hitze des Zunftmeisters Pfrieme, der sich etwas unzeitig zum Sachwalter des Zahnarztes aufgeworfen — nicht weil dieser Recht habe, sondern blos weil er bei den Schustern zünftig sei, würde eine so unbedeutende Sache unmöglich zu solcher Weitläufigkeit gekommen sein. Sei aber einmal ein Feuer angezündet, so fänden sich immer Leute, denen damit gedient sei, es anzublasen und zu nähren. Er seines Orts habe sich immer zum Gesetz gemacht, sich in nichts zu mischen, das ihn nichts angehe. Daß er sich aber dazu verwendet habe, den gefährlichen Tumult, der diesen Morgen von den Anhängern des Zunftmeisters vor dem Rathhause erregt worden, durch seine Dazwischenkunft und gütliche Zureden zu stillen, werde ihm hoffentlich von keinem Billigdenkenden als eine ungeziemende Anmaßung, sondern vielmehr als die That eines guten Bürgers und Patrioten ausgelegt werden; zumal, da es dem Charakter eines Priesters immer anständiger sei, Friede zu machen und Unordnungen zu verhüten, als Oel in's Feuer zu gießen, wie von manchen bekannt sei, die er nicht zu nennen nöthig habe. Im Uebrigen leugne er nicht, daß er — da die Sache mit dem Eselsschatten nun einmal in erster Instanz verdorben worden und zu einem Handel erwachsen sei, an welchem ganz Abdera Antheil zu nehmen sich gleichsam genöthigt sehe — immer gewünscht habe, daß die Sache je bälder je lieber vor den großen Rath gebracht würde,

nicht sowohl, damit der arme Anthrax die gebührende Genugthuung erhalte (wiewohl nicht zu zweifeln sei, daß ihm solche bei dieser hohen Gerichtsstelle keineswegs werde versagt werden), als damit der zügellose Muthwille der Sykophanten endlich einmal durch irgend ein angemessenes Gesetz eingeschränkt und dergleichen Händeln, die der Stadt Abdera zu schlechter Ehre gereichten, für's künftige nach Möglichkeit vorgebaut werden möchte."

Agathyrsus brachte alles dies mit so vieler Gelassenheit und Mäßigung vor, daß seine Gäste sich nicht genug über die Ungerechtigkeit derjenigen verwundern konnten, welche einen so gut denkenden Herrn zum vornehmsten Anstifter dieser Unruhen hätten machen wollen. Sie hielten sich nun alle von dem Gegentheil vollkommen überzeugt, und es gelang ihm in wenigen Stunden, diese wackern Leute, ohne daß sie es selbst merkten, und indem sie noch immer ganz unparteiisch zu sein glaubten, zu so guten Eseln zu machen, als es vielleicht in Abdera gab; zumal, nachdem die vortrefflichen Weine, womit er sie bei der Abendmahlzeit beträufte, jeden Schatten des Mißtrauens vollends ausgelöscht und jede Seele zur Empfänglichkeit aller Eindrücke, die er ihnen geben wollte, geöffnet hatten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Schritt des Agathyrsus die Gegenpartei nicht wenig beunruhigen mußte. Da die Revolution, welche unter demjenigen Theil der Bürgerschaft, der bisher gleichgültig geblieben war, dadurch bewirkt worden, bald darauf sehr merklich zu werden anfing, und alle Batterien, die man mit verdoppeltem Eifer dagegen spielen ließ, nicht nur ohne Wirkung blieben, sondern gerade die gegentheilige Wirkung thaten, und die Uebelgesinntheit der Schatten durch die Vergleichung mit der Mäßigung und den patriotischen Gesinnungen des Prälaten nur desto auffallender machten: so würden die besagten Schatten äußerst verlegen gewesen sein, was sie anfangen wollten, um ihrer beinahe ganz gesunkenen Partei wieder einen Schwung zu geben, wenn der Priester Strobylus sie nicht bei Muth erhalten und versichert hätte, daß er, sobald der Gerichtstag festgesetzt sein würde, dem kleinen Jason (wie er ihn zu nennen pflegte) ein Gewitter über den Hals schicken wolle, dessen er sich mit aller seiner Schlauheit gewiß nicht versehen und wodurch die Sache sogleich ein ganz anderes Aussehen gewinnen werde.

Die Schatten schienen sich nun so ruhig zu halten, daß Agathyrsus und sein Anhang diese anscheinende Niedergeschlagenheit ihrer Geister sehr wahrscheinlich der wenigen Hoffnung zuschreiben konnten, welche ihnen nach dem über sie erhaltenen zweifachen Vortheil übrig blieb. Sie verdoppelten daher ihre Bemühungen bei dem Archon Onolaus (dessen Sohn ein vertrauter Freund des Erz-

priesters und einer der hitzigsten Esel war), einen nahen Tag zur Versammlung des großen Raths anzuberaumen; und sie erhielten endlich durch ihr ungestümes Anhalten, daß diese Feierlichkeit auf den sechsten Tag nach der letzten Rathssitzung festgestellt wurde.

Diejenigen, welche die Weisheit eines Plans oder einer genommenen Maßregel nach dem Erfolg zu beurtheilen pflegen, werden vielleicht die Sicherheit des Erzpriesters bei der plötzlichen Unthätigkeit seiner Gegenpartei eines Mangels an Klugheit und Vorsicht beschuldigen, von welchem wir ihn allerdings nicht gänzlich freisprechen können. Wir leugnen es nicht, es würde behutsamer von ihm gewesen sein, diese Unthätigkeit vielmehr irgend einem wichtigen Streich, über welchem sie in der Stille brüteten, als einem zu Boden gesunkenen Muthe zuzuschreiben. Allein es war einer von den Fehlern dieses Jasoniden, daß er aus allzu lebhaftem Gefühl seiner eigenen Stärke seine Gegner immer mehr verachtete, als die Klugheit erlaubte. Er handelte fast immer wie einer, der es nicht die Mühe werth hält zu berechnen, was ihm seine Feinde schaden können, weil er sich überhaupt bewußt ist, daß es ihm nie an Mitteln fehlen werde, das Aergste, was sie ihm thun können, von sich abzutreiben. Indessen ist doch in gegenwärtigem Falle zu vermuthen, daß tausend andere an seinem Platz und bei so günstigen Anscheinungen, eben so gedacht und, wie er, geglaubt hätten, sehr wohl daran zu thun, wenn sie sich den guten Willen ihrer neuen Freunde zu Nutze machten, bevor er wieder erkaltete, und ihren Feinden keine Zeit ließen, wieder zu sich selbst zu kommen.

Daß der Erfolg seiner Erwartung nicht gemäß war, kam von einem Streich des Priesters Strobylus her, den er mit aller seiner Klugheit nicht voraussehen konnte; und der, so sehr er auch in dem Charakter dieses Mannes gegründet sein mochte, doch so beschaffen war, daß man nur durch die unmittelbare Erfahrung dahin gebracht werden konnte, ihn dessen für fähig zu halten.

Zehntes Kapitel.

Was für eine Mine der Priester Strobylus gegen seinen Kollegen springen läßt. Zusammenberufung der Zehnmänner. Der Erzpriester wird vorgeladen, findet aber Mittel, sich sehr zu seinem Vortheil aus der Sache zu ziehen.

Tages vorher, ehe der Prozeß über den Eselsschatten, der seit einigen Wochen die unglückliche Stadt Abdera in so weit aussehende Unruhen gestürzt hatte, vor dem großen Rath entschieden werden sollte, kam der Oberpriester Strobylus mit zwei anderen Priestern

der Latona und verschiedenen Personen aus dem Volke, in großer Gemüthsbewegung und Eilfertigkeit früh Morgens zu dem Archon Onolaus, um Seiner Gnaden ein Wunderzeichen zu berichten, welches (wie man die höchste Ursache habe zu fürchten) die Republik mit irgend einem großen Unglück bedrohe.

Es hätten nämlich schon in der ersten und zweiten Nacht vor dieser letztern einige zum Latonentempel gehörige Personen zu hören geglaubt, daß die Frösche des geheiligten Teiches, anstatt des gewöhnlichen Wreckeckek Koax Koax, welches sie sonst mit allen andern natürlichen Fröschen, und selbst mit denen in den stygischen Sümpfen (wie aus dem Aristophanes zu ersehen) gemein hätten, ganz ungewöhnliche und klägliche Töne von sich gegeben, wiewohl besagte Leute sich nicht getraut, so nahe hinzuzugehen, um solche genau unterscheiden zu können. Auf die Anzeige, die ihm, dem Oberpriester, gestern Abends hievon gemacht worden, habe er die Sache wichtig genug gefunden, um mit seiner untergebenen Priesterschaft die ganze Nacht bei dem geheiligten Teiche zuzubringen. Bis gegen Mitternacht habe die tiefste Stille auf demselben geruht; allein um besagte Zeit habe sich plötzlich ein dumpfes, unglückweissagendes Getön aus dem Teiche erhoben; und da sie näher hinzugetreten, hätten sie insgesammt die Töne: Weh! Weh! Pheu! Elelelelelеu! ganz deutlich unterscheiden können. Dieses Wehklagen habe eine ganze Stunde lang gedauert, und sei, außer den Priestern, noch von allen denen gehört worden, die er als Zeugen eines so unerhörten und höchst bedenklichen Wunders mit sich gebracht habe. Da nun gar nicht zu bezweifeln sei, daß die Göttin ihr bisher geliebtes Abdera durch dieses drohende und wundervolle Anzeichen vor irgend einem bevorstehenden großen Unglück habe warnen, oder vielleicht zur Untersuchung und Bestrafung irgend eines noch unentdeckten Frevels auffordern wollen, der den Zorn der Götter auf die ganze Stadt ziehen könnte: so wolle er, kraft seines Amtes und im Namen der Latona, Seine Gnaden hiemit ersucht haben, das Kollegium der Zehnmänner unverzüglich zusammen berufen zu lassen, damit die Sache ihrer Wichtigkeit gemäß erwogen und die weiteren Vorkehrungen, die ein solcher Vorfall erfordere, getroffen werden könnten.

Der Archon, der in dem Ruf war, sich in Absicht der geheiligten Frösche ziemlich stark auf die freien Meinungen des Demokritus zu neigen, schüttelte bei diesem Vortrag den Kopf und stand eine Weile, ohne den Priestern eine Antwort zu geben. Allein der Ernst, womit diese Herren die Sache vorbrachten, und der seltsame Eindruck, den solche bereits auf die gegenwärtigen Personen aus dem Volke gemacht zu haben schien, ließen ihn leicht voraussehen, daß in wenig Stunden die ganze Stadt von diesem vorgeblichen Wunder voll sein und in schreckenvolle Ahndungen gesetzt werden würde, bei welchen

ihm nicht erlaubt sein würde, gleichgültig zu bleiben. Es war ihm also nichts übrig, als sogleich in Gegenwart der Priester den Befehl zu geben, daß die Zehnmänner sich wegen eines außerordentlichen Vorfalls binnen einer Stunde in dem Tempel der Latona versammeln sollten.

Inzwischen hatte, durch Veranstaltung des Oberpriesters, das Gerücht von einem furchtbaren Wunderzeichen, welches seit drei Nächten in dem Haine der Latona gehört werde, sich bereits durch ganz Abdera verbreitet. Die Freunde des Erzpriesters Agathyrsus, die nicht so einfältig waren, sich durch solches Gaukelwerk täuschen zu lassen, wurden dadurch erbittert, weil sie nicht zweifelten, daß irgend ein böser Anschlag gegen ihre Partei darunter verborgen liege. Verschiedene junge Herren und Damen von der ersten Klasse affektirten über das vorgegebene Wunder zu spotten, und machten Partieen, in der nächsten Nacht der neumodischen Trauermusik im Froschteich der Latona beizuwohnen. Aber auf das gemeine Volk und auf einen großen Theil der Vornehmern, die in Sachen dieser Art allenthalben gemeines Volk zu sein pflegen, machte die Erfindung des Oberpriesters ihre vollständige Wirkung. Das Pheu, Pheu, Eleleleleleu der Latonenfrösche unterbrach auf einmal alle bürgerliche und häusliche Beschäftigungen. Alte und Junge, Weiber und Kinder liefen auf den Gassen zusammen und forschten mit erschrockenen Gesichtern nach den Umständen des Wunders. Und da beinahe ein jedes die Sache aus dem eigenen Munde der ersten Zeugen gehört haben wollte, und der Eindruck, den man dergleichen Erzählungen auf die Zuhörer machen sieht, eine natürliche Anreizung für den Erzähler zu sein pflegt, immer etwas, das die Sache interessanter macht, hinzuzuthun: so wurde das Wunder in weniger als einer Stunde in den verschiedenen Gegenden der Stadt mit so furchtbaren Umständen gefüttert, daß den Leuten beim bloßen Hören die Haare zu Berge standen. Einige versicherten, die Frösche, als sie den fatalen Gesang angestimmt, hätten Menschenköpfe aus dem Teiche emporgereckt; andere, daß sie ganz feurige Augen von der Größe einer Wallnuß gehabt hätten; noch andere, daß man zu eben der Zeit allerlei fürchterliche Gespenster, ungeheure heulende Töne von sich gebend, im Hain umherfahren gesehen; wieder andere, daß es bei hellem Himmel ganz erschrecklich über den Teich geblitzt und gedonnert habe; und endlich betheuerten einige Ohrenzeugen, daß sie ganz deutlich die Worte: Weh dir Abdera! zu wiederholtenmalen hätten unterscheiden können. Kurz, das Wunder wurde, wie gewöhnlich, immer größer, je weiter es sich fortwälzte, und fand desto mehr Glauben, je ungereimter, widersprechender und unglaublicher die Berichte waren, die davon gegeben wurden. Und da man bald die Zehnmänner zu einer ungewöhnlichen Zeit in großer Hast

und mit bedeutungsvollen Gesichtern dem Tempel der Latona zueilen sah: so zweifelte nun Niemand mehr, daß Begebenheiten von der größten Wichtigkeit in dem Becher des abderitischen Schicksals gemischt würden, und die ganze Stadt schwebte in zitternder Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Kollegium der Zehnmänner war aus dem Archon, den vier ältesten Rathsherren, den zwei ältesten Zunftmeistern, dem Oberpriester der Latona und zwei Vorstehern des geheiligten Teiches zusammengesetzt, und stellte das ehrwürdigste unter allen abderitischen Tribunalien vor. Alle Sachen, bei denen die Religion von Abdera unmittelbar betroffen war, standen unter seiner Gerichtsbarkeit, und sein Ansehen war beinahe unumschränkt.

Es ist eine alte Bemerkung, daß verständige Leute durch's Alter gewöhnlich weiser, und Narren mit den Jahren immer alberner werden. Ein abderitischer Nestor hatte daher selten viel dadurch gewonnen, daß er zwei oder drei neue Generationen gesehen hatte; und so konnte man ohne Gefahr voraussetzen, daß die Zehnmänner von Abdera, im Durchschnitt genommen, den Ausschuß der blödesten Köpfe in der ganzen Republik ausmachten. Die guten Leute waren so bereitwillig, die Erzählung des Oberpriesters für eine Thatsache, die gar keinem Einwurf ausgesetzt sein könne, anzunehmen, daß sie die Abhörung der Zeugen für eine bloße Formalität anzusehen schienen, womit man so schnell als möglich fertig zu werden suchen müsse. Da nun Strobylus die Herren von der Richtigkeit des Wunders schon zum voraus so wohl überzeugt fand, so glaubte er um so weniger zu wagen, wenn er ohne Zeitverlust zu demjenigen fortschritte, weswegen er sich die Mühe genommen, die ganze Fabel zu erfinden.

„Von dem ersten Augenblicke an," sagte er, „da meine eigenen Ohren Zeugen dieses Wunderzeichens gewesen sind, welches, wie ich wohl sagen kann, in den Jahrbüchern von Abdera niemals seines gleichen gehabt hat, stieg der Gedanke in mir auf, daß es eine Warnung der Göttin sein könnte vor den Folgen ihrer Rache, die wegen irgend eines geheimen unbestraften Verbrechens über unsern Häuptern schweben möchte; und dieses setzte mich in die Nothwendigkeit, des Archons Gnaden zu gegenwärtiger Versammlung des sehr ehrwürdigen Zehnmännergerichts zu veranlassen. Was damals blos Vermuthung war, hat sich seit einer einzigen Stunde zur Gewißheit aufgeklärt. Der Frevler ist bereits entdeckt und das Verbrechen durch Augenzeugen erweislich, gegen deren Wahrhaftigkeit um so weniger einiger Zweifel vorwaltet, da der Thäter ein Mann von zu großem Ansehen ist, als daß etwas geringeres als die Furcht der Götter Leute von gemeinem Stande dahin bringen könnte, als Zeugen wider ihn aufzutreten. Sollten Sie es jemals für möglich ge-

halten haben, Hochgeachtete Herren, daß Jemand mitten unter uns verwegen genug sein könne, unseren uralten, von den ersten Stiftern unserer Stadt auf uns angeerbten und durch so viele Jahrhunderte unbefleckt erhaltenen Gottesdienst und dessen Gebräuche und heilige Dinge zu verachten, und, ohne Ehrerbietung weder für die Gesetze noch den gemeinen Glauben und die Sitten unserer Stadt, muthwilliger Weise zu mißhandeln, was uns allen heilig und ehrwürdig ist? Mit einem Wort, können Sie glauben, daß ein Mann mitten in Abdera lebt, der, dem Buchstaben des Gesetzes zu Trotz, Störche in seinem Garten unterhält, die sich täglich mit Fröschen aus dem Teiche der Latona und andern geheiligten Teichen füttern?"

Erstaunen und Entsetzen drückte sich bei diesen Worten auf jedem Gesichte aus. Wenigstens mußte der Archon, um nicht der einzige zu sein, der die Ausnahme machte, sich eben so bestürzt anstellen, als es seine übrigen Kollegen wirklich waren. „Ist's möglich," schrieen drei oder vier von den Aeltesten zugleich, „und wer kann der Bösewicht sein, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hat?

„Verzeihen Sie mir," erwiederte Strobylus, „wenn ich Sie bitte, diesen harten Ausdruck zu mildern. Ich meines Orts will lieber glauben, daß nicht Gottlosigkeit, sondern bloßer Leichtsinn, und was man heut zu Tage, zumal seit Demokritus sein Unkraut unter uns ausgestreut hat, Philosophie zu nennen pflegt, die Quelle dieser anscheinenden Verachtung unserer heiligen Gebräuche und Ordnungen sei. Ich will und muß dies um so mehr glauben, da der Mann, der des besagten Frevels durch das einhellige Zeugniß von mehr als sieben glaubwürdigen Personen überwiesen werden kann, selbst ein Mann von geheiligtem Stande, selbst ein Priester, mit einem Wort, da es der Jasonide Agathyrsus ist."

„Agathyrsus?" riefen die erstaunten Zehnmänner aus einem Munde. Drei oder vier von ihnen erblaßten und schienen verlegen zu sein, einen Mann von solcher Bedeutung, und mit dessen Hause sie immer in gutem Vernehmen gestanden, in einen so schlimmen Handel verwickelt zu sehen.

Strobylus ließ ihnen keine Zeit, sich zu erholen. Er befahl, die Zeugen hereinzurufen. Sie wurden einer nach dem andern abgehört, und es ergab sich, daß Agathyrsus allerdings seit einiger Zeit zwei Störche in seinen Gärten unterhielt, daß man sie öfters über dem geheiligten Teiche schweben, und wirklich einen seiner quakenden Bewohner, der sich eben am Ufer sonnen wollte, die Beute derselben werden gesehen habe.

Wiewohl nun hierdurch die Wahrheit der Beschuldigung außer allen Zweifel gesetzt schien, so glaubte der Archon Onolaus dennoch, daß es der Klugheit gemäß sein würde, zu Verhütung unangenehmer Folgen, mit einem Manne, wie der Erzpriester Jasons, säuber-

lich zu verfahren. Er trug also darauf an, daß man sich begnügen sollte, ihm von Seiten der Zehnmänner freundlich bedeuten zu lassen: „Man sei geneigt, für diesmal zu glauben, daß die Sache, worüber man sich zu beklagen habe, ohne sein Vorwissen geschehen sei; man verspreche sich aber von seiner bekannten billigen Denkart, daß er keinen Augenblick Anstand nehmen werde, die verbrecherischen Störche an die Vorsteher des heiligen Teiches auszuliefern, und den Zehnmännern sowohl, als der ganzen Stadt, hiedurch eine gefällige Probe seiner Achtung gegen die Gesetze und religiösen Gebräuche seiner Vaterstadt zu geben.“

Drei Stimmen von neun bekräftigten den Antrag des Archon: aber Strobylus und die übrigen setzten sich mit großem Eifer dagegen. Sie behaupteten: außerdem, daß es auf keine Weise zu billigen sei, eine so übermäßige Gelindigkeit gegen einen Bürger von Abdera zu gebrauchen, der eines Verbrechens von solcher Schwere überwiesen sei, so erfordere auch die Gerichtsordnung, daß man ihn nicht eher verurtheilte, ehe er gehört und zur Verantwortung gelassen worden. Strobylus trug also darauf an: daß der Erzpriester vorgeladen werden sollte, unverzüglich vor den Zehnmännern zu erscheinen und sich auf die wider ihn angebrachte Klage zu verantworten; und dieser Antrag ging, Einwendens ungeachtet, mit sechs Stimmen gegen vier durch. Der Erzpriester wurde also mit allen in solchen Fällen üblichen Förmlichkeiten vorgeladen.

Agathyrsus war nicht unvorbereitet, als die Abgeordneten der Zehnmänner in seinem Hause erschienen. Nachdem er sie über eine Stunde hatte warten lassen, wurden sie endlich in einen Saal geführt, wo der Erzpriester, in seinem ganzen Ornate, auf einem erhöhten elfenbeinernen Lehnstuhl sitzend, das stotternde Anbringen ihres Worthalters mit großer Gelassenheit anhörte. Als sie damit fertig waren, winkte er mit der Hand einem Bedienten, der seitwärts hinter seinem Stuhle stand. „Führe die Herren,“ sagte er zu ihm, „in die Gärten, und zeige ihnen die Störche, von denen die Rede ist, damit sie ihren Prinzipalen sagen können, daß sie solche mit eigenen Augen gesehen haben; hernach bringe sie wieder hieher.“ Die Abgeordneten machten große Augen; aber die Ehrfurcht vor dem Erzpriester band ihre Zungen, und sie folgten dem Diener stillschweigend und als Leute, denen nicht ganz wohl bei der Sache war. Als sie wieder zurückgekommen, fragte sie Agathyrsus: ob sie die Störche gesehen hätten? und da sie insgesammt mit Ja geantwortet hatten, fuhr er fort: „Nun so geht, macht dem sehr ehrwürdigen Gericht der Zehnmänner mein Kompliment, und sagt denen, die euch geschickt haben, ich lasse ihnen wissen, daß diese Störche, wie alles Uebrige, was in dem Umfange des Jasontempels lebt, unter Jasons Schutze stehen, und daß ich die Anmaßung, einen Erzpriester

dieses Tempels vorzuladen und nach den abderitischen Gesetzen richten zu wollen, sehr lächerlich finde." Und damit winkte er ihnen, sich wegzubegeben.

Diese Antwort — deren sich die Zehnmänner um so mehr hätten versehen sollen, da ihnen nicht unbekannt sein konnte, daß der Jasontempel mit seiner Priesterschaft von der Gerichtsbarkeit der Stadt Abdera gänzlich befreit war — setzte sie in eine unbeschreibliche Verlegenheit; und der Oberpriester Strobylus gerieth darüber in einen so heftigen Zorn, daß er vor Wuth gar nicht mehr wußte, was er sagte, und endlich damit endigte, der ganzen Republik den Untergang zu drohen, wofern dieser unleidliche Stolz eines kleinen aufgeblasenen Pfaffen, der (wie er sagte) nicht einmal als ein öffentlicher Priester anzusehen sei, nicht gedemüthigt, und der beleidigten Latona die vollständigste Genugthuung gegeben werde.

Allein der Archon und seine drei Rathsherren erklärten sich: daß Latona (für deren Frösche sie übrigens alle schuldige Ehrerbietung hegten) nichts damit zu thun habe, wenn die Zehnmänner die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit überschritten. „Ich hab' euch's vorhergesagt," sprach der Archon; „aber ihr wolltet nicht hören. Würde mein Vorschlag angenommen worden sein, so bin ich gewiß, der Erzpriester hätte uns eine höfliche und gefällige Antwort gegeben, denn ein gut Wort findet eine gute Statt. Aber der ehrwürdige Oberpriester glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinen alten Groll an dem Erzpriester auszulassen; und nun zeigt es sich, daß er und diejenigen, die sich von seinem unzeitigen Eifer hinreißen ließen, dem Gerichte der Zehnmänner einen Schandfleck zugezogen haben, den alles Wasser des Hebrus und Nestus in hundert Jahren nicht wieder abwaschen wird. Ich gestehe es (setzte er mit einer Hitze hinzu, die man in vielen Jahren nicht an ihm wahrgenommen hatte), ich bin es müde, der Vorsteher einer Republik zu sein, die sich von Eselsschatten und Fröschen zu Grunde richten läßt, und ich bin sehr gesonnen, mein Amt, ehe es Morgen wird, niederzulegen; aber so lange ich es noch trage, Herr Oberpriester, sollt ihr mir für jede Unordnung haften, die von diesem Augenblick an auf den Straßen von Abdera entstehen wird." Und mit diesen Worten, die mit einem sehr ernstlichen Blick auf den betroffenen Strobylus begleitet waren, begab sich der Archon mit seinen drei Anhängern hinweg und ließ die übrigen in sprachloser Bestürzung zurück.

„Was ist nun anzufangen," sagte endlich der Oberpriester, den die Wendung, die das Werk seiner Erfindung wider alles Vermuthen genommen hatte, nicht wenig zu beunruhigen anfing; „was ist nun zu thun, meine Herren?"

„Das wissen wir nicht," sagten die beiden Zunftmeister und der

vierte Rathsherr, und gingen ebenfalls davon, so daß Strobylus mit den zwei Vorstehern des geheiligten Teiches allein blieben, und nachdem sie eine Zeit lang alle drei zugleich gesprochen hatten, ohne selbst recht zu wissen, was sie sagten, endlich des Schlusses eins wurden: förderſamst bei dem einen der Vorsteher — die Mittagsmahlzeit einzunehmen, und sodann mit ihren Freunden und Anhängern zu Rathe zu gehen, wie sie es nun anzufangen hätten, um die Bewegung, worein das Volk diesen Morgen gesetzt worden war, auf einen Zweck zu lenken, der den Sieg ihrer Partei entscheiden könnte.

Eilftes Kapitel.

Agathyrsus beruft seine Anhänger zusammen. Substanz seiner Rede an sie. Er ladet sie zu einem großen Opferfeste ein. Der Archon Onolaus will sein Amt niederlegen. Unruhe der Partei des Erzpriesters über dieses Vorhaben. Durch was für eine List sie solches vereiteln.

Inzwischen ließ Agathyrsus, sobald die Abgeordneten der Zehnmänner sich wieder wegbegeben, unverzüglich die Vornehmsten von seinem Anhang im Rath und unter der Bürgerschaft, nebst allen Jasoniden, zu sich berufen. Er erzählte ihnen, was ihm so eben auf Anstiften des Priesters Strobylus mit den Zehnmännern begegnet war, und stellte ihnen vor, wie nothwendig es nun für das Ansehen ihrer Partei sowohl, als für die Ehre und selbst für die Erhaltung der Stadt Abdera sei, die Anschläge dieses ränkevollen Mannes zu vereiteln, und dem Volke, welches er durch die lächerliche Fabel von der Weheklage der Latonenfrösche in Unruhe gesetzt, wieder einen entgegengesetzten Stoß zu geben. Es falle einem Jeden von selbst in die Augen, daß Strobylus dieses armselige Märchen nur deswegen ersonnen habe, um die eben so ungereimte, aber wegen der abergläubischen Vorurtheile des Volks desto gefährlichere Anklage, die er gegen ihn, den Erzpriester, bei den Zehnmännern angebracht, vorzubereiten, und eine wichtige, die Wohlfahrt der ganzen Republik betreffende Sache daraus zu machen. Aber auch dies sei im Grunde doch nur ein Mittel, wozu er in der Verzweiflung gegriffen habe, um seiner darnieder gesunknen Partei wieder auf die Füße zu helfen, und von den Bewegungen, welche in der Stadt dadurch erregt worden, bei der bevorstehenden Entscheidung des Eselsschattenhandels Vortheil zu ziehen. Weil nun aus eben diesem Grunde leicht vorauszusehen sei, daß der unruhige Priester aus dem, was diesen Morgen mit den Zehnmännern vorgegangen, neuen Stoff hernehmen werde, ihn, den Erzpriester, bei dem Volke verhaßt zu machen, und

im Nothfalle wohl gar einen abermaligen noch gefährlichern Aufstand zu erregen: so habe er für nöthig gehalten, seine und des gemeinen Wesens zuverlässigste Freunde in den Stand zu setzen, dem Volke und allen, die dessen bedürften, richtigere Begriffe von dem heutigen Vorgang und dessen allenfallsigen Folgen geben zu können. Was also die Störche anbelange, so wären solche ohne sein Zuthun von selbst gekommen, und hätten sich auf einen Baum seines Gartens ein Nest gebaut. Er habe sich nicht für berechtigt gehalten, sie darin zu stören, theils weil die Störche seit undenklichen Zeiten bei allen gesitteten Völkern im Besitz einer Art von geheiligtem Gastrechte stünden, theils weil die Freiheit des Jasontempels und der Schutz dieses Gottes alle lebende und leblose Dinge angehe, die sich in dem Umfang seiner Mauern befänden. Das Gesetz, wodurch die Zehnmänner vor einigen Jahren die Störche aus dem Gebiet von Abdera verwiesen hätten, gehe ihn nichts an, indem die Gerichtsbarkeit dieses Tribunals sich nur über dasjenige erstrecke, was auf den Dienst der Latona und die Gebräuche desselben Bezug habe. Und überhaupt sei bekannt, daß der Jasontempel nur in so ferne mit der Republik in Verbindung stehe, als sich diese bei dessen Stiftung öffentlich verbindlich gemacht, ihn gegen alle gewaltsamen Unternehmungen einheimischer oder auswärtiger Feinde zu beschützen, übrigens von allem Gerichtszwang der abderitischen Tribunalien, und von aller Oberherrlichkeit der Republik selbst, vollkommen und auf ewig befreit sei. Er habe also, indem er die unbefugte Vorladung von sich abgewiesen, nichts gethan, als was seine Würde von ihm erfordert; die Zehnmänner hingegen hätten durch diesen unbesonnenen Schritt, wozu die Mehrheit derselben von dem Priester Strobylus verleitet worden, ihn in den Fall gesetzt, von der Republik wegen einer so groben Verletzung seiner erzpriesterlichen Vorrechte, im Namen Jasons und aller Jasoniden die strengste und vollständigste Genugthuung zu fordern. Die Sache wäre von wichtigern Folgen, als die Anhänger des Zunftmeister Pfrieme und Strobylus mit seinen Froschpflegern sich vielleicht vorstellten. Das goldne Vließ, welches die Jasoniden als ihr wichtigstes Erbgut in diesem Tempel aufbewahrten, wäre seit Jahrhunderten als das Palladium von Abdera betrachtet und verehrt worden. Die Abderiten hätten sich also wohl vorzusehen, keine Schritte zu thun noch zuzulassen, wodurch sie vielleicht durch eigne Schuld desjenigen beraubt werden könnten, an welches nach einem uralten und zur Religion gewordnen Glauben das Schicksal und die Erhaltung ihrer Republik gebunden sei.

Der Erzpriester empfing auf diesen Vortrag von allen Anwesenden die stärksten Versicherungen ihres Eifers sowohl für die gemeine Sache, als für die Rechte und Freiheiten des Jasontempels.

Man besprach sich über die verschiedenen Maßregeln, die man nehmen wollte, um die Bürgerschaft in ihren guten Gesinnungen zu befestigen, und diejenigen wieder zu gewinnen, die entweder das vorgegebene Wunderzeichen mit den Fröschen der Latona irre gemacht, oder Strobylus gegen die Störche des Erzpriesters aufgewiegelt haben würde. Die Versammlung trennte sich hierauf, und Jeder begab sich an seinen Posten, nachdem Agathyrsus sie alle zu einem feierlichen Opfer eingeladen hatte, welches er diesen Abend dem Jason in seinem Tempel bringen wollte.

Während daß dies im Palast des Erzpriesters vorging, war der Archon, äußerst mißvergnügt über die nicht allzu ehrenfeste Rolle, die er wider Willen hatte spielen müssen, nach Hause gekommen, und hatte alle seine Verwandte, Brüder, Schwäger, Söhne, Tochtermänner, Neffen und Vettern, zu sich berufen lassen, um ihnen anzukündigen: was gestalten er fest entschlossen sei, morgenden Tages vor dem großen Rath seine Würde niederzulegen, und sich auf ein Landgut, das er vor einigen Jahren auf der Insel Thasos gekauft hatte, zurückzuziehen. Sein ältester Sohn und noch etliche von der Familie waren bei diesem Familienkonvent nicht zugegen, weil sie eine halbe Stunde zuvor zu dem Erzpriester waren gebeten worden. Da nun die übrigen sahen, daß Onolaus, aller ihrer Bitten und Vorstellungen ungeachtet, unbeweglich auf seinem Vorsatz beharrte: so schlich sich einer von ihnen weg, um der Versammlung im Jasonstempel Nachricht davon zu geben, und sie um ihren Beistand gegen einen so unverhofften widrigen Zufall zu ersuchen.

Er langte eben an, da die Versammlung im Begriffe war, auseinander zu gehen. Diejenigen, denen die Gemüthsart des Archons von langem her bekannt war, fanden die Sache bedenklicher, als sie beim ersten Augenblick den Meisten vorkam. „Seit zehn Jahren," sagten sie, „ist dies vielleicht das erstemal, daß der Archon eine Entschließung aus sich selbst genommen hat. Gewiß ist sie ihm nicht plötzlich gekommen! Er brütet schon eine geraume Zeit darüber, und der heutige Vorgang hat nur die Schale gesprengt, die über kurz oder lang doch hätte brechen müssen. Kurz, diese Entschließung ist sein eigen Werk; man kann also sicher darauf rechnen, daß es nicht so leicht sein wird, ihn davon zurückzubringen."

Die ganze Versammlung gerieth darüber in Unruhe. Man fand, daß dieser Streich in einem so schwankenden Zeitpunkt, wie der gegenwärtige, der ganzen Partei und der Republik selbst sehr nachtheilig werden könnte. Es wurde also einhellig beschlossen, daß man zwar so viel von diesem Vorhaben des Archons unter das Volk kommen lassen müßte, als vonnöthen sei, solches in Furcht und Ungewißheit zu setzen; zugleich aber wollte man auch veranstalten, daß noch vor dem Opfer im Jasonstempel die Angesehensten von den

Räthen und Bürgern beider Parteien sich zu dem Archon begeben, und ihn im Namen des ganzen Abdera beschwören sollten, das Ruder der Republik nicht mitten in einem Sturm zu verlassen, wo sie eines so weisen Piloten am meisten vonnöthen hätten.

Der Gedanke, die Vornehmsten von beiden Parteien hierin zu vereinigen, wurde dadurch nothwendig, weil man voraussah, daß ohne dieses alle ihre Arbeit an dem Archon fruchtlos sein würde. Denn wiewohl er von Jugend an der Aristokratie eifrig ergeben war: so hatte er sich doch zu einem Grundsatz gemacht, nicht dafür angesehen sein zu wollen; und die Popularität, die er zu diesem Ende schon so lange affektirte, daß sie ihm endlich ganz natürlich ließ, war es eben, was ihn beim Volke so beliebt gemacht hatte, als noch wenige von seinen Vorfahren gewesen waren. Besonders aber hatte er, seitdem sich die Stadt in die zwei Parteien der Esel und der Schatten getheilt befand, einen ordentlichen Ehrenpunkt darin gesetzt, sich so zu betragen, daß er keiner von beiden Parteien Ursache gäbe, ihn zu der ihrigen zu zählen; und wiewohl beinahe alle seine Freunde und Anverwandte erklärte Esel waren, so blieben die Schatten doch überzeugt, daß sie nichts dadurch verlören, und die Esel nichts dabei gewönnen, indem diese letztere genöthigt waren, alle ihre Schritte vor ihm zu verbergen, und bei jedem Vortheil, den sie über die Schatten erhielten, sich darauf verlassen konnten, daß er, um die Sachen wieder in's Gleichgewicht zu bringen, sich auf die Seite ihrer Gegner neigen würde, wiewohl er keinen einzigen von ihnen persönlich liebte.

Die Bekanntmachung der Entschließung des Archons hatte alle die Wirkung, die man sich davon versprochen hatte. Das Volk gerieth darüber in neue Bestürzung; die Meisten sagten, man brauche nun weiter nicht nachzuforschen, was die Wehklage der geheiligten Frösche vorbedeute. Wenn der Archon die Republik in dem betrübten Zustande, worin sie sich befinde, verlasse, so sei alles verloren.

Der Priester Strobylus und der Zunftmeister Pfrieme erhielten die Nachricht von dem großen Opfer, das der Erzpriester veranstaltete, und das Gerücht von dem Entschluß des Archon, seine Stelle niederzulegen, zu gleicher Zeit. Sie übersahen beim ersten Blick die Folgen dieses gedoppelten Streiches, und eilten den einen zu erwiedern und dem andern zuvorzukommen. Strobylus ließ das Volk zu einer Expiation einladen, welche auf den Abend in dem Tempel der Latona mit großen Feierlichkeiten angestellt werden sollte, um die Stadt von geheimen Verbrechen zu reinigen, und die schlimme Vorbedeutung des Elelelelelеu der geheiligten Frösche abzuwenden. Der Zunftmeister hingegen ging, die Räthe, Zunftmeister und angesehensten Bürger von seiner Partei aufzusuchen, und sich mit ihnen zu berathen, wie der Archon auf andere Gedanken zu bringen sein möchte. Die Meisten waren schon durch die

geheimen Werkzeuge der Gegenpartei vorbereitet, welche als ein großes Geheimniß herumgeflüstert hatten: man wüßte ganz gewiß, daß die Esel sich alle mögliche Mühe gäben, den Archon unter der Hand in seinem Entschluß zu bestärken. Die Schatten hielten sich dadurch überzeugt, daß ihre Gegner einen aus ihrem Mittel zu der höchsten Würde in der Republik zu erheben dächten, und also der Mehrheit im großen Rath, bei welchem die Wahl stand, schon ganz gewiß sein müßten. Diese Betrachtung setzte sie in so großen Allarm, daß sie mit einer Menge Volks hinter ihnen her zur Wohnung des Onolaus eilten, und während der Pöbel ein Vivat nach dem andern erschallen ließ, hinaufgingen, um Seine Gnaden im Namen der ganzen Bürgerschaft flehentlich zu bitten, den unglücklichen Gedanken an Resignation aufzuheben, und sie niemals, am wenigsten zu einer Zeit zu verlassen, wo seine Weisheit zu Beruhigung der Stadt unentbehrlich sei.

Der Archon zeigte sich über diesen öffentlichen Beweis der Liebe und des Vertrauens seiner werthen Mitbürger sehr vergnügt. Er verhielt ihnen nicht, daß kaum vor einer Viertelstunde der größte Theil der Rathsherren, der Jasoniden, und aller übrigen alten Geschlechter von Abdera, bei ihm gewesen, und eben diese Bitte in eben so geneigten und dringenden Ausdrücken an ihn gethan hätten. So große Ursache er auch habe, der beschwerlichen Regierungslast müde zu sein, und zu wünschen, daß sie auf stärkere Schultern als die seinigen gelegt werden möchte: so habe er doch kein Herz, das diesem so lebhaft ausgedrückten Zutrauen beider Parteien widerstehen könne. Er sehe diese ihre Einmüthigkeit in Absicht auf seine Person und Würde als eine gute Vorbedeutung für die baldige Wiederherstellung der gemeinen Ruhe an, und werde seines Orts alles Mögliche mit Vergnügen dazu beitragen.

Als der Archon diese schöne Rede geendigt hatte, sahen die Schatten einander aus großen Augen an, und fanden sich, zu ihrem empfindlichsten Mißvergnügen, auf einmal um die Hälfte klüger als zuvor. Denn sie merkten nun, daß sie von den Eseln betrogen, und zu einem falschen Schritt verleitet worden waren. Sie hatten, in der Meinung, daß sie diesen Schritt allein thäten, den Archon ganz dadurch auf ihre Seite zu ziehen gehofft; und nun befand sich's, daß er ihren Gegnern eben so viel Verbindlichkeit hatte als ihnen; welches just so viel war, als ob er ihnen gar keine hätte. Aber das war noch nicht das Aergste. Das hinterlistige Betragen der Esel war ein offenbarer Beweis, wie viel ihnen daran gelegen sei, daß die Stelle des Archons nicht ledig würde. Nun konnte ihnen aber an der Person des Onolaus selbst nicht viel gelegen sein; denn er hatte nie das Geringste für ihre Partei gethan. Wenn sie also so eifrig wünschten, daß er seinen Platz behalten möchte: so konnt' es

aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie sich versichert hielten, daß die Schatten Meister von der Wahl des neuen Archons bleiben würden. Diese Betrachtungen, die sich ihnen jetzt in einem Blick darstellten, waren von einer so verdrießlichen Art, daß die armen Schatten alle Mühe von der Welt hatten, ihren Unmuth zu verbergen, und sich, zu großem Vergnügen des Archons, ziemlich eilfertig wegbegaben, ohne daß es diesem eingefallen wäre, sich darüber zu verwundern, oder die Veränderung in ihren Gesichtern wahrzunehmen.

Der heutige Tag war ein großer Tag für den weisen und ziemlich schwerbeleibten Onolaus gewesen, und er war nun vollkommen wieder in Abdera zufrieden. Er befahl also, daß seine Thüre geschlossen werden sollte, zog sich in sein Gynäceum zurück, warf sich in seinen Lehnstuhl, schwatzte mit seiner Frau und seinen Töchtern, aß zu Nacht, ging zeitig zu Bette, und schlief, wohlgetröstet und unbesorgt um das Schicksal von Abdera, bis an den hellen Morgen.

Zwölftes Kapitel.

Der Entscheidungstag. Maßregeln beider Parteien. Die Vierhundert versammeln sich, und das Gericht nimmt seinen Anfang. Philanthropisch-patriotische Träume des Herausgebers dieser merkwürdigen Geschichte.

Die verschiedenen Maschinen, welche man diesen Tag über auf beiden Seiten hatte spielen lassen, brachten den abderitischen Staatskörper, bei dem Anschein der größten innerlichen Bewegung, durch die Stöße, die er nach entgegengesetzter Richtung erhielt, in eine Art von wagerechtes Schwanken, vermöge dessen um die Zeit, da die Vierhundert zu Entscheidung des Eselsschattenhandels zusammenkamen, sich alles ungefähr in eben dem Stande befand, worin es einige Tage zuvor gewesen war, d. i. daß die Esel den größten Theil des Raths, die Patrizier und die Ansehnlichsten und Vermöglichsten von der Bürgerschaft auf ihrer Seite hatten, die Schatten hingegen ihre meiste Stärke von der größern Anzahl zogen. Denn, seit dem großen feierlichen Umgang um den Froschteich der Latona, welchen Strobylus den Abend zuvor veranstaltet, und dem die sämmtlichen Schatten, mit dem Nomophylax Gryllus und dem Zunftmeister Pfrieme an ihrer Spitze, sehr andächtig beigewohnt hatten, war der Pöbel wieder gänzlich für die letztere Partei erklärt.

Es würde bei Gelegenheit dieses Umgangs dem Priester Strobylus und den übrigen Häuptern derselben ein Leichtes gewesen sein, mittelst ihres Ansehens über einen fanatischen Haufen Volkes, wel-

cher größtentheils bei gänzlicher Zerrüttung der Republik mehr zu gewinnen als zu verlieren hatte, noch an selbigem Abend viel Unheil in Abdera anzurichten. Allein — außerdem, daß der Oberpriester im Namen des Archons noch einmal nachdrücklichst angewiesen worden war, den Pöbel in gehöriger Ordnung zu erhalten, und dafür zu sorgen, daß der Tempel und alle Zugänge zu dem geheiligten Teiche noch vor Sonnenuntergang geschlossen wären — so waren sie auch selbst weit entfernt, die Sache, ohne höchste Noth, aufs äußerste treiben, oder die ganze Stadt in Blut und Flammen setzen zu wollen; und so klug waren sie doch, trotz ihrer übrigen Abderitheit, um einzusehen, daß, wenn ihnen der Pöbel einmal die Zügel aus den Händen gerissen hätte, es nicht mehr in ihrer Gewalt sein würde, der ungestümen Wuth eines so blinden reißenden Thiers wieder Einhalt zu thun. Der Zunftmeister begnügte sich also, da der Umgang vorbei war, und die Thüren des Tempels geschlossen wurden, dem auseinandergehenden Volke zu sagen: er hoffe, daß sich alle redliche Abderiten morgen um neun Uhr auf dem Markte bei dem Urtheil über den Handel ihres Mitbürgers Struthion einfinden, und, so viel an ihnen wäre, dazu verhelfen würden, daß seine gerechte Sache den Sieg davon trage.

Die Einladung war zwar, ungeachtet der glimpflichen, und, seiner Meinung nach, sehr behutsamen Ausdrücke, worin er sie vorbrachte, nicht viel besser, als ein höchst illegales Verfahren eines aufrührischen Zunftmeisters, der im Nothfall die Richter durch die unmittelbare Gefahr eines Tumults nöthigen wollte, das Urtheil nach seinen Sinnen abzufassen. Allein dies war es auch, worauf es ankommen zu lassen die Schatten fest entschlossen waren; und da die andere Partei hievon völlig überzeugt war, so hatten sie ihrerseits alle mögliche Maßregeln genommen, sich auf das Aeußerste, was begegnen könnte, gefaßt zu machen.

Der Erzpriester ließ, sobald das Gericht den Anfang nahm, alle Zugänge zum Jasontempel von einer Schaar handfester Gerber und Fleischer, die mit tüchtigen Knitteln und Messern versehen waren, besetzen; und in den Häusern der vornehmsten Esel hatte man sich in eine Verfassung gesetzt, als ob man eine Belagerung auszuhalten gedenke. Die Esel selbst erschienen mit Dolchen unter ihren langen Kleidern auf dem Gerichtsplatz; und einige von denen, die am lautesten sprachen, hatten die Vorsicht gebraucht, sogar einen Panzer unter ihrem Brustlatz zu tragen, um ihren patriotischen Busen mit desto größerer Sicherheit den Stößen der Feinde der guten Sache entgegensetzen zu können.

Die neunte Stunde kam nun heran. Ganz Abdera stand in zitternder Bewegung, erwartungsvoll des Ausgangs, den ein so unerhörter Handel nehmen würde: und Niemand hatte sein Früh=

stück ordentlich zu sich genommen, wiewohl alles schon mit Tages Anbruch auf den Füßen war. Die Vierhundert versammelten sich auf der Terrasse der Tempel des Apollo und der Diana (dem gewöhnlichen Platz, wo der große Rath unter freiem Himmel gehalten wurde), dem großen Marktplatz gegenüber, von welchem man auf einer breiten Treppe von vierzehn Stufen zur Terrasse hinaufstieg. Auch die Parteien mit ihren nächsten Anverwandten und mit ihren beiden Sykophanten hatten sich bereits eingefunden, und ihren gehörigen Platz eingenommen; indessen sich der ganze Markt mit einer Menge Volks anfüllte, dessen Gesinnungen durch ein lärmendes Vivat, so oft ein Rathsherr oder Zunftmeister von der Schattenpartei einhergestiegen kam, sich deutlich genug verriethen.

Alles wartete nun auf den Nomophylax, der, nach den Gewohnheiten der Stadt Abdera, in allen Fällen, wo die Versammlung des großen Rathes nicht unmittelbare Angelegenheiten des gemeinen Wesens betraf, das Präsidium bei demselben führte. Die Esel hatten zwar alles angewandt, den Archon Onolaus dahin zu bringen, daß er, weil es doch um ein neues Gesetz zu thun wäre, den elfenbeinernen Lehnstuhl (der, um drei Stufen über die Bänke der Räthe erhöht, für den Präsidenten gesetzt war) mit seiner eigenen ehrwürdigen Person ausfüllen möchte. Aber er erklärte sich: daß er lieber das Leben lassen, als sich dazu verstehen wolle, über ein Eselsschattengericht zu präsidiren. Man hatte sich also gezwungen gesehen, seiner Delikatesse nachzugeben.

Der Nomophylax — als ein großer Anhänger der Etikette, gewohnt, bei dergleichen Gelegenheiten auf sich warten zu lassen — hatte dafür gesorgt, daß die Versammlung indessen mit einer Musik von seiner Komposition unterhalten, und, wie er sagte, zu einer so feierlichen Handlung vorbereitet würde. Dieser Einfall, wiewohl er eine Neuerung war, wurde dennoch sehr wohl aufgenommen, und that (gegen die Absicht des Nomophylax, der seine Partei dadurch in verstärkte Bewegungen von Muth und Eifer hatte setzen wollen) eine sehr gute Wirkung. Denn die Musik gab denen von der Partei des Erzpriesters zu einer Menge späßiger Einfälle Anlaß, über welche sich von Zeit zu Zeit ein großes Gelächter erhob. Einer sagte: „Dieses Allegro klingt ja wie ein Schlachtgesang" — „zu einem Wachtelkampfe," fiel ein anderer ein. „Dafür tönt aber auch," sagte ein dritter, „das Adagio, als ob es dem Zahnbrecher Struthion und Meister Knieriemen, seinem Schutzpatron, zu Grabe singen sollte." „Die ganze Musik," meinte ein vierter, „verdiene von Schatten gemacht und von Eseln gehört zu werden" u. s. w. Wie frostig nun auch die Scherze waren, so brauchte es doch bei einem so jovialischen und so leicht anzusteckenden Völkchen nichts mehr, um die ganze Versammlung unvermerkt in ihre natürliche komische Laune umzustim-

men; eine Laune, die der Parteiwuth, wovon sie noch besessen waren, unvermerkt ihren Gift benahm, und vielleicht mehr als irgend etwas anders zur Erhaltung der Stadt in diesem kritischen Augenblicke beitrug.

Endlich erschien der Nomophylar mit seiner Leibwache von armen alten Invalidenhandwerkern, welche, mit stumpfen Hellebarten und mit einer friedsamen Art von eingerosteten Degen bewaffnet, mehr das Ansehen von den lächerlichen Figuren hatten, womit man in Gärten die Vögel schreckt, als von Kriegsmännern, die dem Gericht beim Pöbel Würde und Furchtbarkeit verschaffen sollten. Wohl indessen der Republik, die zur Beschirmung ihrer Thore und innerlichen Sicherheit keiner andern Helden nöthig hat als solcher!

Der Anblick dieser grotesken Milizer, und die ungeschickte possierliche Art, wie sie sich in dem kriegerischen Aufzuge, worein man sie nicht ohne Mühe verkleidet hatte, geberdeten, erweckte bei dem zuschauenden Volke einen neuen Anstoß von Lustigkeit; so daß der Herold viele Mühe hatte, die Leute endlich zu einer leidlichen Stille und zu dem Respekt, den sie dem höchsten Gerichte schuldig waren, zu bringen.

Der Präsident eröffnete nunmehr die Session mit einer kurzen Rede; der Herold gebot ein abermaliges Stillschweigen; und die Sykophanten beider Theile wurden namentlich aufgefordert, sich mit ihrer Klage und Verantwortung mündlich vernehmen zu lassen.

Den Sykophanten, welche für große Meister in ihrer Art passirten, mußte die Gelegenheit, ihre Kunst an einem Eselsschatten sehen zu lassen, an sich allein schon eine große Aufmunterung sein. Man kann also leicht denken, wie sie sich nun vollends zusammengenommen haben werden, da dieser Eselsschatten ein Gegenstand geworden war, an dem die ganze Republik Antheil nahm, und um dessen willen sie sich in zwei Parteien getrennt hatte, deren jede die Sache ihres Klienten zu ihrer eignen machte. Seit ein Abdera in der Welt war, hatte man noch keinen Rechtshandel gesehen, der so lächerlich an sich selbst, und so ernsthaft durch die Art, wie er behandelt wurde, gewesen wäre. Ein Sykophant müßte nur ganz und gar kein Genie und keinen Sykophantensinn gehabt haben, der bei einer solchen Gelegenheit nicht sich selbst übertroffen hätte.

Um so mehr ist es zu beklagen, daß der übelberüchtigte Zahn der Zeit, dem so viele andere große Werke des Genies und Witzes nicht entgehen konnten, noch künftig entgehen werden, leider! auch der Originale dieser beiden berühmten Reden nicht verschont hat! wenigstens so viel uns bekannt ist. Denn wer weiß, ob es nicht vielleicht einem künftigen Fourmont oder Sevin, der auf Entdeckung alter Handschriften ausgeht, dereinst gelingen mag, eine Abschrift derselben in irgend einem bestaubten Winkel einer alten griechischen

Klosterbibliothek aufzuspüren? oder, wenn dies nicht zu hoffen stünde, wer kann sagen, ob nicht in der Folge der Zeiten Thracien selbst wieder in die Hände christlicher Fürsten fallen wird, die sich (nach dem Beispiel einiger großen Könige unsers philosophisch-heroischen Alters) eine Ehre daraus machen werden, mächtige Beförderer der Wissenschaften zu sein, Akademien zu stiften, versunkene Städte ausgraben zu lassen u. s. w.; wer weiß, ob nicht alsdann diese gegenwärtige Abderitengeschichte selbst (so unvollkommen sie ist) in die Sprache dieses künftig bessern Thraciens übersetzt, die Ehre haben wird, Gelegenheit zu geben, daß ein solcher neuthracischer Musagete auf den Einfall kommt, die Stadt Abdera aus ihrem Schutte hervorgraben zu lassen? Da dann ohne Zweifel auch die Kanzlei und das Archiv dieser berühmten Republik, und in demselben die sämmtlichen Originalakten des Prozesses um des Esels Schatten, nebst den beiden Reden, deren Verlust wir beklagen, sich wieder finden werden? — Es ist wenigstens angenehm, sich solchergestalt auf den Flügeln patriotisch-menschenfreundlicher Träume in die Zukunft zu schwingen und sich an den Glückseligkeiten zu laben, die unsern Nachkommen noch bevorstehen; Glückseligkeiten, für welche die (bekanntermaßen) immer steigende Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste, und der von ihnen sich über alles Fleisch ergießenden Erleuchtung, Verschönerung und Sublimirung der Denkart, des Geschmacks und der Sitten uns sichere Bürgschaft leistet!

Inzwischen gereicht es uns doch zu einigem Troste, daß wir uns im Stande sehen, aus den Papieren, aus welchen gegenwärtige Fragmente der Abderitengeschichte genommen sind, wenigstens einen Auszug dieser Reden zu liefern, dessen Aechtheit um so weniger verdächtig ist, da kein Leser, der eine Nase hat, den Duft der Abderitheit verkennen wird, der daraus emporsteigt — ein innerliches Argument, das am Ende doch immer das beste zu sein scheint, das für das Werk irgend eines Sterblichen, er sei nun ein Ossian, oder ein abderitischer Feigenredner, sich geben läßt.

Dreizehntes Kapitel.

Rede des Sykophanten Physignatus.

Der Sykophant Physignatus, der als Sachwalter des Zahnarztes Struthion zuerst redete, war ein Mann von Mittelgröße, starken Muskeln und breiten Lungenflügeln. Er wußte sich viel damit, daß er ein Schüler des berühmten Gorgias gewesen war, und machte Ansprüche, einer der größten Redner seiner Zeit zu sein. Aber darin war er, wie in vielen andern Stücken, ein offenbarer

Abderit. Seine größte Kunst bestand darin, daß er, um seinem wortreichen Vortrag durch die mannichfaltige Modulation seiner Stimme mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck zu geben, in dem Umfang von anderthalb Oktaven von einem Intervall zum andern wie ein Eichhorn herumsprang, und so viel Grimmassen und Gestikulationen dazu machte, als ob er seinen Zuhörern nur durch Geberden verständlich werden könnte.

Indessen wollen wir ihm doch hiemit das Verdienst nicht ableugnen, daß er mit allen den Handgriffen, womit man die Richter zu seinem Vortheil einnehmen, ihren Verstand verwirren, seinen Gegentheil verhaßt, und überhaupt eine Sache besser, als sie ist, scheinen machen kann, ziemlich fertig umzuspringen, — auch, bei Gelegenheit, keine unfeine Gemälde zu machen wußte — wie der scharfsinnige Leser aus seiner Rede selbst, ohne unser Erinnern, am besten abnehmen wird.

Physignatus trat mit der ganzen Unverschämtheit eines Sykophanten auf, der sich darauf verläßt, daß er Abderiten zu Zuhörern hat, und fing also an:

Edle, ehrenfeste und weise, großmögende Vierhundertmänner!

„Wenn jemals ein Tag war, an welchem sich die Vortrefflichkeit der Verfassung unsrer Republik in ihrem größten Glanz enthüllt hat, und wenn jemals ich mit dem Gefühl, was es ist, ein Bürger von Abdera zu sein, unter euch aufgetreten bin: so ist es an diesem großen festlichen Tage; da vor diesem ehrwürdigen höchsten Gerichte, vor dieser erwartungsvollen und theilnehmenden Menge des Volks, vor diesem ansehnlichen Zusammenfluß von Fremden, die der Ruf eines so außerordentlichen Schauspiels schaarenweise herbeigezogen hat, ein Rechtshandel zur Entscheidung gebracht werden soll, der in einem minder freien, minder wohleingerichteten Staat, der selbst in einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für wichtig genug gehalten worden wäre, die stolzen Verwalter des gemeinen Wesens nur einen Augenblick zu beschäftigen. Edles, preiswürdiges, dreimal glückliches Abdera! Du allein genießest unter dem Schutz einer Gesetzgebung, der auch die geringsten, auch die zweifelhaftesten und spitzfündigsten Rechte und Ansprüche der Bürger heilig sind, du allein genießest das Wesen einer Sicherheit und Freiheit, von denen andere Republiken (was auch sonst die Vorzüge sein mögen, womit sich ihre patriotische Eitelkeit brüstet) nur den Schatten zum Antheil haben."

„Oder, saget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwischen einem gemeinen Bürger und einem der Geringsten aus dem Volke, ein Handel, der dem ersten Anblick nach kaum zwei oder drei Drachmen beträgt, ein Handel über einen Gegenstand, der

so unbedeutend scheint, daß die Gesetze ihn bei Benennung der Dinge, welche in's Eigenthum kommen können, gänzlich vergessen zu haben scheinen, ein Handel über etwas, dem ein subtiler Dialektiker sogar den Namen eines Dinges streitig machen könnte, mit einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Esels — zum Gegenstand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines Jeden, und also, wenn ich so sagen darf, gleichsam zur Sache des ganzen Staats geworden sein? In welcher andern Republik sind die Gesetze des Eigenthums so bestimmt, die gegenseitigen Jura vel quasi der Bürger vor aller Willkür der obrigkeitlichen Personen so sicher gestellt, die geringfügigsten Ansprüche oder Forderungen selbst des Aermsten in den Augen der Obrigkeit so wichtig und hoch angesehen, daß das höchste Gericht der Republik selbst es nicht unter seiner Würde hält, sich feierlich zu versammeln, um über das zweifelhaft scheinende Recht an einen Eselsschatten zu erkennen? Wehe dem Mann, der bei diesem Worte die Nase rümpfen, und aus albernen, kindischen Begriffen von dem, was groß oder klein ist, mit unverständigem Hohnlächeln ansehen kann, was die höchste Ehre unserer Justizverfassung, der Ruhm unsrer Obrigkeit, der Triumph des ganzen abderitischen Wesens und eines jeden guten Bürgers ist! Wehe dem Mann, ich wiederhol' es zum zweiten- und drittenmal, der keinen Sinn hat, dies zu fühlen! Und Heil der Republik, in welcher — sobald es auf die Gerechtsame der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfeste aller bürgerlichen Sicherheit, ankömmt — auch ein Eselsschatten keine Kleinigkeit ist!"

„Aber, indem ich solchergestalt auf der einen Seite mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines ächten Abderiten, fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniß von der vortrefflichen Verfassung unsrer Republik sowohl, als von der unparteiischen Festigkeit und nichts übersehenden Sorgfalt, womit unsre ruhmwürdigst regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieser vorliegende Handel bei der spätesten Nachkommenschaft ablegen wird: wie sehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unsrer Voreltern, das Verschwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenseitigen Dienstgeflissenheit, jener freiwilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundschaft, aus gutem Herzen, oder wenigstens um des Friedens willen, etwas von unserm vermeinten strengen Recht fahren zu lassen — wie sehr, mit einem Wort, muß ich den Verfall der guten alten abderitischen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, des schamvollen Rechtshandels ist, in welchem wir heute befangen sind! — Wie? werd' ich's ohne glühende Schamröthe heraussagen können? — O du einst so berühmte Biederherzigkeit unsrer guten Alten, ist es dahin mit dir gekommen,

daß abderitische Bürger — sie, die bei jeder Gelegenheit, aus vaterländischer Treue und nachbarlicher Freundschaft, bereit sein sollen, das Herz im Leibe mit einander zu theilen — so eigennützig, so karg, so unfreundlich, was sag' ich, so unmenschlich sind, einander sogar den Schatten eines Esels zu versagen?"

„Doch — verzeiht mir, werthe Mitbürger — ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unvorsätzliche Beleidigung. Derjenige, der einer so niedrigen, so rohen und barbarischen Denkart fähig war, ist keiner unsrer Mitbürger! Es ist ein bloßer geduldeter Einwohner unsrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jasontempels, ein Mensch aus den dicksten Hefen des Pöbels, ein Mensch, von dessen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts bessers zu erwarten war, mit einem Wort, ein Eseltreiber — der, außer dem gleichen Boden und der gemeinsamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildesten Völkern der hyperboreischen Wüsten gemein ist. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann sie nicht besudeln. Ein abderitischer Bürger, ich unterstehe mich's zu sagen, hätte sich keiner solchen Unthat schuldig machen können."

„Aber — nenn' ich sie vielleicht mit einem zu strengen Namen, diese That?— Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet!"

„Er reiset in seinen Geschäften, in Geschäften seiner edeln Kunst, die es blos mit Verminderung der Leiden seiner Nebenmenschen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag ist einer der schwülsten Sommertage. Die strengste Sonnenhitze scheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre sengenden Strahlen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verlechzten Wandrer anzufrischen. Die Sonne flammt über seinem Scheitel, saugt das Blut aus seinen Adern, das Mark aus seinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, sieht er sich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter dessen Schirm er sich erholen, er einen Mund voll frischer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo sicher sein könnte."

„Umsonst! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwei Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraciens sei es gesagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in dieser abscheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfrischen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht geben könnte!"

„Der arme Struthion sank endlich von seinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszudauern. Er ließ den Esel

halten, und setzte sich in seinen Schatten. — Schwaches, armseliges Erholungsmittel! Aber so wenig es war, war es doch etwas!"

„Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühllose, der Felsenherzige sein, der seinem leidenden Nebenmenschen in solchen Umständen den Schatten eines Esels versagen konnte? Wär' es glaublich, daß es einen solchen Menschen gebe, wenn wir ihn nicht mit eigenen Augen vor uns sähen? Aber hier steht er, und, was beinahe noch ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freien Stücken dazu; scheint sich seiner Schande noch zu rühmen; und, damit er Keinem seines Gleichen, der künftig geboren werden mag, eine Möglichkeit, ihm an schamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilet worden, sogar vor der Majestät dieses höchsten Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe." „Ich versagte ihm den Eselsschatten nicht," spricht er, „wiewohl ich nach dem strengen Recht nicht schuldig war, ihn darin sitzen zu lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihm zu dem Esel, den ich ihm vermiethet hatte, nun auch den Schatten des Esels überlassen sollte, den ich nicht vermiethet hatte." „Elende, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halbverschmachtenden Wanderer verwehren wollte, sich ohnentgeltlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder, wie würden wir Denjenigen nennen, der einem vor Durst sterbenden Fremdling nicht gestatten wollte, sich aus dem Wasser zu laben, das auf seinem Grund und Boden flösse?"

„Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dies allein, und kein anderes, das Verbrechen jener lycischen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menschen zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, die diese Elenden an seiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beispiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt und gleichsam täglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmal des Zorns der Götter über verweigerte Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheutest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?"

„Aber, du trotztest auf dein Eigenthumsrecht". — „Wer sich seines Rechts bedient," sprichst du, „der thut Niemand Unrecht. Ich bin einem Andern nicht mehr schuldig, als er um mich verdient. Wenn der Esel mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten."

„Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemals vor ein Götter- oder Menschengericht gekommen, gestellt hast, glaubt er, mit aller Zauberkunst seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinngewebe sophistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daß wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas Wirkliches, geschweige für etwas, an welches Jemand ein direktes und ausschließendes Recht haben könne, zu halten?"

„Ich würde, großmögende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wiederholen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, aktenkundigermaßen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich, für jetzt, nach Erforderniß der Nothdurft, nur dies Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts Wirkliches und Positives, sondern gerade das Gegentheil; nämlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in sofern er ein Esel, sondern in sofern er ein opaker Körper ist, anklebt) die einzig wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andere Körper an seinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasontempel zu Abdera war, ging ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie gesagt, nicht die Asinität oder Eselheit (wenn ich so sagen darf), sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehrbesagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint."

„Allein, wenn wir auch zum Ueberfluß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehöre: so ist aus unzähligen Beispielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat, als der andere, und an die sich derjenige das nächste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt."

„Doch ich will noch mehr thun; ich will sogar zugeben, daß des Esels Schatten ein Zubehör des Esels sei, so gut als es seine Ohren sind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Esel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bei jedem Miethkontrakt, daß der Vermiether dem Abmiether die

Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überläßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion für den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede: Entweder ist der Schatten des Esels ein Theil und Zubehör des Esels, oder nicht. Ist er es nicht: so hat Struthion und jeder andere eben so viel Recht daran, als Anthrax. Ist er's aber: so hatte Anthrax, indem er den Esel vermiethete, auch den Schatten vermiethet; und seine Forderung ist eben so ungereimt, als wenn mir einer seine Leyer verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daß ich ihm auch noch für ihren Klang bezahlen müßte."

„Doch, wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menschensinn so klar ist, daß man sie nur zu hören braucht, um zu sehen, auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Eselsschatten? Welche Unverschämtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumaßen, um Wucher damit zu treiben? Und wofern der Schatten wirklich sein war: welche Niederträchtigkeit, ein so weniges, das Wenigste, was sich nennen oder denken läßt, etwas in tausend andern Fällen gänzlich Unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu versagen, wo es ihm unentbehrlich ist?"

„Lasset, edle und großmögende Vierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt werden, daß ein solcher Muthwille, ein solcher Frevel, von einem Gericht, vor welchem (wie vor jenem berühmten zu Athen) Götter selbst nicht erröthen würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, Schutz gefunden habe! Die Abweisung des Klägers mit seiner unstatthaften, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellation, die Verurtheilung desselben in alle Kosten und Schäden, die er dem unschuldigen Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das Wenigste, was ich im Namen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn sie mit der Größe seines Frevels in Ebenmaße stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig! Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während dem Lauf dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appellirt hat! Genugthuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem nichtswürdigen Handel muthwilliger Weise zu behelligen sich unterstanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bei dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat!"

„Fordere ich zu viel, großmögende Herren? Fordere ich etwas Unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das sich unzählbar an den Stufen dieser hohen Gerichtsstätte drängt, und im Namen eines verdienstvollen, schwergekränkten Mitbürgers, ja im Namen der Republik selbst, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen: so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtsame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit einem Worte, die Wohlfahrt unsers ganzen Staats, hängt von dem Ausspruch ab, den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den ersten Zeiten der Welt ein Esel das Verdienst hatte, die schlummernden Götter bei dem nächtlichen Ueberfall der Titanen mit seinem Geschrei zu wecken, und dadurch den Olympus selbst vor Verwüstung und Untergang zu retten: so möge jetzt der Schatten eines Esels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoche sein, in welcher diese uralte Stadt und Republik nach so vielen und gefahrvollen Erschütterungen wieder beruhigt, das Band zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder fest zusammengezogen, alle vergangene Mißhelligkeiten in den Abgrund der Vergessenheit versenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eseltreibers der ganze Staat gerettet, und dessen blühender Wohlstand auf ewige Zeiten sicher gestellt werde!“

Vierzehntes Kapitel.

Antwort des Sykophanten Polyphonus.

Sobald Physignatus zu reden aufgehört hatte, gab das Volk, oder vielmehr der Pöbel, der den Markt erfüllte, seine Beistimmung mit einem lauten Geschrei, welches so heftig und anhaltend war, daß die Richter endlich zu besorgen anfingen, die ganze Handlung möchte dadurch unterbrochen werden. Die Partei des Erzpriesters gerieth in Verlegenheit. Die Schatten hingegen, wiewohl sie im großen Rath die kleinere Zahl ausmachten, faßten neuen Muth, und versprachen sich von dem Eindruck, den dieses Vorspiel auf die Esel machen müßte, einen günstigen Erfolg. Indessen ermangelten die Zunftmeister nicht, das Volk durch Zeichen zur Ruhe zu ermahnen; und nachdem der Herold endlich durch einen dreimaligen Ruf die allgemeine Stille wieder hergestellt hatte, trat Polyphonus, der Sykophant des Eseltreibers, ein untersetzter stämmichter Mann, mit kurzem krausen Haar und dicken pechschwarzen

Augenbraunen, auf, erhob eine Baßstimme, die auf dem ganzen Markt wiederhallte, und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Großmögende Vierhundertmänner!

Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß sie keiner fremden Hülfe bedürfen, um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von seinen Rednerkünsten zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fechterstreiche, und das ganze Gaukelspiel der Schulrhetorik Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Gescheute Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen, wieviel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bei diesem Handel über einen Eselsschatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleien zu bestechen, noch durch versteckte Drohungen zu schrecken suchen. Noch viel weniger will ich dem Volk durch aufwiegelnde Reden das Signal zu Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin, und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweisen, daß der Eseltreiber Anthrax Recht hat. Der Richter wird alsdann schon wissen, was seines Amtes ist, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche."

Hier fingen einige wenige vom Pöbel, die zunächst an den Stufen der Terrasse standen, an, den Redner mit Geschrei, Schimpfreden und Drohungen zu unterbrechen. Da aber der Nomophylax von seinem elfenbeinernen Thron aufstand, der Herold abermals Stille gebot, und die Bürgerwache, die an den Stufen stand, ihre langen Spieße lupfte: so ward plötzlich alles wieder stille, und der Redner, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, fuhr also fort:

„Großmögende Herren, ich stehe hier nicht als Sachwalter des Eseltreibers Anthrax, sondern als Bevollmächtigter des Jasontempels, und von wegen des erlauchten und sehr ehrwürdigen Agathyrsus, zeitigen Erzpriesters und Obervorstehers desselben, Hüters des wahren goldenen Vließes, obersten Gerichtsherrn über alle dessen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, Oberhaupts des hochedeln Geschlechts der Jasoniden 2c., um im Namen Jasons und seines Tempels von euch zu begehren, daß dem Eseltreiber Anthrax Genugthuung geschehe, weil er im Grunde doch am meisten Recht hat; und daß er's habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von seinem Meister Gorgias gelernt zu haben rühmt, so klar und laut zu beweisen, daß es die Blinden sehen, und die Tauben hören sollen. Also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!"

„Anthrax vermiethete dem Zahnarzt Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbstbeliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt, mit seinem Mantelsack, halbenwegs nach Gerania zu

tragen, welches, wie Jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt."

„Bei der Vermiethung des Esels dachte natürlicher Weise Keiner von Beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte, als er, in der Sonne halten ließ, und sich in dessen Schatten setzte, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigenthümer des Esels dabei nicht gleichgültig blieb."

„Ich begehre nicht zu leugnen, daß Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihm für des Esels Schatten deswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermiethet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Voreltern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln aufgekommen ist, und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu sein. Im Grunde war's also blos — der Spaß eines Eseltreibers."

„Aber in welche Klasse von Thieren sollen wir den setzen, der aus einem solchen Spaß Ernst machte? Hätte der Herr Struthion wie ein verständiger Mann gehandelt, so brauchte er dem Grobian nur zu sagen: „Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Eselsschatten willen entzweien. Weil ich dir den Esel nicht abgemiethet habe, um mich in seinen Schatten zu setzen, sondern um darauf nach Gerania zu reiten: so ist es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverlust vergüte, die dir mein Absteigen verursacht, zumal da der Esel um so viel länger in der Hitze stehen muß und dadurch nicht besser wird. Da, Bruder, hast du eine halbe Drachme; laß mich einen Augenblick hier verschnaufen, und dann wollen wir uns, in aller Frösche Namen, wieder auf den Weg machen." —

„Hätte der Zahnarzt aus diesem Tone gesprochen, so hätt' er gesprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Eseltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch Vergelt's Gott! gesagt, und die Stadt Abdera wäre des ungewissen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von diesem Eselsprozeß verspricht — und aller der Unruhen, die daraus entstehen mußten, sobald sich so viele große und angesehene Herren und Damen in die Sache mischten — überhoben gewesen. Statt dessen setzt sich der Mann auf seinen eigenen Esel, besteht auf seinem bodenlosen Recht, sich vermöge seines Miethkontrakts in des Esels Schatten zu setzen, so oft und so lange er wolle, und bringt dadurch den Eseltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft und eine Klage anbringt, die ebenso abgeschmackt und unsinnig ist, als die Verantwortung des Beklagten."

„Ob es nun nicht, zu Statuirung eines lehrreichen Beispiels,

wohl gethan wäre, wenn dem Sykophanten Physignatus, meinem werthesten Kollegen — als dessen Aufhetzung es ganz allein zuzuschreiben ist, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Philippides vorgeschlagenen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienst, den er dem abderitischen gemeinen Wesen dadurch geleistet, die Ohren gestutzt und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Eselsohren dafür angesetzt würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeister Pfrieme und die übrigen Herren, die durch ihren patriotischen Eifer Oel in's Feuer gegossen, für ihre Mühe verdient haben möchten, überläßt der erlauchte Erzpriester, mein Prinzipal, dem eigenen einsichtsvollen Ermessen des höchsten Gerichts der Vierhundert. Er, seines Orts, wird, als angeborner Oberherr und Richter des Eseltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohlverdienter Belohnung seines in diesem Handel bewiesenen Unverstands, unmittelbar nach beendigtem Prozeß, fünfundzwanzig Prügel geben zu lassen. Da aber darum das Recht des mehrbesagten Eseltreibers, wegen der von dem Zahnarzt Struthion erlittenen Ungebühr, wegen des Mißbrauchs, den dieser von seinem Esel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des dadurch verursachten Zeitverlusts und Deterioration seines lastbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts desto weniger in seiner ganzen Kraft besteht: so begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daß seinem Unterthanen, ohne längern Aufschub, die gebührende vollständigste Entschädigung und Genugthuung verschafft werde."

„Euch aber (setzte er hinzu, indem er sich umdrehte und gegen das Volk kehrte) soll ich im Namen Jasons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrührerische Art an der bösen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, so lange, bis sie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jasons alle Monate den armen Bürgern zufließen läßt, ausgeschlossen sein und bleiben sollen. Dixi."

Fünfzehntes Kapitel.

Bewegungen, welche die Rede des Polyphonus verursachte. Nachtrag des Sykophanten Physignatus. Verlegenheit der Richter.

Diese kurze und unerwartete Rede brachte auf einige Augenblicke ein tiefes Stillschweigen hervor. Der Sykophant Physignatus schien zwar große Lust zu haben, sich über die Stelle, die ihn persönlich betroffen hatte, mit Hitze vernehmen zu lassen. Allein, da

er die Niedergeschlagenheit bemerkte, die der Inhalt der letzten Periode seines Gegners unter dem gemeinen Volke hervorgebracht zu haben schien: so begnügte er sich, gegen die ehrenrührige Stelle vom Ohrenabschneiden und andre Anzüglichkeiten sich quaevis competentia vorzubehalten, zuckte die Achseln, und schwieg.

Das Licht, in welches der Sykophant Polyphonus den wahren Statum controversiae gestellt hatte, that einen so guten Effekt, daß unter den sämmtlichen Vierhundertmännern kaum ihrer zwanzig überblieben, die, nach abderitischer Gewohnheit, nicht versicherten, daß sie die Sache gleich vom Anfang an eben so angesehen; und es wurde in ziemlich lebhaften Ausdrücken gegen diejenigen gesprochen, welche Schuld daran hätten, daß eine so simple Sache zu solchen Weitläufigkeiten getrieben worden sei. Die Meisten schienen darauf anzutragen: daß dem Erzpriester nicht nur die für seinen Angehörigen verlangte Entschädigung und Genugthuung zugesprochen, sondern auch eine Kommission aus dem großen Rath niedergesetzt werden sollte, um nach der Schärfe zu untersuchen: wer die ersten Anstifter und Verhetzer dieses Handels eigentlich gewesen seien.

Dieser Antrag brachte den Zunftmeister und diejenigen, die ihre Partei mit ihm gegen allen Erfolg zum voraus genommen hatten, auf einmal wieder in Harnisch. Der Sykophant Physignatus, der dadurch wieder Muth bekam, verlangte von dem Nomophylax noch einmal zum Gehör gelassen zu werden, weil er auf die Rede seines Gegentheils etwas Neues vorzubringen habe; und da ihm dieses, den Rechten nach, nicht versagt werden konnte, so ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Wenn das gerechte Vertrauen zu einem so ehrwürdigen Gericht, wie das gegenwärtige, den verhaßten Namen einer bestechenden Schmeichelei, womit mein Gegentheil solches zu belegen sich nicht gescheut hat, verdient — so muß ich mich darein ergeben, einen Vorwurf auf mir sitzen zu lassen, den ich nicht vermeiden kann; und ich glaube allenfalls durch eine allzu hohe Meinung von euch, großmögende Herren, weniger zu sündigen, als mein Gegner durch die Einbildung, eure Gerechtigkeit und Einsicht in einer so groben Schlinge zu fangen, als diejenige ist, die er euch gelegt hat. Der Schein von gesunder Vernunft, womit er seine plumpe Vorstellungsart der Sache überstrichen, und ein Ton, den er seinem Klienten abgeborgt zu haben scheint, können höchstens eine augenblickliche Ueberraschung wirken: aber daß sie die Weisheit des obersten Raths von Abdera ganz umzuwerfen vermögend wären, wäre an mir Lästerung zu fürchten, und war Unsinn an ihm, zu hoffen."

„Wie? Polyphonus, anstatt die gerechte Sache seines Klienten zu behaupten, wie er vor dem ehrwürdigen Stadtgerichte und bisher immer hartnäckig gethan hat, gesteht nun auf einmal selbst ein,

daß der Eselstreiber unrecht und unsinnig daran gethan habe, seine gegen den Zahnarzt Struthion erhobene Klage auf sein vermeintes Eigenthumsrecht an den Eselsschatten zu gründen; er bekennt öffentlich, daß der Kläger eine unbefugte, ungegründete, frivole Klage erhoben habe: und er untersteht sich von Recht an Schadloshaltung zu schwatzen, und in dem trotzigen Tone eines Eseltreibers Genugthuung zu fordern? Was für eine neue unerhörte Art von Rechtsgelehrsamkeit, wenn der unrechthabende Theil damit durchkäme, daß er am Ende, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wüßte, selbst gestünde, er habe Unrecht, und mit fünf und zwanzig Prügel, die er sich dafür geben ließe (und die ein Kerl, wie Anthrax, schon auf seinen Buckel nehmen kann), sich noch ein Recht an Entschädigung und Satisfaktion erwerben könnte? Gesetzt auch, des Eseltreibers Fehler bestünde blos darin, daß er nicht die rechte Aktion instituirt: was geht das den unschuldigen Gegentheil oder den Richter an? Jener muß sich mit seiner Verantwortung nach der Klage richten; und dieser urtheilt über die Sache, nicht wie sie vielleicht in einem andern Licht und unter einem andern Gesichtspunkt erscheinen könnte, sondern wie sie ihm vorgetragen worden. Ich verspreche mir also im Namen meines Klienten, daß, der gegentheilischen Luftstreiche ungeachtet, die vorliegende Sache nicht nach dem neuen und allen bisherigen Verhandlungen zuwiderlaufenden Schwunge, den ihr Polyphonus zu geben gesucht, sondern nach Beschaffenheit der Klage und des Beweises abgeurtheilt werde. Die Rede ist in gegenwärtigem Rechtsstreit nicht von Zeitverlust und Deterioration des Esels, sondern von des Esels Schatten. Kläger behauptete, daß sein Eigenthumsrecht an den Esel sich auch auf dessen Schatten erstrecke, und hat es nicht bewiesen. Beklagter behauptete, daß er so viel Recht an des Esels Schatten habe, als der Eigenthümer, oder was allenfalls daran abgehen könnte, hab' er durch den Miethkontrakt erworben; und was er behauptete, hat er bewiesen."

„Ich stehe also hier, großmögende Herren, und verlange einen richterlichen Spruch über das, was bisher den Gegenstand des Streits ausgemacht hat. Um dessentwillen allein ist gegenwärtiges höchstes Gericht niedergesetzt worden! Dies allein macht jetzt eine Sache aus, worüber es zu erkennen hat! Und ich unterstehe mich's, vor diesem ganzen mich hörenden Volke zu sagen: entweder ist kein Recht in Abdera mehr, oder meine Forderung ist gesetzmäßig, und die Rechte eines jeden Bürgers sind darunter befangen, daß meinem Klienten das seinige zugesprochen werde!"

Der Sykophant schwieg, die Richter stutzten, das Volk fing von neuem an zu murmeln und unruhig zu werden, und die Schatten reckten ihre Köpfe wieder empor.

„Nun,“ sagte der Nomophylax, indem er sich an Polyphonus wandte, „was hat der klägerische Anwalt hierauf beizubringen?“

„Hochgeachteter Herr Oberrichter,“ erwiederte Polyphonus, „Nichts — als Alles von Wort zu Wort, was ich schon gesagt habe. Der Prozeß über des Esels Schatten ist ein so böser Handel, daß er nicht bald genug ausgemacht werden kann. Der Kläger hat dabei gefehlt, der Beklagte hat gefehlt, die Anwälte haben gefehlt, der Richter der ersten Instanz hat gefehlt, ganz Abdera hat gefehlt! Man sollte denken, ein böser Wind habe uns alle angeblasen, und es sei nicht so ganz richtig mit uns gewesen, als wohl zu wünschen wäre. Käm' es schlechterdings darauf an, uns noch länger zu prostituiren: so sollte mir's wohl auch nicht an Athem fehlen, für das Recht meines Klienten an seines Esels Schatten eine Rede zu halten, die von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang dauern sollte. Aber, wie gesagt, wenn die Komödie, die wir gespielt haben, so lange sie blos Komödie blieb, noch zu entschuldigen ist: so wär' es doch, dünkt mich, auf keine Weise recht, sie vor einem so ehrwürdigen Gerichte, wie der hohe Rath von Abdera, länger fortzuspielen. Wenigstens habe ich keine Instruktion dazu, und überlasse euch also, großmögende Herren, unter nochmaliger Wiederholung alles dessen, was ich im Namen des erlauchten und sehr ehrwürdigen Erzpriesters zu Recht gefodert habe, den Handel nun abzuurtheln und auszumachen — wie es euch die Götter eingeben werden.“

Die Richter befanden sich in großer Verlegenheit; und es ist schwer zu sagen, was für ein Mittel sie endlich ergriffen haben würden, um mit Ehren aus der Sache zu kommen,, wenn der Zufall, der zu allen Zeiten der große Schutzgott aller Abderiten gewesen ist, sich ihrer nicht angenommen, und diesem feinen bürgerlichen Drama eine Entwickelung gegeben hätte, deren sich einen Augenblick vorher kein Mensch versah, noch versehen konnte.

Sechzehntes Kapitel.

Unvermuthete Entwickelung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera.

Der Esel, dessen Schatten seither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsterung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zu Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt und bisher daselbst nothdürftig verpflegt worden.

Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß er nicht fetter davon geworden war.

Diesen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wußten, daß der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmal eingefallen: der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bei der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie sein. Sie hatten ihn also gestriegelt, mit Blumenkränzen und Bändern herausgeputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp herbei.

Der Zufall wollte, daß sie in der nächsten Gasse, die zum Markt führte, anlangten, als Polyphonus eben seinen Nachtrag geendigt hatte, und die armen Richter sich gar nicht mehr zu helfen wußten, das Volk hingegen zwischen der Furcht vor dem Erzpriester und dem neuen Stoß, den ihm die zweite Rede des Sykophanten Physignatus gegeben, in einer ungewissen und unmuthigen Art von Bewegung schwankte.

Der Lärm, den die besagten Gassenjungen um den Esel her machten, drehte Jedermanns Augen nach der Seite, woher er kam. Man stutzte und drängte sich hinzu.

„Ha!" rief endlich Einer aus dem Volke, „da kommt der Esel selbst!" — „Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen," sagte ein Anderer. — „Der verdammte Esel," rief ein Dritter, „er hat uns Alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte, daß ihn die Wölfe gefressen hätten, eh' er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog!" — „Heida!" schrie ein Kesselflicker, der immer einer der eifrigsten Schatten gewesen war, „was ein braver Abderit ist, über den Esel her! Er soll uns die Zeche bezahlen! Laßt nicht ein Haar aus seinem schäbigten Schwanz von ihm übrig bleiben!"

In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das Thier, und, ehe man eine Hand umkehren konnte, war es in tausend Stücke zerrissen. Jedermann wollte auch einen Bissen davon haben. Man riß, schlug, zerrte, kratzte, balgte und raufte sich darum mit einer Hitze, die gar nicht ihres Gleichen hatte. Bei Einigen ging die Wuth so weit, daß sie ihren Antheil auf der Stelle roh und blutig auffraßen; die Meisten aber liefen mit dem, was sie davon gebracht, nach Hause; und da ein Jeder eine Menge hinter sich her hatte, die ihm seinen Raub mit großem Geschrei abzujagen suchten: so wurde der ganze Markt in wenig Minuten so leer als um Mitternacht.

Die Vierhundertmänner waren im ersten Augenblick dieses Aufruhrs, wovon sie die Ursache nicht sogleich sehen konnten, in so große Bestürzung gerathen, daß sie alle, ohne selbst zu wissen, was sie thaten, die Dolche hervorzogen, die sie heimlich unter ihren Mänteln bei sich führten; und die Herren sahen einander mit keinem kleinen Erstaunen an, da auf einmal, vom Nomophylax bis zum untersten

Beisitzer, in jeder Hand ein bloßer Dolch funkelte. Als sie aber endlich sahen und hörten, was es war, steckten sie geschwinde ihre Messer wieder in den Busen, und brachen allesammt, gleich den Göttern im ersten Buch der Ilias, in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Dank sei dem Himmel," rief endlich, nachdem die sehr ehrwürdigen Herren wieder zu sich selbst gekommen waren, der Nomophylax lachend aus: „Mit aller unserer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklichern Ausgang geben können. Wozu wollten wir uns nun noch länger die Köpfe zerbrechen? Der Esel, der unschuldige Anlaß dieses leidigen Handels, ist (wie es zu gehen pflegt) das Opfer davon geworden; das Volk hat sein Müthchen an ihm abgekühlt; und es kommt jetzt nur noch auf eine gute Entschließung von unsrer Seite an: so kann dieser Tag, der noch kaum so aussah, als ob er ein trübes Ende nehmen würde, ein Tag der Freude und der Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe werden. Da der Esel selbst nicht mehr ist, was hülf' es, noch lange über seinen Schatten zu rechten? Ich trage also darauf an: daß diese ganze Eselsache hiemit öffentlich für geendigt und abgethan genommen, beiden Theilen unter Vergütung aller ihrer Kosten und Schäden aus dem Stadtärario, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, dem armen Esel aber auf gemeiner Stadt Kosten ein Denkmal aufgerichtet werde, das zugleich uns und unsern Nachkommen zur ewigen Erinnerung diene, wie leicht eine große und blühende Republik sogar um eines Esels Schatten willen hätte zu Grunde gehen können."

Jedermann klatschte dem Antrag des Nomophylax seinen Beifall zu, als dem klügsten und billigsten Auswege, den man, nach Gestalt der Sachen, treffen könne. Beide Parteien konnten damit zufrieden sein, und die Republik erkaufte ihre Beruhigung und Verhütung größeren Schimpfs und Unheils noch immer wohlfeil genug. Der Schluß wurde also von den Vierhundertmännern einhellig diesem Vortrag gemäß abgefaßt, wiewohl es einige Mühe kostete, den Zunftmeister Pfrieme dahin zu bringen, daß er nicht den Ungeraden machte; und der große Rath, mit seiner martialischen Bürgerwache im Vor- und Hintertreffen, begleiteten den Nomophylax bis vor seine Wohnung zurück, wo er die Herren Kollegen sammt und sonders auf den Abend zu einem großen Koncert einlud, welches er ihnen, zur Befestigung der wiederhergestellten Eintracht, zum Besten geben wollte.

Der Erzpriester Agathyrsus erließ dem Eseltreiber nicht nur die versprochenen fünf und zwanzig Prügel, sondern schenkte ihm noch obendrein drei schöne Maulesel aus seinem eignen Stalle, mit dem ausdrücklichen Verbot, keine Schadloshaltung aus dem abderitischen Aerario anzunehmen. Des folgenden Tages gab er den sämmtlichen Schatten aus dem kleinen und großen Rath ein prächtiges

Gastmahl; und am Abend ließ er unter die gemeinen Bürger von allen Zünften eine halbe Drachme auf den Mann austheilen, um dafür auf seine und aller guten Abderiten Gesundheit zu trinken. Diese Freigebigkeit gewann ihm auf einmal wieder aller Herzen; und da die Abderiten ohnehin (wie wir wissen) Leute waren, denen es nichts kostete, von einer Extremität zur andern überzugehen: so ist sich, bei einem so edlen Betragen des bisherigen Oberhaupts der stärkern Partei, nicht zu verwundern, daß die Namen von Eseln und Schatten in kurzem gar nicht mehr gehört wurden. Die Abderiten lachten jetzt selbst über ihre Thorheit als einen Anstoß von fiebrischer Raserei, der nun, Gottlob! vorüber sei. Einer ihrer Balladenmänner (deren sie sehr viele und sehr schlechte hatten) eilte was er konnte, die ganze Geschichte in ein Gassenlied zu bringen, das sogleich auf allen Straßen gesungen wurde; und der Dramenmacher Thlaps ermangelte nicht, binnen wenigen Wochen sogar eine Komödie daraus zu verfertigen, wozu der Nomophylax eigenhändig die Musik komponirte.

Dieses schöne Stück wurde öffentlich mit großem Beifall aufgeführt, und beide ehemalige Parteien lachten so herzlich darin, als ob die Sache sie gar nichts anginge.

Demokritus, der sich von dem Erzpriester hatte bereden lassen, mit in dies Schauspiel zu gehen, sagte beim Herausgehen: Diese Aehnlichkeit mit den Atheniensern muß man den Abderiten wenigstens eingestehen, daß sie recht treuherzig über ihre eigne Narrenstreiche lachen können. Sie werden zwar nicht weiser darum: aber es ist immer schon viel gewonnen, wenn ein Volk leiden kann, daß ehrliche Leute sich über seine Thorheiten lustig machen, und mitlacht, anstatt, wie die Affen, tückisch darüber zu werden.

Es war die letzte abderitische Komödie, in welche Demokritus in seinem Leben ging: denn bald darauf zog er mit Sack und Pack aus der Gegend von Abdera weg, ohne einem Menschen zu sagen, wo er hinginge; und von dieser Zeit an hat man keine weitere Nachrichten von ihm.

Fünftes Buch.

Die Frösche der Latona.

Erstes Kapitel.

Erste Quelle des Uebels, welches endlich den Untergang der abderitischen Republik nach sich zog. Politik des Erzpriesters Agathyrsus. Er läßt einen eignen öffentlichen Froschgraben anlegen. Nähere und entferntere Folgen dieses neuen Instituts.

Die Republik Abdera genoß einige Jahre auf die eben so gefährlichen als — Dank ihrem gutlaunigen Genius! — so glücklich abgelaufnen Bewegungen wegen des Eselsschattens der vollkommensten Ruhe von innen und außen; und wenn es natürlicher Weise möglich wäre, daß Abderiten sich lange wohl befinden könnten, so hätte man dem Anschein nach ihrem Wohlstande die längste Dauer versprechen sollen. Aber zu ihrem Unglück arbeitete eine ihnen allen verborgene Ursache, ein geheimer Feind, der desto gefährlicher war, weil sie ihn in ihrem eignen Busen herumtrugen, unvermerkt an ihrem Untergange.

Die Abderiten verehrten (wie wir wissen) seit undenklichen Zeiten die Latona als ihre Schutzgöttin.

So viel sich auch immer mit gutem Fug gegen den Latonendienst einwenden läßt, so war es nun einmal ihre von Voreltern auf sie geerbte Volks- und Staatsreligion; und sie waren in diesem Stücke nicht schlimmer daran, als alle übrigen griechischen Völkerschaften. Ob sie wie die Athener Minerven, oder Juno wie die von Samos, oder Dianen wie die Ephesier, oder die Grazien wie die Orchomenier, oder ob sie Latonen verehrten, darauf kam's nicht an: eine Religion mußten sie haben, und in Ermangelung einer bessern war eine jede besser als gar keine.

Aber der Latonendienst hätte auch ohne den Froschgraben bestehen können. Wozu hatten sie nöthig, den einfältigen Glauben der alten Tejer, ihrer Voreltern, durch einen so gefährlichen Zusatz aufzustutzen? Wozu die Frösche der Latona, da sie die Latona selbst hatten?

Oder, wenn sie ja ein sichtbares Denkmal jener wundervollen Verwandlung der lycischen Bauern zur Nahrung ihres abderitischen Glaubens bedurften: hätte ein halbes Dutzend ausgestopfte Froschhäute, mit einer schönen goldnen Inschrift in einer Kapelle des Latonentempels aufgestellt, mit einem brokatnen Tuch umschleiert, und alle Jahre mit gehörigen Feierlichkeiten dem Volke vorgezeigt, ihrer Einbildungskraft nicht die nämlichen Dienste gethan?

Demokritus, ihr guter Mitbürger — aber zum Unglück ein Mann, dem man nichts glauben konnte, weil er in dem bösen Rufe stand, daß er selbst nichts glaube — hatte, während er sich unter ihnen aufhielt, bei Gelegenheit zuweilen ein Wort davon fallen lassen: daß man des Guten, zumal wo Frösche mit im Spiele wären, leicht zu viel thun könne. Und da seine Ohren nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit an das liebliche Breckeckeckeck Koax Koax, das ihm zu Abdera Tag und Nacht um die Ohren schnarrte, nicht so gewöhnt waren, als die etwas dickern Ohren seiner Landsleute: so hatte er ihnen einige Mal nachdrückliche Vorstellungen gegen ihre Deisibatrachie (wie er's nannte) gethan, und ihnen öfters bald im Scherz, bald im Ernst vorhergesagt, daß, wenn sie nicht in Zeiten Vorkehrung thäten, ihre quakenden Mitbürger sie endlich aus Abdera hinausquaken würden. Die Vornehmern konnten über diesen Punkt sehr gut Scherz vertragen; denn sie wollten wenigstens nicht dafür angesehen sein, als ob sie mehr von den Fröschen der Latona glaubten als Demokritus selbst. Aber das Uebel war, daß er sie weder durch Schimpf noch Ernst dahin bringen konnte, die Sache aus einem vernünftigen Gesichtspunkte zu beherzigen. Scherzte er darüber, so scherzten sie mit; sprach er ernsthaft, so lachten sie über ihn, daß er über so was ernsthaft sein könne. Und so blieb es denn Einwendens ungeachtet wie in allen Dingen so auch hierin zu Abdera immer — beim alten Brauch.

Indessen wollte man doch bereits zu Demokrits Zeiten eine gewisse Lauigkeit in Absicht auf die Frösche unter der edeln abderitischen Jugend wahrgenommen haben. Wenigstens stimmte der Priester Strobylus öfters große Klagelieder darüber an, daß die meisten guten Häuser die Froschgräben, die sie von Alters her in ihren Gärten unterhalten hätten, unvermerkt eingehen ließen, und der gemeine Mann beinahe der Einzige sei, der in diesem Stücke noch an dem löblichen alten Brauch hange, und seine Ehrfurcht für den geheiligten Teich auch durch freiwillige Gaben zu Tage lege.

Wer sollte nun bei so bewandten Sachen vermuthet haben,

daß gerade unter allen Abderiten Derjenige, auf den am wenigsten ein Verdacht, daß er an der Deisibatrachie krank sei, fallen könnte, kurz, daß der Erzpriester Agathyrsus der Mann war, der bald nach Endigung der Fehde zwischen den Eseln und Schatten dem erkalteten Eifer der Abderiten für die Frösche wieder ein neues Leben gab?

Gleichwohl ist es unmöglich, ihn von diesem seltsamen Widerspruch zwischen seiner innern Ueberzeugung und seinem äußerlichen Betragen frei zu sprechen; und wenn wir nicht bereits von seiner Art zu denken unterrichtet wären, würde das Letztere kaum zu erklären sein. Aber wir kennen diesen Priester als einen ehrsüchtigen Mann. Er hatte sich während der letzten Unruhen an der Spitze einer mächtigen Partei gesehen, und hatte keine Lust, dieses Vergnügen gegen ein geringeres Aequivalent zu vertauschen, als einen fortdauernden Einfluß auf die ganze nun wieder beruhigte Republik; eine Sache, die er nunmehr durch kein gewisseres Mittel erhalten konnte, als durch eine große Popularität und eine Gefälligkeit gegen die Vorurtheile des Volks, die ihm um so weniger kostete, da er (wie so viele seines Gleichen) die Religion blos als eine politische Maschine ansah, und im Grunde äußerst gleichgültig darüber war, ob es Frösche oder Eulen oder Hammelsfelle seien, was ihm die freieste und sicherste Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaften gewährte.

Diesemnach also, und um sich auf die wohlfeilste Art bei dem Volke in Ansehen und Einfluß zu erhalten, verbannte er bald nach Endigung des Schattenkriegs nicht nur die Störche, über welche die Froschpfleger Klage geführt hatten, aus allen Gerichten und Gebieten des Jasontempels, sondern er trieb die Gefälligkeit gegen seine neuen Freunde so weit, daß er mitten auf einer Esplanade (die einer seiner Vorfahren zu einem öffentlichen Spazierplatz gewidmet hatte) einen Teich graben ließ, und sich zu Besetzung desselben auf eine sehr verbindliche Art einige Fässer mit Froschlaich aus dem geheiligten Teiche von dem Oberpriester Strobylus ausbat; welche ihm denn auch nach einem der Latona gebrachten feierlichen Opfer in Begleitung des ganzen abderitischen Pöbels mit großem Prunk zugeführt wurden.

Von diesem Tage an war Agathyrsus der Abgott des Volks, und ein Froschgraben, zu rechter Zeit angelegt, verschaffte ihm, was er sonst mit aller Politik, Wohlredenheit und Freigebigkeit nie erlangt haben würde. Er herrschte, ohne die Rathsstube jemals zu betreten, so unumschränkt in Abdera als ein König; und weil er den Rathsherren und Zunftmeistern alle Woche zwei- oder dreimal zu essen gab, und ihnen seine Befehle

nie anders als in vollen Bechern von Chierwein insinuirte, so hatte Niemand etwas gegen einen so liebenswürdigen Tyrannen einzuwenden. Die Herren glaubten nichtsdestoweniger auf dem Rathhause ihre eigne Meinung zu sagen, wenn ihre Vota gleich nur der Widerhall der Schlüsse waren, welche Tages zuvor im Speisesaal des Erzpriesters abgefaßt wurden.

Agathyrsus war der Erste, der sich unter vertrautern Freunden über seinen neuen Froschgraben lustig machte. Aber das Volk hörte nichts davon. Und da sein Beispiel auf die Edeln von Abdera mehr wirkte als seine Scherze, so hätte man den Wetteifer sehen sollen, womit sie, um ebenfalls Proben von ihrer Popularität abzulegen, entweder die vertrockneten Froschgräben in ihren Gärten wieder herstellten, oder neue anlegten, wo noch keine gewesen waren.

Wie in Abdera alle Thorheiten ansteckend waren, so blieb auch von dieser Niemand frei. Anfangs war es bloße Mode, eine Sache, die zum guten Ton gehörte. Ein Bürger von einigem Vermögen würde sich's zur Schande gerechnet haben, hierin hinter seinem vornehmern Nachbar zurückzubleiben. Aber unvermerkt wurde es ein Erforderniß zu einem guten Bürger; und wer nicht wenigstens eine kleine Froschgrube innerhalb seiner vier Pfähle aufweisen konnte, würde für einen Feind Latonens und für einen Verräther am Vaterlande ausgeschrien worden sein.

Bei einem so warmen Eifer der Privatpersonen ist leicht zu erachten, daß der Senat, die Zünfte und übrigen Kollegien nicht die Letzten waren, der Latona gleiche Beweise ihrer Devotion zu geben. Jede Zunft ließ sich ihren eignen Froschzwinger graben. Auf jedem öffentlichen Platze der Stadt, ja sogar vor dem Rathhause (wo die Kräuter- und Eierweiber ohnehin Lärms genug machten) wurden große mit Schilf und Rasen eingefaßte Wasserbehälter zu diesem Ende angelegt; und das Polizeikollegium, welches hauptsächlich die Verschönerung der Stadt in seinen Pflichten hatte, kam endlich gar auf den Einfall, durch die Spaziergänge, womit Abdera rings umgeben war, zu beiden Seiten schmale Kanäle ziehen und mit Fröschen besetzen zu lassen. Das Projekt wurde vor Rath gebracht und ging ohne Widerspruch durch, wiewohl man sich genöthigt sah, um diese Kanäle und die übrigen öffentlichen Froschteiche mit dem benöthigten Wasser zu versehen, den Fluß Nestus beinahe gänzlich abgraben zu lassen. Weder die Kosten, die durch alle diese Operationen der Stadtkasse aufgeladen wurden, noch der vielfältige Nachtheil, der aus dem Abgraben des Flusses entstand, wurden in die mindeste Betrachtung gezogen; und als ein junger Rathsherr nur im Vorbeigehn erwähnte, daß der Nestus nahe am Eintrocknen wäre, rief einer

von den Froschpflegern: „Desto besser! so haben wir einen großen Froschgraben mehr, ohne daß es der Republik einen Heller kostet.“

Wer sich bei diesem (freilich nur in Abdera möglichen) Enthusiasmus für die Verschönerung der Stadt durch Froschgräben am besten befand, waren die Priester des Latonentempels. Denn ungeachtet sie den Laich aus dem heiligen Teiche sehr wohlfeil, nämlich den abderitischen Cyathus (der ungefähr ein Nößel unsers Maßes betragen mochte) nur für zwei Drachmen verkauften, so wollte doch Jemand berechnet haben, daß sie in den ersten zwei bis drei Jahren, da die Schwärmerei am wirksamsten war, über fünftausend Dariken damit gewonnen hätten. Die Summe scheint uns bei allem dem zu hoch angesetzt; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß sie sich für den Laich, den sie der Republik ablieferten, das Doppelte aus der Baukasse bezahlen ließen.

Uebrigens dachte in ganz Abdera Niemand an die Folgen dieser schönen Anstalten. Die Folgen kamen wie gewöhnlich von sich selbst. Aber weil sie nicht auf einmal da standen, so währte es nicht nur eine geraume Zeit, bis man sie bemerkte; sondern da sie endlich auffallend genug wurden, um nicht länger, sogar von Abderiten, übersehen zu werden, so konnten diese doch, trotz ihrem bekannten Scharfsinn, die Quelle derselben nicht ausfindig machen. Die abderitischen Aerzte zerbrachen sich die Köpfe, um zu errathen, woher es käme, daß Schnupfen, Flüsse und Hautkrankheiten aller Arten von Jahr zu Jahr so mächtig überhand nahmen und so hartnäckig wurden, daß sie aller ihrer Kunst und aller Niesewurz von Anticyra Trotz boten. Kurz, Abdera mit der ganzen Gegend umher war beinahe in einen allgemeinen unabsehbaren Froschteich verwandelt, eh es einem ihrer politischen Spitzköpfe einfiel, die Frage aufzuwerfen: ob eine grenzenlose Vermehrung der Froschmenge dem Staat nicht vielleicht mehr Schaden thun könnte, als die Vortheile, die man sich davon versprach, jemals wieder gut zu machen vermöchten?

Zweites Kapitel.

Charakter des Philosophen Korax. Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften zu Abdera. Korax wirft in derselben eine verfängliche Frage in Betreff der Latonenfrösche, und sich selbst zum Haupt der Gegenfröschler auf. Betragen der Latonenpriester gegen diese Sekte, und wie sie bewogen wurden, selbige für unschädlich anzusehen.

Der merkwürdige Kopf, der zuerst die Wahrnehmung machte, daß die Menge der Frösche in Abdera in der That übermäßig

sei und mit der Anzahl und dem Bedürfniß der zweibeinigen unbefiederten Einwohner ganz und gar in keinem Verhältnisse stehe, nannte sich Korax. Es war ein junger Mann von gutem Hause, der sich etliche Jahre zu Athen aufgehalten und in der Akademie (wie die von Plato gestiftete Philosophenschule bekanntermaßen genannt wurde) gewisse Grundsätze eingesogen hatte, die den Fröschen der Latona nicht allzu günstig waren. Die Wahrheit zu sagen, Latona selbst hatte durch seinen Aufenthalt zu Athen so viel bei ihm verloren, daß es kein Wunder war, wenn er ihre Frösche nicht mit aller der Ehrfurcht ansehen konnte, die von einem orthodoxen Abderiten gefordert wurde. — „Eine jede schöne Frau ist eine Göttin"; pflegte er zu sagen, „wenigstens eine Göttin der Herzen; und Latona war unstreitig eine sehr schöne Frau: aber was geht das die Frösche an? und — die Sache blos menschlich und im Lichte der Vernunft betrachtet — was gehen am Ende die Frösche Latonen an? Gesetzt aber auch, die Göttin — für die ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die einer schönen Frau und einer Göttin gebührt — gesetzt, sie habe die Frösche vor allem andern Geziefer und Ungeziefer der Welt in ihren besondern Schutz genommen: folgt denn daraus, daß man der Frösche nie zu viel haben könne?"

Korax war, als er so zu vernünfteln anfing, ein Mitglied der Akademie, welche in Abdera zur Nachahmung der atheniensischen gestiftet worden war. Diese Akademie war ein kleiner in Spaziergänge ausgehauener Wald, ganz nahe bei der Stadt, und da sie unter dem Schutze des Senats stand und auf gemeiner Stadt Kosten angelegt worden war: so hatten die Herren von der Polizeikommission nicht ermangelt, sie reichlich mit Froschgräben zu versehen. Die Glieder der Akademie fanden sich zwar nicht selten durch den eintönigen Chorgesang dieser quakenden Philomelen in ihren tiefsinnigen Betrachtungen gestört. Allein, da dies an jedem andern Orte in und um die Stadt Abdera ebensowohl der Fall gewesen wäre, so hatten sie sich immer in Geduld darein ergeben; oder, richtiger zu reden, man war des Froschgesangs in Abdera so gewohnt, daß man nicht mehr davon hörte, als die Einwohner von Katadupa von dem großen Nilfall, in dessen Nachbarschaft sie leben, oder als die Anwohner irgend eines andern Wasserfalls in der Welt.

Allein mit Korax, dessen Ohren durch seinen Aufenthalt zu Athen die Empfindlichkeit, die allen gesunden menschlichen Ohren natürlich ist, wieder erlangt hatten, war es eine andre Sache. Man wird es also nicht befremdlich finden, daß er gleich bei der ersten Sitzung, welcher er beiwohnte, die spitzige Anmerkung machte: er glaube, das Käuzlein der Minerva qualificire sich

ungleich besser zu einem außerordentlichen Mitgliede der Akademie, als die Frösche der Latona. — „Ich weiß nicht, meine Herren, wie Sie die Sache ansehen", setzte er hinzu, „aber mir deucht, die Frösche haben seit einigen Jahren auf eine ganz unbegreifliche Art in Abdera zugenommen."

Die Abderiten waren ein dumpfes Völklein, wie wir Alle wissen; und es gab vielleicht (eine einzige berühmte Nation allenfalls ausgenommen) kein andres in der Welt, das in der sonderbaren Eigenschaft, einen Wald vor lauter Bäumen nicht sehen zu können, ihnen den Vorzug streitig machen konnte. Aber dies mußte man ihnen lassen, sobald es nur Einem unter ihnen einfiel, eine Bemerkung zu machen, die Jedermann eben so gut hätte machen können als er, wiewohl sie Niemand vor ihm gemacht hatte; so schienen sie allesammt plötzlich aus einem langen Schlaf zu erwachen, sahen nun auf einmal — was ihnen vor der Nase lag, wunderten sich über die gemachte Entdeckung, und glaubten Demjenigen sehr verbunden zu sein, der ihnen dazu verholfen hatte. „In der That", antworteten die Herren von der Akademie, „die Frösche haben seit einiger Zeit auf eine ganz unbegreifliche Art zugenommen."

„Wenn ich sagte, auf eine ganz unbegreifliche Art", versetzte Korax, „so will ich damit keineswegs gesagt haben, daß etwas Uebernatürliches in der Sache sei. Im Grunde ist nichts begreiflicher, als daß die Frösche sich an einem Orte vermehren müssen, wo man solche Anstalten zu ihrer Unterhaltung vorkehrt wie zu Abdera: das Unbegreifliche liegt (meiner geringen Meinung nach) blos darin, wie die Abderiten einfältig genug sein können, diese Anstalten vorzukehren?"

Die sämmtlichen Mitglieder der Akademie stutzten über die Freiheit dieser Rede, sahen einander an, und schienen verlegen zu sein, was sie von der Sache denken sollten.

„Ich rede blos menschlicher Weise", sagte Korax.

„Wir zweifeln nicht daran", versetzte der Präsident der Akademie, der ein Rathsherr und einer von den Zehnmännern war; allein die Akademie hat sich's bisher zum Gesetz gemacht, dergleichen schlüpfrige Materien, auf welchen die Vernunft so leicht ausglitschen kann, lieber gar nicht zu berühren" —

„Die Akademie zu Athen hat sich kein solches Gesetz gemacht", fiel ihm Korax ein; „wenn man nicht über alles philosophiren darf, so wär's ebensogut, man philosophirte über — gar nichts."

„Ueber alles", sagte der Präsident Zehnmann mit einer bedenklichen Miene, „nur nicht über Latonen und" —

„Ihre Frösche?" — setzte Korax lächelnd hinzu. Dies war's auch wirklich, was der Präsident hatte sagen wollen; aber

bei dem Wörtchen „und“ überfiel ihn eine Art von Beklemmung, als ob er wider Willen fühlte, daß er im Begriff sei, eine Albernheit zu sagen; und so hielt er plötzlich mit offnem Munde ein, und überließ es Koraxen, die Periode zu vollenden.

„Ein jedes Ding kann von sehr vielerlei Seiten und in mancherlei Lichte betrachtet werden“, fuhr Korax fort; „und dies zu thun, ist (deucht mir) gerade, was dem Philosophen zukommt, und was ihn von dem dummen undenkenden Haufen unterscheidet. Unsere Frösche zum Beispiel können als Frösche schlechtweg und als Frösche der Latona betrachtet werden. Denn insofern sie Frösche schlechtweg sind, sind sie weder mehr noch weniger Frösche als andre. Ihr Verhältniß gegen die Abderiten ist insofern ungefähr das nämliche, wie das Verhältniß aller übrigen Frösche zu allen übrigen Menschen; und insofern kann nichts unschuldiger sein, als zu untersuchen, ob die Froschmenge in einem Staate mit der Volksmenge in gehörigem Verhältnisse stehe oder nicht? — und wofern sich fände, daß der Staat einen großen Theil mehr Frösche ernähren müßte, als er nöthig hätte, die diensamsten Mittel vorzuschlagen, wodurch ihre übermäßige Menge vermindert werden könnte.“

„Korax spricht verständig“, sagten etliche junge Akademisten.

„Ich rede blos menschlicher Weise von der Sache“, sagte Korax.

„Ich wollte lieber, daß wir gar nicht davon angefangen hätten“, sagte der Präsident.

Dies war der erste Funke, den Korax in die schwindligen Köpfe einiger naseweisen jungen Abderiten warf. Unvermerkt wurde er zum Haupt und Worthalter einer Sekte, von deren Grundsätzen und Meinungen in Abdera nicht allzu vortheilhaft gesprochen wurde. Man beschuldigte sie nicht ohne Grund, daß sie nicht nur unter sich, sondern sogar in großen Gesellschaften und auf den öffentlichen Spazierplätzen behaupteten: „es lasse sich mit keinem einzigen triftigen Grunde beweisen, daß die Frösche der Latona etwas besser als gemeine Frösche wären; die Sage, daß sie von den milischen Froschbauern oder Bauerfröschen abstammten, wäre ein albernes Volksmärchen; und selbst die alte Tradition, daß Jupiter die besagten Bauern, weil sie Latonen mit ihren Zwillingen nicht aus ihrem Teiche hätten trinken lassen wollen, in Frösche verwandelt habe, sei etwas, woran man allenfalls zweifeln könnte, ohne sich eben darum an Jupitern oder Latonen zu versündigen. Es möchte aber auch damit sein, wie es wollte, so sei es doch ungereimt, aus Devotion gegen die schöne Latona die ganze Stadt und Republik Abdera zu einer Froschpfütze zu machen;“ — und was dergleichen Behauptungen mehr waren, die, so simpel und vernunft-

mäßig sie auch uns heutiges Tages vorkommen, zu Abdera gleichwohl (zumal in den Ohren der Latonenpriester) sehr übelklingend gefunden wurden und dem Philosophen Korax und seinen Anhängern den verhaßten Namen Batrachomachen oder Gegenfröschler zuzogen; einen Titel, dessen sie sich jedoch um so weniger schämten, weil es ihnen gelungen war, beinahe die ganze junge und schöne Welt mit ihren freien Meinungen anzustecken.

Der Priester des Latonentempels und das hohe Kollegium der Froschpfleger ermangelten nicht, bei jeder Gelegenheit ihr Mißfallen an dem muthwilligen Witze der Gegenfröschler zu zeigen; und der Oberpriester Stilbon vermehrte aus dieser Veranlassung sein Buch von den Alterthümern des Latonentempels mit einem großen Kapitel über die Natur der Latonenfrösche. Indessen hatten sie einen sehr wesentlichen Beweggrund, es dabei bewenden zu lassen; und dieser war: daß ungeachtet der freigeisterischen Denkart über die Frösche, welche Korax in Abdera zur Mode gemacht hatte, nicht ein einziger Froschgraben in und um die Stadt weniger zu sehen war als zuvor. Korax und seine Anhänger waren schlau genug gewesen, zu merken, daß sie sich die Freiheit, „von den Fröschen überlaut zu denken, was sie wollten“, nicht wohlfeiler erkaufen könnten, als wenn sie es, was die Ausübung betraf, gerade eben so machten wie alle andern Leute. Ja, der weise Korax, als Derjenige, auf den man am meisten Acht gab, und der es für sicherer hielt, lieber zu viel als zu wenig zu thun, hatte, gleich nach seiner Aufnahme in die Akademie, auf seinem angeerbten Grund und Boden einen der schönsten Froschgräben in ganz Abdera angelegt und mit einer beträchtlichen Menge schöner wohlbeleibter Frösche aus dem geheiligten Teiche besetzt, wovon er den Priestern jedes Stück mit vier Drachmen bezahlte. Dies war eine Höflichkeit, für welche diese Herren, so wenig sie sich ihm auch sonst dafür verbunden halten mochten, doch um des guten Beispiels willen nicht umhin konnten dankbar zu scheinen; zumal da diese nämliche Handlung des sogenannten Philosophen hinlänglichen Vorwand gab, Diejenigen, die sich an seinen freien Meinungen und witzigen Einfällen hatten ärgern mögen, zu überzeugen, daß es ihm nicht Ernst damit sei. „Seine Zunge ist schlimmer als sein Gemüth“, pflegten sie zu sagen: „er will dafür angesehen sein, als ob er zu viel Witz hätte, um zu denken wie andre Leute; aber im Grund ist's bloße Ziererei. Wenn er nicht im Herzen eines Bessern überzeugt wäre, würde er wohl seine freigeisterischen Meinungen durch seine Handlungen widerlegen? Man muß solche Leute nicht nach dem, was sie sprechen, beurtheilen, sondern nach dem, was sie thun.“

Bei allem dem ist nicht zu läugnen, daß Karox unter der Hand mit keinem geringern Anschlag umging, als — gleich einem neuen

Herkules, Theseus oder Harmodius — sein Vaterland von den Fröschen zu befreien; von welchen es, wie er zu sagen pflegte, mit größerm Unheil bedroht würde, als alle die Ungeheuer, Räuber und Tyrannen, von denen jene Heroen das ihrige befreiten, jemals in ganz Griechenland angerichtet hätten.

Drittes Kapitel.

Ein unglücklicher Zufall nöthigt den Senat von der unmäßigen Froschmenge in Abdera Notiz zu nehmen. Unvorsichtigkeit des Rathsherrn Meidias. Die Majora beschließen ein Gutachten der Akademie einzuholen. Der Nomophylax Hypsiboas protestirt gegen diesen Schluß, und eilt, den Oberpriester Stilbon dagegen in Bewegung zu setzen.

Das Ungemach, das die Abderiten von der ungeheuern Vermehrung ihrer heiligen Frösche erduldeten, wurde inzwischen von Tag zu Tag drückender, ohne daß der damalige Archon Onokradias (ein Schwestersohn des berühmten Onolaus und, die Wahrheit zu sagen, der lockerste Kopf, der jemals am Ruder von Abdera gewackelt hatte) vermocht werden konnte, die Sache vor den Senat zu bringen — bis bei einer großen Feierlichkeit, wo der Rath und die ganze Bürgerschaft in Prozession durch die Hauptstraßen ziehen mußte, das Unglück geschah, daß ein paar Dutzend Frösche, die sich zu weit aus ihren Gräben herausgewagt hatten, im Gedränge des Volks zertreten wurden, und, aller schleunig vorgekehrten Hülfe ungeachtet, jämmerlich ums Leben kamen.

Dieser Vorfall schien so bedenklich, daß sich der Archon genöthigt fand, eine außerordentliche Rathsversammlung ansagen zu lassen, um zu berathschlagen, was für eine Genugthuung die Stadt für dieses zwar unvorsetzliche, aber nichtsdestoweniger höchst unglückliche Sakrilegium der Latona zu leisten hätte, und durch was für Vorkehrungen einem ähnlichen Unglück fürs Künftige vorgebaut werden könnte?

Nachdem eine gute Weile viel abderitische Plattheiten über die Sache vorgetragen worden waren, platzte endlich der Rathsherr Meidias, ein Verwandter und Anhänger des Philosophen Korax, heraus: „Ich begreife nicht, warum die Herren um ein halb Schock Frösche mehr oder weniger ein solches Aufheben machen mögen. Jedermann ist überzeugt, daß die Sache ein bloßer Zufall war, den uns Latona unmöglich übel nehmen kann; und weil das Schicksal, das über Götter, Menschen und Frösche zu befehlen hat, doch nun einmal den Untergang einiger quakenden Geschöpfe

bei dieser Gelegenheit verhängen wollte, möchten's doch anstatt vierundzwanzig eben so viele Myriaden gewesen sein!"

Es waren unter allen Rathsherren vielleicht nicht fünf, die in ihrem Hause oder in Privatgesellschaften (wenigstens seit Korax zuerst die Entdeckung gemacht) nicht tausendmal über die allzu große Vermehrung der Frösche geklagt hätten. Gleichwohl, da es in vollem Senat noch nie darüber zur Sprache gekommen war, stutzte Jedermann über die Kühnheit des Rathsherrn Meidias, nicht anders, als ob er der Latona selbst an die Kehle gegriffen hätte. Einige alte Herren sahen so erschrocken aus, als ob sie erwarteten, daß ihr Herr Kollege für diese verwegene Rede auf der Stelle zum Frosch werden würde.

„Ich hege alle gebührende Achtung für den geheiligten Teich", fuhr Meidias, der alles wohl bemerkte, ganz gelassen fort, „aber ich berufe mich auf die innere Ueberzeugung aller Menschen, deren Mutterwitz noch nicht ganz eingetrocknet ist, ob Jemand unter uns ohne Unverschämtheit läugnen könne, daß die Menge der Frösche in Abdera ungeheuer ist?"

Die Rathsherren hatten sich indessen von ihrem ersten Schrecken wieder erholt; und wie sie sahen, daß Meidias noch immer in seiner eignen Gestalt da saß, und ungestraft hatte sagen dürfen, was sie im Grunde allesammt als Wahrheit fühlten, so fing Einer nach dem Andern an zu bekennen; und nach einer kleinen Weile zeigte sich's, daß der ganze Senat einhellig der Meinung war: es wäre zu wünschen, daß der Frösche in Abdera weniger sein möchten.

„Man ist in seinem eignen Hause nicht mehr vor ihnen sicher", sagte Einer. — „Man kann nicht über die Straße gehen, ohne Gefahr zu laufen, einen oder ein paar mit jedem Tritte zu zerquetschen" sagte ein Andrer. — „Man hätte der Freiheit, Froschgräben anzulegen, gleich anfangs Schranken setzen sollen", sagte ein Dritter. — „Wär' ich damals im Senat gewesen, da die Stiftung der öffentlichen Froschteiche beschlossen wurde, ich würde meine Stimme nimmermehr dazu gegeben haben", sagte ein Vierter. — „Wer hätte aber auch gedacht, daß sich die Frösche in wenig Jahren so unmenschlich vermehren würden?" sagte ein Fünfter. — „Ich sah es wohl vorher", sagte der Präsident der Akademie; „aber ich habe mir zum Gesetz gemacht, mit den Priestern der Latona in Frieden zu leben."

„Ich auch", sagte Meidias; „aber unsre Umstände werden dadurch nichts gebessert."

„Was ist also bei so gestalten Sachen anzufangen, meine Herren?" fragte endlich in seinem gewöhnlichen nieselnden Tone der Archon Onokradias.

„Da sitzt eben der Knoten!" antworteten die Rathsherren aus

Einem Munde. „Wenn uns nur Jemand sagen wollte, was anzufangen ist?"

„Was anzufangen ist?" rief Meidias hastig und hielt plötzlich wieder ein.

Es erfolgte eine allgemeine Stille in der Rathsstube. Die weisen Männer ließen ihre Häupter auf die Brust fallen und schienen mit Anstrengung aller ihrer Gesichtsmuskeln nachzusinnen, was anzufangen sei?

„Aber wofür haben wir denn eine Akademie der Wissenschaften in Abdera?" rief nach einer Weile der Archon zu allgemeiner Verwunderung aller Anwesenden. Denn man hatte ihn seit seiner Erwählung zum Archontat noch nie seine Meinung in einer rhetorischen Figur vorbringen hören.

„Der Gedanke Seiner Hochweisheit ist unverbesserlich", versetzte der Rathsherr Meidias; „man trage der Akademie auf, ihr Gutachten zu geben, durch was für Mittel" —

„Das ist's eben, was ich meine", unterbrach ihn der Archon: „wofür haben wir eine Akademie, wenn wir uns mit dergleichen subtilen Fragen die Köpfe zerbrechen sollen?"

„Vortrefflich!" rief eine Menge dicker Rathsherren, indem sie sich Alle zugleich mit der flachen Hand über ihre platten Stirnen fuhren. — „Die Akademie! die Akademie soll ein Gutachten stellen!"

„Ich bitte Sie, meine Herren", rief Hypsiboas, einer der Häupter der Republik; denn er war zur Zeit Nomophylax, erster Froschpfleger, und Mitglied des ehrwürdigen Kollegiums der Zehnmänner. Aller dieser Würden ungeachtet lebte schwerlich in ganz Abdera ein Mann, der an Latonen und ihren Fröschen im Herzen weniger Antheil nahm als er. Aber weil ihm der Jasonide Onokradias bei der letzten Archonswahl vorgezogen worden war, so hatte er sich's zum Grundsatz gemacht, dem neuen Archon immer und in allem zuwider zu sein. Er wurde daher von den Jasoniden und ihren Freunden nicht unbillig beschuldiget: daß er ein unruhiger Kopf sei und mit nichts Geringerm umgehe, als eine Partei im Rathe zu formiren, die sich allen Absichten und Schlüssen der Jasoniden (welche freilich seit langer Zeit den Meister in der Stadt gespielt hatten) entgegen setzen sollte. — „Ich bitte Sie, meine Herren, übereilen Sie sich nicht", rief Hypsiboas; „die Sache gehört nicht vor die Akademie, sie gehört vor das Kollegium der Froschpfleger. Es wäre wider alle gute Ordnung, und würde von den Priestern der Latona als die gröbste Beleidigung aufgenommen werden müssen, wenn man eine Frage von dieser Natur und Wichtigkeit der Akademie auftragen wollte!"

„Es betrifft aber keine bloße Froschsache, hochgeachteter Herr

Nomophylax", sagte Meidias mit seiner gewöhnlichen spöttischen Gelassenheit; „leider ist es, Dank sei es den schönen Anstalten, die man seit einigen Jahren getroffen hat, eine Staatssache." —

„Und vielleicht die wichtigste, die jemals ein allgemeines Zusammentreten aller vaterländisch gesinnten Gemüther nothwendig gemacht hat", fiel ihm Stentor ins Wort; Stentor, einer der heißesten Köpfe in der Stadt, der seiner polternden Stimme wegen viel im Senat vermochte. Die Jasoniden hatten ihn, wiewohl er nur ein Plebejer war, durch die Vermählung mit einer natürlichen Tochter des verstorbenen Erzpriesters Agathyrsus auf ihre Seite gebracht und pflegten sich gewöhnlich seiner guten Stimme zu bedienen, wenn etwas gegen den Nomophylax Hypsiboas durchzusetzen war, der eine eben so starke, wiewohl nicht völlig so polternde Stimme hatte als Stentor.

Wohl bekam es diesmal den Ohren der abderitischen Rathsherren, daß sie durch das ewige Koax Koax ihrer Frösche ein wenig dickhäutig geworden waren; sie würden sonst in Gefahr gewesen sein, bei dieser Gelegenheit völlig taub zu werden. Aber man war solcher Artigkeiten auf dem Rathhause zu Abdera schon gewohnt, und ließ also die beiden mächtigen Schreier, gleich zwei eifersüchtigen Bullen, einander so lange anbrüllen, bis sie — vor Heiserkeit nicht mehr schreien konnten.

Da es von diesem Augenblick an nicht mehr der Mühe werth war, ihnen zuzuhören, so fragte der Archon den Stadtschreiber: wie viel die Uhr sei? — und auf die Versicherung, daß die Mittagsessenszeit heran nahe, wurde unverzüglich zur Umfrage geschritten.

Hier beliebe man sich zu erinnern, daß es auf dem Rathhause zu Abdera bei Abfassung eines Schlusses niemals darum zu thun war, die Gründe, welche für oder wider eine Meinung vorgetragen worden waren, kaltblütig gegen einander abzuwägen, und sich auf die Seite Desjenigen zu neigen, der die besten gegeben hatte: sondern man schlug sich entweder zu Dem, der am längsten und lautesten geschrien hatte, oder zu Dem, dessen Partei man hielt. Nun pflegte zwar die Partei des Archons in gewöhnlichen Sachen fast immer die stärkere zu sein; aber diesmal, da es (mit dem Präsidenten der Akademie zu reden) einen so schlüpfrigen Punkt betraf, würde Onokradias schwerlich die Oberhand erhalten haben, wenn Stentor seine Lunge nicht ganz außerordentlich angegriffen hätte. Es wurde also mit achtundzwanzig Stimmen gegen zweiundzwanzig beschlossen: daß der Akademie ein Gutachten abgefordert werden sollte, durch was für Mittel und Wege der übermäßigen Vermehrung der Frösche in und um Abdera (jedoch der schuldigen Ehrfurcht für Latonen und den Rechten ihres Tempels in alle Wege unbeschadet) Einhalt gethan werden könnte?

Die Klausel hatte der Rathsherr Meidias ausdrücklich einrücken lassen, um der Partei des Nomophylax keinen Vorwand zu lassen, das Volk gegen die Majorität aufzuwiegeln. Aber Hypsiboas und sein Anhang versicherten, daß sie nicht so einfältig wären, sich durch Klauseln eine Nase drehen zu lassen. Sie protestirten gegen den Schluß zu Protokoll, ließen sich davon Extractum in forma probante ertheilen und begaben sich unverzüglich in Prozession zu dem Oberpriester Stilbon, um Seiner Ehrwürden von diesem unerhörten Eingriffe in die Rechte der Froschpfleger und des Latonentempels Nachricht zu geben und die Maßnehmungen mit ihm abzureden, welche zu Aufrechthaltung ihres Ansehens schleunigst ergriffen werden müßten.

Viertes Kapitel.

Charakter und Lebensart des Oberpriesters Stilbon. Verhandlung zwischen den Latonenpriestern und den Rathsherren von der Minorität. Stilbon sieht die Sache aus einem eigenen Gesichtspunkt an, und geht, dem Archon selbst Vorstellungen zu machen. Merkwürdige Unterredung zwischen den Zurückgebliebenen.

Der Oberpriester Stilbon war bereits der Dritte, der dem ehrwürdigen Strobylus (dessen Asche in Frieden ruhe!) in dieser Würde gefolgt war. In den Charakteren dieser beiden Männer war, den Eifer für die Sache ihres Ordens ausgenommen, sonst wenig Aehnliches. Stilbon hatte von Jugend an die Einsamkeit geliebt und sich in den unzugangbarsten Gegenden des Latonenhains, oder in den abgelegensten Winkeln ihres Tempels mit Spekulationen beschäftigt, die desto mehr Reiz für seinen Geist hatten, je weiter sie sich über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu erheben schienen, oder (richtiger zu reden) je weniger sich der mindeste praktische Gebrauch zum Vortheil des menschlichen Lebens davon machen ließ. Gleich einer unermüdeten Spinne saß er im Mittelpunkt seiner Gedanken- und Wortgewebe, ewig beschäftigt, den kleinen Vorrath von Begriffen, den er in dem engen Bezirke des Latonentempels bei einer so abgeschiedenen Lebensart hatte erwerben können, in so klare und dünne Fäden auszuspinnen, daß er alle die unzählbaren leeren Zellen seines Gehirns über und über damit austapeziren konnte.

Außer diesen metaphysischen Spekulationen hatte er sich am meisten mit den Alterthümern von Abdera, Thracien und Griechenland, besonders mit der Geschichte aller festen Länder, Inseln und Halbinseln, die (nach uralten Traditionen) einst da gewesen, aber

seit undenklichen Zeiten nicht mehr da waren, zu schaffen gemacht. Der ehrliche Mann wußte kein Wort davon, was zu seiner eignen Zeit in der Welt vorging, und noch weniger, was fünfzig Jahre vor seiner Zeit darin vorgegangen; sogar die Stadt Abdera, an deren Einem Ende er lebte, war ihm noch weniger bekannt als Memphis oder Persepolis. Dafür aber war er desto einheimischer in dem alten Pelasgerlande, wußte genau, wie jedes Volk, jede Stadt und jeder kleiner Flecken geheißen, ehe sie ihren gegenwärtigen Namen führten, wußte, wer jeden in Ruinen liegenden Tempel gebaut hatte, und zählte die Reihen aller der Könige an den Fingern her, die vor der Ueberschwemmung Deukalions unter den Thoren ihrer kleinen Städte saßen, und Jedem Recht sprachen, der — sich's nicht selbst zu verschaffen im Stande war. Die berühmte Insel Atlantis war ihm so bekannt, als ob er alle ihre herrlichen Paläste, Tempel, Marktplätze, Gymnasien, Amphitheater u. s. w. mit eignen Augen gesehen hätte; und er würde untröstbar gewesen sein, wenn ihm Jemand in seinem dicken Buche von den Wanderungen der Insel Delos, oder in irgend einem andern von den dicken Büchern, die er über eben so interessante Materien hatte ausgehen lassen, die kleinste Unrichtigkeit hätte zeigen können.

Mit allen diesen Kenntnissen war Stilbon freilich ein sehr gelehrter, aber auch, ungeachtet derselben, ein sehr beschränkter, und in allen Sachen, die das praktische Leben betrafen, höchst einfältiger Mann. Seine Begriffe von den menschlichen Dingen waren fast alle unbrauchbar, weil sie selten oder nie auf die Fälle paßten, wo er sie anwandte. Er urtheilte immer schief von dem, was gerade vor ihm stand, schloß immer richtig aus falschen Vordersätzen, wunderte sich immer über die natürlichsten Ereignisse, und erwartete immer einen glücklichen Erfolg von Mitteln die seine Absichten nothwendig vereiteln mußten. Sein Kopf war und blieb, so lang er lebte, ein Sammelplatz aller populären Vorurtheile. Das blödeste alte Mütterchen in Abdera war nicht leichtgläubiger als er; und so ungereimt es vielen unsrer Leser scheinen wird, so gewiß ist es, daß er vielleicht der einzige Mann in Abdera war, der in vollem Ernst an die Frösche der Latona glaubte.

Bei allem dem wurde der Oberpriester Stilbon durchgehends für einen wohlgesinnten und friedliebenden Mann gehalten — und insoferne man ihm die negativen Tugenden, die eine nothwendige Folge seiner Lebensart, seines Standes und seiner Neigung zum spekulativen Leben waren, für voll anrechnete, so konnte er allerdings für weiser und besser gelten als irgend einer seiner Mitabderiten. Diese Letztern hielten ihn für einen Mann ohne Leidenschaften, weil sie sahen, daß nichts von allem, was die Begierden andrer Leute zu reizen pflegt, Gewalt über ihn hatte. Aber sie

dachten nicht daran, daß er auf alle diese Dinge keinen Werth legte: entweder weil er sie nicht kannte, oder weil er durch eine lange Gewohnheit, blos in Spekulationen zu leben, sich Untüchtigkeit und Abneigung zu allem, was andre Gewohnheiten voraussetzt, zugezogen hatte.

Indessen hatte der gute Stilbon, ohne es selbst zu wissen, eine Leidenschaft, welche ganz allein hinreichend war, so viel Unheil in Abdera anzustiften, als alle übrigen, die er nicht hatte; und das war die Leidenschaft für seine Meinungen. Selbst aufs vollkommenste von ihrer Wahrheit überzeugt, konnte er nicht begreifen, wie ein Mensch, wenn er auch nichts als seine bloßen fünf Sinne und den allgemeinen Menschenverstand hätte, über irgend etwas eine andre Vorstellungsart haben könne als er. Wenn sich also dieser Fall zutrug, so wußte er sich die Möglichkeit desselben nicht anders zu erklären als durch die Alternative: daß ein solcher Mensch entweder nicht bei Sinnen — oder daß er ein boshafter, vorsetzlicher und verstockter Feind der Wahrheit, und also ein ganz verabscheuenswürdiger Mensch sein müsse. Durch diese Denkart war der Oberpriester Stilbon, mit aller seiner Gelehrsamkeit und mit allen seinen negativen Tugenden, ein gefährlicher Mann in Abdera; und er würde es noch ungleich mehr gewesen sein, wenn seine Indolenz und sein entschiedener Hang zur Einsamkeit nicht alles, was um ihn her geschah, so weit von ihm entfernt hätte, daß es ihm selten bedeutend genug vorkam, um die mindeste Kenntniß davon zu nehmen.

„Ich habe nie gehört, daß man Ursache haben könnte, sich über eine allzugroße Menge der Frösche zu beklagen", sagte Stilbon ganz gelassen, als der Nomophylax mit seinem Vortrag zu Ende war.

„Davon soll jetzt die Rede nicht sein, Herr Oberpriester", versetzte jener. „Der Senat ist über diesen Punkt so ziemlich Einer Meinung, und, ich denke, die ganze Stadt dazu. Aber daß der Akademie aufgetragen worden, die Mittel und Wege, wodurch der übermäßigen Froschmenge am füglichsten abgeholfen werden könne, vorzuschlagen, das ist's, was wir niemals zugeben können."

„Hat der Senat der Akademie einen solchen Auftrag gegeben?" fragte Stilbon.

„Sie hören ja", rief Hypsiboas etwas ungeduldig; „das ist's ja eben, was ich Ihnen sagte, und warum wir da sind."

„So hat der Senat einen Schritt gethan, wobei ihn seine gewöhnliche Weisheit gänzlich verlassen hat", erwiederte der Priester eben so kaltblütig wie zuvor. „Haben Sie den Rathsschluß bei sich?"

„Hier ist eine Abschrift davon!"

„Hm, hm", sagte Stilbon und schüttelte den Kopf, nachdem er dieselbe sehr bedächtlich ein- oder zweimal überlesen hatte; „hier sind ja beinahe so viel Absurditäten als Worte! Erstens soll noch erwiesen werden, daß zu viel Frösche in Abdera sind; oder vielmehr dies kann in Ewigkeit nicht erwiesen werden. Denn, um bestimmen zu können, was zu viel ist, muß man erst wissen, was genug ist; und dies ist gerade, was wir unmöglich wissen können, es wäre denn, daß der delphische Apollo oder seine Mutter Latona selbst uns durch ein Orakel darüber verständigen wollte. Die Sache ist sonnenklar. Denn da die Frösche unmittelbar unter dem Schutz und Einfluß der Göttin stehen, so ist es ungereimt zu sagen, daß ihrer jemals mehr seien, als der Göttin beliebt; und also braucht die Sache nicht nur gar keiner Untersuchung, sondern sie läßt auch keine Untersuchung zu. Zweitens: gesetzt, daß der Frösche wirklich zu viel wären, so ist es doch ungereimt, von Mitteln und Wegen zu reden, wodurch ihre Anzahl vermindert werden könnte. Denn es giebt keine solche Mittel und Wege, wenigstens keine, die in unsrer Willkür stehen, welches eben so viel ist, als ob es gar keine gebe. Drittens ist es ungereimt, der Akademie einen solchen Auftrag zu geben. Denn die Akademie hat nicht nur kein Recht, über Gegenstände von dieser Wichtigkeit zu erkennen, sondern sie besteht auch, wie ich höre, größtentheils aus Witzlingen und seichten Köpfen, die von solchen Dingen gar nichts verstehen; und zum klaren Beweis, daß sie nichts davon verstehen, sollen sie, wie ich höre, sogar albern genug sein, darüber zu scherzen und zu spotten. Ich traue diesen armen Leuten zu, daß es aus Unverstand geschieht. Denn hätten sie mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels mit Bedacht gelesen, so müßten sie entweder aller Sinne beraubt oder offenbare Bösewichter sein, wenn sie der Wahrheit, die ich darin sonnenklar dargelegt habe, widerstehen könnten. Das Senatusconsultum ist also, wie gesagt, durchaus ungereimt und kann folglich von keinem Effekt sein, indem ein absurder Satz eben so viel ist als gar kein Satz. Sagen Sie dies unsern gnädigen Herren in der nächsten Session, hochgeachteter Herr Nomophylax! Unsre gnädigen Herren werden sich unfehlbar eines Bessern besinnen; und solchenfalls werden wir am besten thun, die Sache auf sich beruhen zu lassen."

„Herr Oberpriester", antwortete ihm Hypsiboas, „Sie sind ein grundgelehrter Mann, das wissen wir Alle. Aber, nehmen Sie mir nicht übel, auf Welthändel und Staatssachen verstehen Sich Euer Ehrwürden nicht. Die Majora im Senat haben einen Schluß gefaßt, der den Gerechtsamen der Batrachotrophen präjudicirlich ist. Indessen nach der Regel bleibt's bei diesem Rathsschlusse, und der Archon wird ihn zur Exekution gebracht haben, eh' ich in der

nächsten Session Ihre logischen Einwendungen vortragen könnte, wenn ich mich auch damit beladen wollte."

„Es kommt aber ja in solchen spekulativen Dingen nicht auf die Majora, sondern auf die Saniora an", sagte Stilbon.

„Vortrefflich, Herr Oberpriester", versetzte der Nomophylax. „Das ist ein Wort! Die Saniora! die Saniora haben unstreitig Recht. Die Frage ist also jetzt nur, wie wir es anzugreifen haben, daß sie auch Recht behalten. Wir müssen auf ein schleuniges Mittel denken, die Vollstreckung des Rathsschlusses aufzuhalten."

„Ich will Seiner Gnaden, dem Archon, augenblicklich mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels schicken. Er muß es noch nicht gelesen haben. Denn in dem Kapitel von den Fröschen ist alles, was über diesen Gegenstand zu sagen ist, ins Klare gesetzt."

„Der Archon hat in seinem Leben kein Buch gelesen, Herr Oberpriester", sagte einer von den Rathsherren lachend; „dies Mittel wird nicht anschlagen, dafür bin ich Ihnen gut!"

„Desto schlimmer!" erwiederte Stilbon. „In was für Zeiten leben wir, wenn das wahr ist! Wenn das Oberhaupt des Staats ein solches Beispiel giebt — Doch ich kann unmöglich glauben, daß es schon so weit mit Abdera gekommen sei."

„Sie sind auch gar zu unschuldig, Herr Oberpriester", sagte der Nomophylax. „Aber lassen wir das auf sich beruhen! Es stände noch gut genug, wenn das der größte Fehler des Archons wäre."

„Ich sehe nur Ein Mittel in der Sache", sprach jetzt einer von den Priestern, Namens Pamphagus: „das hochpreisliche Kollegium der Zehnmänner ist über dem Senat — folglich" —

„Um Vergebung", fiel ihm ein Rathsherr ins Wort, nicht über dem Senat, sondern nur" —

„Sie haben mich nicht ausreden lassen", sagte der Priester etwas hitzig. „Die Zehnmänner sind nicht über dem Senat in Justiz-, Staats- und Polizeisachen. Aber da alle Sachen, wobei der Latonentempel betroffen ist, vor die Zehnmänner gehören, und von ihrer Entscheidung nicht weiter appellirt werden kann: so ist klar, daß" —

„Die Zehnmänner nicht über dem Senat sind!" fiel jener ein; „denn der Senat behängt sich mit Latonensachen gar nicht, und kann also nie mit den Zehnmännern in Kollision kommen."

„Desto besser für den Senat", sagte der Priester. „Aber, wenn sich denn ja einmal der Senat beigehen ließe, über einen Gegenstand, der dem Dienst der Latona wenigstens sehr nahe verwandt ist, erkennen zu wollen, wie dermalen wirklich der Fall ist: so sehe ich kein ander Mittel, als die Zehnmänner zusammenberufen zu lassen."

„Das kann nur der Archon“, wandte Hypsiboas ein, „und natürlicher Weise wird er sich dessen weigern.“

„Er kann sich nicht weigern, wenn er von der gesammten Priesterschaft darum angegangen wird“, sagte Pamphagus.

„Herr Kollege, ich bin nicht Ihrer Meinung“, fiel der Oberpriester ein. „Es wäre wider die Würde der Zehnmänner und sogar wider die Ordnung, wenn wir in vorliegendem Fall auf ihre Zusammenberufung dringen wollten. Die Zehnmänner können und müssen sich versammeln, wenn die Religion wirklich verletzt worden ist. Wo ist aber hier die Verletzung? Der Senat hat einen absurden Schluß gefaßt, daß ist alles. Es ist schlimm, aber nicht schlimm genug; Sie müßten denn erweisen können, daß die Zehnmänner darum da seien, den Senat zu syndiciren, wenn er ungereimte Schlüsse macht.“

Der Priester Pamphagus biß die Lippen zusammen, drehte sich nach dem Sitze des Nomophylax und murmelte ihm etwas ins linke Ohr.

Stilbon, ohne darauf Acht zu geben, fuhr fort: „Ich will stehenden Fußes selbst zum Archon gehen. Ich will ihm mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels bringen. Er soll das Kapitel von den Fröschen lesen! Es ist unmöglich, daß er nicht sogleich von der Ungereimtheit des Rathsschlusses überzeugt werde.“

„So gehen Sie denn und versuchen Sie Ihr Heil“, versetzte der Nomophylax. — Der Oberpriester ging unverzüglich.

„Was das für ein Kopf ist!“ sagte der Priester Pamphagus, wie er weggegangen war.

„Er ist ein sehr gelehrter Mann“, versetzte der Rathsherr Bucephalus; „aber“ — —

„Ein gelehrter Mann?“ fiel jener ein. „Was nennen Sie gelehrt? Gelehrt in lauter Dingen, die kein Mensch zu wissen verlangt!“

„Davon können Euer Ehrwürden besser urtheilen als unser Einer“, erwiederte der Rathsherr; „ich verstehe nichts davon; aber es ist mir doch immer unbegreiflich vorgekommen, daß ein so gelehrter Mann in Geschäftssachen so einfältig sein kann wie ein kleines Kind.“

„Es ist unglücklich für den Latonentempel“, sagte ein andrer Priester — —

„Und für den ganzen Staat“, setzte ein dritter hinzu.

„Das weiß ich eben nicht“, sprach der Nomophylax mit einem spitzfindigen Naserümpfen; „wir wollen aber bei der Sache bleiben. Die Herren scheinen mir sämmtlich der Meinung zu sein, daß die Zehnmänner zusammenberufen werden müßten“ — —

„Um so mehr", sagte einer der Rathsherren, „weil wir gewiß sind, die Majora gegen den Archon zu machen."

„Wenn wir uns nicht besser helfen können", fuhr der Nomophylax fort, „so bin ich's zufrieden. Aber sollten wir uns denn in einer Sache, wobei Latona und ihre Priesterschaft auf unsrer Seite sind, nicht besser helfen können? Machen wir nicht beinahe die Hälfte des Raths aus? Wir sind blos mit sechs Stimmen majorisirt worden; und wenn wir fest zusammenhalten" — —

„Das wollen wir", schrien die Rathsherren aus voller Kehle.

„Ich habe einen Gedanken, meine Herren; aber ich muß ihn reifer werden lassen. Erkiesen Sie zwei oder drei aus Ihrem Mittel, mit denen ich mich diesen Abend auf meinem Gartenhause näher von der Sache besprechen könne. Es wird sich inzwischen zeigen, wie weit es der Oberpriester mit dem Archon Onokradias gebracht haben wird."

„Ich wette meinen Kopf gegen eine Melone", sagte der Priester Charax, „er wird es aus arg ärger machen."

„Desto besser!" versetzte der Nomophylax.

Fünftes Kapitel.

Was zwischen dem Oberpriester und dem Archon vorgefallen — eines der lehrreichsten Kapitel in dieser ganzen Geschichte.

Während dies in dem Vorsaal des Oberpriesters verhandelt wurde, hatte sich dieser in eigner Person zum Archon erhoben und über eine Sache, woran dem Archon viel gelegen sei, Audienz verlangt.

„O, das wird ganz gewiß die Frösche betreffen", sagte der Rathsherr Meidias, der eben allein bei dem Archon war, und ihm berichtet hatte, daß man den Nomophylax mit seinem ganzen Anhang nach dem Latonentempel habe gehen sehen.

„Daß doch der Henker — verzeih' mirs Latona! alle Frösche hätte!" rief Onokradias ungeduldig; „da wird mir der sauertöpfische Pfaffe die Ohren so voll Warums und Darums schwatzen, daß ich am Ende nicht wissen werde, wo mir der Kopf steht! Helfen Sie mir, ich bitte Sie, von dem gespenstmäßigen alten Kerl!"

Meidias lachte über die Verlegenheit des Archons. „Hören Sie ihn immer an", sagte er; „aber halten Sie fest über Ihrem Ansehen und an dem Grundsatze, daß Noth kein Gesetz hat. Wir können uns doch wahrlich nicht von Fröschen auffressen lassen; und wenn's so fortgehen sollte wie bisher, so möchte uns Latona eben sowohl allzumal in Frösche verwandeln. Es wäre immer noch das

Glücklichste, was uns widerfahren könnte, wenn uns nicht bald auf andre Weise geholfen wird. Allenfalls kann's auch nicht schaden, wenn Euer Gnaden dem Priester zu verstehen geben, daß Jason auch einen Tempel zu Abdera hat, und daß Götter nur insofern Götter sind, als sie Gutes thun."

„Schön, schön", sagte der Archon. „Wenn ich nur alles so behalten könnte, wie Sie mir's da gesagt haben! Aber ich will mich schon zusammennehmen. Laßt den Priester nur anrücken! Gehn Sie indessen in mein Kabinet, Meidias. Sie werden eine feine Anzahl kleiner Stücke von Parrhasius darin finden, die man nicht überall sieht. — Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon! Sie verstehen mich doch?"

Meidias schlich sich in das Kabinet; der Archon stellte sich in Positur, und Stilbon wurde vorgelassen.

„Gnädiger Herr Archon", sagte er, „ich komme, Euer Gnaden einen guten Rath zu geben, weil ich eine große Meinung von Dero Weisheit hege und gern Unheil verhüten möchte."

„Ich danke Ihnen für beides, Herr Oberpriester! Ein guter Rath findet, wie Sie wissen, eine gute Statt. Was haben Sie anzubringen."

„Der Senat", fuhr Stilbon fort, „hat sich, wie ich höre, in Sachen, die Frösche der Latona betreffend, eines übereilten Schlusses schuldig gemacht" —

„Herr Oberpriester!" — —

„Ich sage nicht, daß Sie es aus bösem Willen gethan haben. Die Menschen sündigen blos, weil sie unwissend sind. Hier bringe ich Euer Gnaden ein Buch, woraus Sie sich belehren können, was es mit unsern Fröschen für eine Bewandtniß hat. Es hat mir viele Mühe und Nachtwachen gekostet. Sie können daraus lernen, daß die Akademie, die von gestern her ist, kein Recht haben kann, über Frösche zu erkennen, die so alt sind als die Gottheit der Latona. Die Frösche zu Abdera sind, wie wir Alle wissen sollten, ganz ein ander Ding als die Frösche andrer Orte in der Welt. Sie gehören der Latona an. Sie sind niemals aussterbende Zeugen und lebendige Dokumente ihrer Gottheit. Es ist Unsinn, zu sagen, daß ihrer zu viel sein könnten, und ein Sakrilegium, von Mitteln zu reden, wodurch ihre Anzahl vermindert werden soll."

„Ein Sakrilegium, Herr Oberpriester?"

„Ich verdiente nicht, Oberpriester zu sein, wenn ich zu solchen Dingen schweigen wollte. Denn wenn wir einmal zugelassen hätten, daß die Anzahl der Latonenfrösche vermindert werden

dürfe: so möchten unsre noch schlimmern Nachkommen wohl gar so weit verfallen, sie gänzlich ausrotten zu wollen. Wie gesagt, in diesem Buche werden Euer Gnaden alles finden, was von der Sache zu glauben ist. Sorgen Sie dafür, daß Abschriften davon gemacht und jedes Haus mit einem Exemplar versehen werde. Ist dies geschehen, dann wird das Sicherste sein, gar nicht mehr über die Sache zu raisonniren. Die Akademie mag sonst Gutachten stellen, worüber sie immer will. Die ganze Natur liegt vor ihr offen. Sie kann reden vom Elephanten bis zur Blattlaus, vom Adler bis zur Wassermotte, vom Walfisch bis zur Schmerle und von der Ceder bis zum Lykopodion: aber von den Fröschen soll sie schweigen!"

„Herr Oberpriester", sagte der Archon, „die Götter sollen mich bewahren, daß ich mir jemals einfallen lasse, zu untersuchen, was es mit ihren Fröschen für eine Bewandtniß hat. Ich bin Archon, um alles in Abdera zu lassen, wie ich es gefunden habe. Indessen liegt am Tage, daß wir uns vor lauter Fröschen nicht mehr rühren können; und diesem Unwesen muß gesteuert werden. Denn schlimmer darf's nicht mit uns werden, das sehen Sie selbst. Unsre Voreltern begnügten sich, den geheiligten Teich zu unterhalten, und wer seinen eignen Froschgraben haben wollte, dem stand's frei. Dabei hätte man's lassen sollen. Da es aber nun einmal so weit mit uns gekommen ist, daß wir nächstens in Gefahr sind, lebendig oder todt von Fröschen gefressen zu werden: so werden uns Euer Ehrwürden doch wohl nicht zumuthen wollen, daß wir's darauf ankommen lassen sollen? Denn, wenn Einer von Fröschen gefressen würde, so möcht's ihm wohl ein schlechter Trost sein, zu denken, daß es keine gemeinen Frösche seien. Kurz und gut, Herr Oberpriester! die Akademie soll ihr Gutachten stellen, weil ihr's vom Senat aufgetragen worden ist; und — mit aller Achtung, die ich Euer Ehrwürden schuldig bin, ich werde Ihr Buch nicht lesen; und es soll mir ein- für allemal ausgemacht werden, ob die Frösche um der Abderiten willen, oder die Abderiten um der Frösche willen da sind. Denn sobald die Republik durch die Frösche in Gefahr gesetzt wird, sehen Sie, so wird eine Staatssache daraus, und da haben die Priester der Latona nichts drein zu reden, wie Sie wissen. Denn Noth hat kein Gesetz, und — mit Einem Wort, Herr Oberpriester, wir wollen uns nicht von Ihren Fröschen fressen lassen. Sollten Sie aber wider Verhoffen darauf bestehen, so thäte mir's leid, wenn ich Ihnen sagen müßte, daß der Latonentempel nicht der einzige in Abdera ist, und das goldne Vlies, dessen Verwahrung die Götter meiner Familie anvertraut haben, könnte vielleicht eine bisher noch unerkannte Tugend äußern, und Abdera auf einmal von — aller Noth

befreien. Mehr will ich nicht sagen. Aber merken Sie sich das, Herr Oberpriester! Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht."

Der gute Oberpriester wußte nicht, ob er wache oder träume, da er den Archon, den er immer für einen wohldenkenden und exemplarischen Regenten gehalten hatte, eine solche Sprache führen hörte. Er stand eine Weile da, ohne ein Wort hervorbringen zu können; nicht, weil er nichts zu sagen wußte, sondern weil er so viel zu sagen hatte, daß er nicht wußte, wo er anfangen sollte. — „Das hätte ich nimmermehr für möglich gehalten", fing er endlich an, „daß ich die Zeit erleben sollte, wo der Oberpriester der Latona aus dem Munde eines Archons hören müßte, was ich gehört habe!"

Dem Archon fing bei diesen Worten an, unheimlich zu werden. Denn weil er selbst nicht mehr so eigentlich wußte, was er dem Oberpriester gesagt hatte, so wurde ihm bang, er möchte mehr gesagt haben, als sich geziemte. Er sah mit einiger Verlegenheit nach der Kabinetthür, als ob er seinen geheimen Rath Meidias gern zu Hülfe gerufen hätte. Da er sich aber diesmal allein helfen mußte, so zupfte er sich wechselsweise bald an der Nase, bald am Bart, hustete, räusperte sich und erwiederte endlich dem Oberpriester mit aller Würde, die er sich in der Eile geben konnte: „Ich weiß nicht, wie ich das nehmen soll, was Sie mir da sagten. Aber das weiß ich, wenn Sie was gehört zu haben glauben, das Sie nicht hätten hören sollen, so müssen Sie mich ganz unrecht verstanden haben. Sie sind ein sehr gelehrter Mann, und ich trage alle mögliche Achtung für Ihre Person und Ihr Amt" —

„Sie wollen also mein Buch lesen?" fragte Stilbon.

„Das eben nicht; aber — wenn Sie darauf bestehen — wenn Sie glauben, daß es schlechterdings" —

„Man soll das Gute Niemand aufdringen", sagte der Priester mit einer Empfindlichkeit, über die er nicht Meister war. „Ich will es Ihnen da lassen. Lesen Sie es oder nicht! desto schlimmer für Sie, wenn es Ihnen gleichgültig ist, ob Sie richtig oder unrichtig denken" —

„Herr Oberpriester", fiel ihm der Archon, der endlich auch warm zu werden anfing, ins Wort, „Sie sind ein empfindlicher Mann, wie ich sehe. Ich verdenk' es Ihnen zwar nicht, daß Ihnen die Frösche am Herzen liegen, denn dafür sind Sie Oberpriester; Sie sollten aber auch bedenken, daß ich Archon über Abdera und nicht über einen Froschteich bin. Bleiben Sie in ihrem Tempel und regieren Sie dort, wie Sie wollen und können; auf dem Rathhause lassen Sie uns regieren. Die Akademie soll ihr Gut-

achten über die Frösche stellen, dafür geb' ich Ihnen mein Wort! — und es soll Ihnen kommunicirt werden, ehe der Senat einen Schluß darüber faßt, darauf können Sie sich auch verlassen!"

Der Oberpriester verschlang seinen Unwillen über den unerwarteten schlechten Erfolg seines Besuchs, so gut er konnte, machte seinen Bückling und zog sich zurück mit der Versicherung, daß er vollkommen überzeugt sei, der Senat werde nichts in Sachen verfügen, ohne mit den Priestern des Latonentempels vorher einverstanden zu sein. Der Archon versicherte ihm dagegen zurück, daß ihm die Rechte des Latonentempels so heilig seien als die Rechte des Senats und das Beste der Stadt Abdera; und somit schieden sie nach Gestalt der Sachen noch ziemlich höflich von einander.

„Der Pfaffe hat mir warm gemacht", sagte der Archon zum Rathsherrn Meidias, indem er sich mit seinem Schnupftuche die Stirne wischte.

„Sie haben sich aber auch tapfer gehalten", versetzte der Rathsherr. „Das Pfäffchen wird Gift und Galle kochen; aber seine Blitze sind nur von Bärenlappen. Man braucht sich nur auf seine Distinktionen und Syllogismen nicht einzulassen, so ist er geschlagen, und weiß weder wo aus noch wo ein."

„Ja, wenn der Nomophylax nicht hinter ihm stäke", erwiederte der Archon. „Ich wollte, daß ich mich nicht so weit heraus gelassen hätte. Aber was das auch für eine Zumuthung ist, das dicke Buch zu lesen, woran sich der hohläugige alte Kerl blind geschrieben hat! Wer hätte nicht ungeduldig werden sollen!"

„Sorgen Sie für nichts, Herr Archon! Wir haben die Akademie für uns, und in wenig Tagen sollen auch die Lacher in ganz Abdera auf unsrer Seite sein. Ich will Liedchen und Gassenhauer unter das Volk streuen. Der Balladenmacher Lelex soll mir die Geschichte der lycischen Froschbauern in eine Ballade bringen, über die sich die Leute krank lachen sollen. Man muß die Herren mit ihren Fröschen lächerlich machen. Auf eine feine Art, versteht sich; aber Schlag auf Schlag, Gassenhauer auf Gassenhauer! Euer Gnaden sollen sehen, wie das Mittel anschlagen wird."

„Ich will es herzlich wünschen", sagte der Archon; „denn Sie können sich kaum vorstellen, wie mir die verwetterten Frösche diesen Sommer über meinen Garten zugerichtet haben! Ich kann den Jammer gar nicht mehr ansehen. Es fehlt uns nichts, als daß nächstens ein trocknes Jahr käme und uns noch eine Armee von Feldmäusen und Maulwürfen über den Hals schickte."

„Fürs Erste wollen wir uns die Frösche vom Leibe schaffen", versetzte Meidias; „für die Mäuse, die noch kommen sollen, wird's dann auch Mittel geben."

„Aber was, zum Henker, soll ich mit dem dicken Buche machen, das mir der Oberpriester zurückgelassen hat?“ sagte der Archon. — „Sie werden mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich's lesen soll.“

„Da sei Jason und Medea vor, Herr Archon“, versetzte Meidias. „Geben Sie mir's. Ich will's meinem Vetter Korax bringen, dem ohne Zweifel die Ausfertigung des Gutachtens von der Akademie aufgetragen werden wird. Er wird guten Gebrauch davon machen, dafür bin ich Ihnen Bürge.“

„Es mag schönes Zeug drin stehen“ — sagte der Archon.

„Wenn es sonst zu nichts zu gebrauchen ist“, erwiederte der Rathsherr, „so machen wir's zu Pulver und geben's den Ratten ein, die nach Euer Gnaden Weissagung noch kommen sollen. Es muß ein herrliches Rattenpulver geben.“

Sechstes Kapitel.

Was der Oberpriester Stilbon that, als er wieder nach Hause gekommen war.

Sobald der Oberpriester Stilbon wieder in seiner Zelle angelangt war, setzte er sich an sein Schreibepult und nahm sein Werk von den Alterthümern des Latonentempels vor die Hand, in der Absicht, das Kapitel von den Fröschen (welches das größte Kapitel in dem ganzen Buche war) wieder durchzulesen, und zwar, wie er sich schmeichelte, mit aller Unparteilichkeit eines Richters, der kein andres Interesse bei der Sache hat als die Entdeckung der Wahrheit. Denn so überzeugt er auch von den Resultaten seiner Untersuchungen war, so hielt er doch für billig und nöthig, eh er sich weiter einließe, sein ganzes System und die Beweise desselben noch einmal Punkt für Punkt zu prüfen, in der Absicht, wenn es sich auch bei dieser neuen und scharfen Untersuchung wahr befände, es desto zuversichtlicher gegen alle Anfechtungen des Witzes und der Modephilosophie seiner Zeit behaupten zu können.

Armer Stilbon! wenn du (wie ich lieber glauben als nicht glauben will) aufrichtig warst, was für ein betrügliches Ding ist es um eines Menschen Vernunft! und was für eine glatte verführerische Schlange ist die Erzzauberin Eigenliebe!

Stilbon durchlas sein Kapitel von den Fröschen mit aller Unparteilichkeit, deren er fähig war; prüfte jeden Satz, jeden Beweis, jeden Syllogismus mit der Kaltblütigkeit eines Arcesilas,

und — fand: „daß man entweder dem allgemeinen Menschensinn entsagen, oder von seinem System überzeugt werden müsse.“

„Das kann nicht möglich sein, sagt ihr? — Um Verzeihung, das kann sehr möglich sein; denn es ist geschehen und geschieht noch immer alle Tage. Nichts ist natürlicher. Der gute Mann liebte sein System wie sein eigen Fleisch und Blut. Er hatte es aus sich selbst gezeugt. Es war ihm statt Weib und Kind, statt aller Güter, Ehren und Freuden der Welt, auf die er bei seinem Eintritt in den Latonentempel Verzicht gethan hatte; es war ihm über alles. Als er sich hinsetzte, es von Neuem zu prüfen, war er bereits so vollkommen von der Wahrheit und Schönheit desselben überzeugt als von seinem eignen Dasein. Es ging ihm also natürlicher Weise ebenso, als wenn er sich hingesetzt hätte, um mit aller Kaltblütigkeit von der Welt zu untersuchen, ob der Schnee auf dem Gipfel des Hämus weiß oder schwarz sei.

„Daß die milischen Bauern, die der durstenden Latona aus ihrem Teiche zu trinken verwehrten, in Frösche verwandelt worden, (sagte Stilbon in seinem Buche), das ist Thatsache.

Daß eine Anzahl dieser Frösche auf die Art und Weise, wie die Tradition berichtet, nach Abdera in den Teich des Latonenhains versetzt worden, ist Thatsache.

Beide Fakta gründen sich auf das, worauf sich alle historische Wahrheit gründet, auf menschlichen Glauben an menschliches Zeugniß; und so lange Abdera steht, hat sich kein Vernünftiger einfallen lassen, dem allgemeinen Glauben der Abderiten an diese Fakta zu widersprechen. Denn wer sie läugnen wollte, müßte ihre Unmöglichkeit beweisen können; und wo ist der Mensch auf Erden, der dies könnte?

Aber ob die Frösche, die sich zu unsern heutigen Zeiten in dem geheiligten Teiche befinden, eben diejenigen seien, die von Latonen, oder (was auf Eines hinausläuft) von Jupitern auf Latonens Bitte in Frösche verwandelt worden: darüber sind bisher verschiedene Meinungen gewesen.

Unsre Gelehrten haben größtentheils dafür gehalten, daß die Unterhaltung des geheiligten Teichs als bloßes Institut unsrer Voreltern, und die darin aufbewahrten Frösche als bloße Erinnerungszeichen der Macht unsrer Schutzgöttin mit gebührender Ehre anzusehen seien.

Das gemeine Volk hingegen hat von diesen Fröschen immer eben so gesprochen und geglaubt, als ob sie die nämlichen wären, an denen das bekannte Wunder geschehen sei.

Und ich — Stilbon, aus Jupiters und Latonens Barmherzigkeit zur Zeit Oberpriester von Abdera, habe nach reiflicher Erwä-

gung der Sache befunden, daß dieser Glaube des Volks sich auf unumstößliche Gründe stützt; und hier ist mein Beweis!“ —

Der geneigte Leser würde sich wahrscheinlicher Weise schlecht erbaut finden, wenn wir ihm diesen Beweis, so weitläufig, als er in besagtem Buche des Oberpriesters Stilbon vorgetragen ist, zu lesen geben wollten; zumal da wir Alle von dem Ungrunde desselben zum voraus wenigstens eben so vollkommen überzeugt sind, als es der gute Stilbon von dessen Gründlichkeit war. Wir begnügen uns also, nur mit zwei Worten zu sagen: daß sich sein ganzes System über die mehr besagten Frösche um eine heutiges Tages sehr gemeine, damals aber (in Abdera wenigstens) ganz neue, und, nach Stilbons ausdrücklicher Versicherung, von ihm selbst erfundene Hypothese drehte, nämlich um die Lehre: „daß alle Zeugung nichts Andres als Entwickelung ursprünglicher Keime sei.“ — Stilbon fand diese Entdeckung, als er sie zuerst machte, so schön, und wußte sie mit so vielen dialektischen und moralischen Gründen (denn die Physik war seine Sache nicht) zu unterstützen, daß sie ihm mit jedem Tage wahrscheinlicher vorkam.

Endlich glaubte er, sie auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gebracht zu haben. Da nun von dieser zur Gewißheit nur noch ein leichter Sprung zu thun ist: was Wunder, daß ihm eine so sinnreiche, so subtile, so wahrscheinliche Hypothese — eine Hypothese, die er selbst erfunden, mit so vieler Mühe ausgearbeitet, mit allen seinen übrigen Ideen in Verbindung gesetzt und zur Grundlage eines neuen, durchaus raisonnirten Systems über die Latonenfrösche gemacht hatte — zuletzt eben so gewiß, anschaulich und unzweifelhaft vorkam als irgend ein Lehrsatz im Euklides?

„Als die milischen Bauern verwandelt wurden (sagte Stilbon), führten sie Keime aller Bauern und Nichtbauern, die von damals an bis auf diesen Tag, und von diesem Tage bis ans Ende der Tage nach dem ordentlichen Lauf der Natur von ihnen entspringen konnten und sollten, in eben so vielen in einander geschobenen Keimen bei sich; und in dem Augenblicke, da besagte milische Bauern zu Fröschen wurden, wurden auch die sämmtlichen Menschenkeime, die jeder bei sich führte, in Froschkeime verwandelt. Denn (sagte er), entweder wurden diese Keime vernichtet, oder sie wurden ranificirt, oder sie wurden gelassen, wie sie waren. Das Erste ist unmöglich, weil aus etwas eben so wenig nichts, als aus nichts etwas werden kann. Das Dritte läßt sich auch nicht denken; denn wären die besagten Keime Menschenkeime geblieben, so müßten die milischen Ανϑρωπιβατραχοι, oder Menschenfrösche, *wirkliche Menschen* gezeugt haben, welches wider die historische Wahrheit und an sich selbst in alle Wege ungereimt ist. Es bleibt also nur das Zweite übrig, nämlich: sie sind ranificirt, das ist, in

Froschkeime verwandelt worden; und man kann also mit vollkommner Richtigkeit sagen: daß die Frösche, die sich auf diesen Tag in dem geheiligten Teiche befinden, und alle übrigen, deren Abstammung von denselben erweislich ist, folglich die sämmtlichen Frösche in Abdera, eben diejenigen sind, welche von Latonen in Frösche verwandelt wurden; nämlich insofern sie damals in den froschwerdenden Bauern im Keim vorhanden waren und zugleich uno eodemque actu mit ihnen verwandelt wurden."

Dies nun ein- für allemal als erwiesene Wahrheit angenommen, schien dem ehrlichen Stilbon nichts sonnenklarer (wie er zu sagen pflegte) als die Folgerungen, die gleichsam von selbst daraus abflossen. „So wie zum Beispiel eine vom Strahl getroffne Eiche, als eine Res sacra, als dem Donnerer Zeus angehörig und geheiligt, mit schaudernder Ehrfurcht angesehen wird: eben so müssen (sagte er) die von Latonen oder Jupitern verwandelten Menschenfrösche nebst allen ihren im Keim mit verwandelten Abkömmlingen bis ins tausendste und zehntausendste Glied als eine Art wundervoller, der Latona angehöriger Mittelwesen angesehen, und also auch als solche behandelt und geehret werden. Sie sind zwar dem Aeußerlichen nach Frösche wie andre. Denn, da sie von Geburt und Natur Menschen gewesen waren, und alles, was wir von Natur und Geburt sind, uns einen unauslöschlichen Charakter giebt: so sind sie nicht sowohl Frösche als Froschmenschen, und also in gewissem Sinne noch immer unsers Geschlechts, unsre Brüder, unsre verunglückten Brüder, zu unsrer Warnung mit dem furchtbaren Stempel der Rache der Götter bezeichnet, aber eben darum unsers zärtlichsten Mitleidens würdig. — Doch nicht nur unsers Mitleidens (setzte Stilbon hinzu), sondern auch unsrer Ehrerbietung; da sie fortdauernde unverletzliche Denkmäler der Macht unsrer Göttin sind, an denen man sich nicht vergreifen kann, ohne sich an ihr selbst zu vergreifen; indem ihre Erhaltung durch so viele Jahrhunderte der redendste Beweis ist, daß sie solche erhalten wissen wolle."

Der gute Oberpriester — ein Mann, der unsern Lesern so gar verächtlich, wie er ihnen vermuthlich ist, nicht vorkommen würde, wenn sie sich recht in seine Seele hinein zu denken wüßten — hatte den ganzen Abend mit Durchlesung und Prüfung seines Kapitels über die Frösche zugebracht und sich in das Bestreben, sein System mit neuen Gründen zu befestigen, dermaßen vertieft, daß ihm sein Versprechen, dem Nomophylax von dem Erfolg seines Besuchs bei dem Archon Nachricht zu geben, gänzlich aus dem Sinne gekommen war. Er erinnerte sich dessen nicht eher, als da er um die Dämmerungszeit die Thür seiner Zelle aufgehen hörte und diesen Herrn in eigner Person vor sich stehen sah.

„Ich habe Ihnen nicht viel Tröstliches zu berichten“, rief er ihm entgegen; „wir sind in schlechtern Händen, als ich mir jemals vorgestellt hätte. Der Archon weigerte sich, mein Buch zu lesen, vielleicht weil er überhaupt gar nicht lesen kann“ —

„Dafür wollt' ich nicht Bürge sein“, sagte Hypsiboas.

„Und er sprach in einem Tone, dessen ich mich zu einem Oberhaupte der Republik nimmermehr versehen hätte.“

„Was sagte er denn?“

„Ich danke dem Himmel, daß ich das meiste wieder vergessen habe, was er sagte. Genug, er bestand darauf, daß die Akademie ihr Gutachten geben müßte“ —

„Das soll sie wohl bleiben lassen müssen“, fiel der Nomophylar ein; „die Gegenfröschler sollen mehr Widerstand finden, als sie sich vermuthen werden! Aber damit man uns nicht beschuldigen könne, daß wir gewaltthätig zu Werke gehen, ehe wir die gelindern Mittel versucht haben, ist die sämmtliche Minorität entschlossen, dem Senat ungesäumt eine schriftliche Vorstellung zu thun, wofern die Latonenpriesterschaft geneigt ist, gemeine Sache mit uns zu machen.“

„Von Herzen gern“, sagte Stilbon — „ich will die Vorstellung selbst aufsetzen; ich will ihnen darthun“ —

„Vor der Hand“, unterbrach ihn der Nomophylar, „kann es an einem kurzen Promemoria, welches ich bereits, sub spe rati et grati, aufgesetzt habe, genug sein. Wir müssen eine so gelehrte Feder wie die Ihrige auf den letzten Nothfall aufsparen.“

Der Oberpriester ließ sich zwar berichten; setzte sich aber vor, noch in dieser Nacht an einem kleinen Traktätchen zu arbeiten, worin er sein System über die Latonenfrösche in ein neues Licht setzen und auf eine noch subtilere Art, als es in seinem Werke von den Alterthümern des Latonentempels geschehen war, allen Einwendungen zuvorkommen wollte, welche der Philosoph Korax dagegen machen könnte. „Vorgesehene Pfeile schaden desto weniger“, sagte er zu sich selbst. „Ich will die Sache so klar und deutlich hinlegen, daß auch die Einfältigsten überzeugt werden sollen. Es müßte doch wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Wahrheit ihre natürliche Macht über den Verstand der Menschen nur gerade in diesem Falle verloren haben sollte!“

Siebentes Kapitel.

Auszüge aus dem Gutachten der Akademie. Ein Wort über die Absichten, welche Korax dabei gehabt, mit einer Apologie, woran Stilbon und Korax gleich viel Antheil nehmen können.

Inzwischen hatte während aller dieser Bewegungen unter der Minorität des Senats und unter den Latonenpriestern die Akademie eine Weisung bekommen, ihr Gutachten, „durch was für diensame Mittel der übermäßigen Froschmenge (den Gerechtsamen der Latona unbeschadet) aufs schleunigste gesteuert werden könnte", binnen sieben Tagen an den Senat abzugeben.

Die Akademie ermangelte nicht, sich den nächstfolgenden Morgen zu versammeln. Da die Gegenfröschler zur Zeit den größten Theil derselben ausmachten, so wurde die Ausfertigung des Gutachtens dem Philosophen Korax aufgetragen; jedoch von Seiten des Präsidenten mit der ausdrücklichen Erinnerung, daß er sich aufs sorgfältigste hüten möchte, die Akademie in keine bösen Händel mit dem Latonentempel zu verwickeln.

Korax versprach, er wolle alle seine Weisheit aufbieten, die Wahrheit, wo möglich, auf eine unanstößige Art zu sagen. „Denn zum Unmöglichen", setzte er hinzu, „ist, wie meine hochgeehrten Herren wissen, Niemand in irgend einem Falle verbunden."

„Darin haben Sie Recht", versetzte der Präsident; „meine Meinung ging auch blos dahin, daß Sie sich möglichst in Acht nehmen sollten. Denn der Wahrheit darf die Akademie freilich — so viel möglich — nichts vergeben."

„Das ist's, was ich immer sage", erwiederte Korax.

„In was für eine seltsame Lage doch ein ehrlicher Mann kommen kann, sobald er das Unglück hat, ein Abderit zu sein!" — sagte Korax zu sich selbst, da er sich anschickte, das Gutachten der Akademie über die Froschsache zu Papier zu bringen. — „In welcher andern Stadt auf dem Erdboden würde man sich's einfallen lassen, einer Akademie der Wissenschaften eine solche Frage vorzulegen? — Und gleichwohl ist's dem Senat noch zum Verdienste anzurechnen, daß er noch so viel Verstand und Muth gehabt hat, die Akademie zu fragen. Es giebt Städte in der Welt, wo man so was nicht auf die Akademie ankommen läßt. Man muß gestehen, daß die Abderiten zuweilen vor lauter Narrheit auf einen guten Einfall stoßen!"

Korax setzte sich also an seinen Schreibtisch, und arbeitete mit so viel Lust und Liebe zum Dinge, daß er noch vor Sonnenuntergang mit seinem Gutachten fertig war.

Da wir dem geneigten Leser eine, wo nicht ausführliche, doch hinlängliche Nachricht von dem System des Oberpriesters Stilbon gegeben haben, so erfordert die Unparteilichkeit, als die erste Pflicht eines Geschichtschreibers, daß wir ihm auch von dem Inhalte dieses akademischen Gutachtens wenigstens so viel mittheilen, als zum Verständniß dieser merkwürdigen Geschichte vonnöthen zu sein scheint.

„Der hohe Senat", sagte Korax im Eingang seiner Schrift, „setzt in dem der Akademie zugefertigten verehrlichen Rathsschlusse voraus, daß die Froschmenge in Abdera die Volksmenge dermalen in einem unmäßigen Grad übersteige; und überhebt dadurch die Akademie der unangenehmen Arbeit, erst beweisen zu müssen, was als eine stadt- und weltkundige Thatsache vor Jedermanns Augen liegt.

Es gewinnt demnach das Ansehen, als ob die Akademie bei so bewandter Sache sich blos über die Mittel zu erklären hätte, wodurch diesem Unwesen am schleunigsten abgeholfen werden könne.

Allein, da die Frösche in Abdera vermöge eines uralten und ehrwürdig gewordnen Instituts und Glaubens unsrer Voreltern Vorrechte erlangt haben, in deren Besitze sie zu stören Vielen bedenklich, Manchen sogar unerlaubt scheinen mag; und da es vermöge der Natur der Sache leicht geschehen könnte, daß die einzigen diensamen Mittel, welche die Akademie in dem gegenwärtigen äußersten Nothfalle des gemeinen Wesens vorzuschlagen hat, jenen wirklichen oder vermeinten Gerechtsamen der abderitischen Frösche Abbruch zu thun scheinen könnten: so wird es eben so zweckmäßig als unumgänglich sein, eine historisch-pragmatische Beleuchtung der Frage: was es mit unsern besagten Fröschen für eine besondere Bewandtniß habe, vorauszuschicken.

Die Akademie bittet sich also bei diesem theoretischen Theile ihres unmaßgeblichen Gutachtens von allen hoch- und wohlansehnlichen Mitgliedern des hohen Senats um so mehr geneigte Aufmerksamkeit aus, als der glückliche Erfolg dieser ganzen, der Republik so hoch angelegnen Sache lediglich von Berichtigung der Präliminarfrage abhängt: ob und in wie fern die Frösche zu Abdera als wirkliche Frösche anzusehen seien oder nicht."

Diese Berichtigung nimmt in dem Gutachten selbst mehr als zwei Drittel des Ganzen ein. Der schlaue Philosoph, wohl eingedenk dessen, was er dem vorsichtigen Präsidenten versprochen, erwähnt der Verwandlung der milischen Bauern nur im Vorbeigehen und mit aller Ehrerbietung, die man einer alten Volkssage schuldig ist. Er setzt sie, mit Beziehung auf das Buch des Ober-

priesters Stilbon, als eine Sache voraus, die keinem mehrern Zweifel ausgesetzt ist als die Verwandlung des Narcissus in eine Blume, des Cyknus in einen Schwan, der Daphne in einen Lorbeerbaum, oder irgend eine andre Verwandlung, die auf einem eben so festen Grunde beruhet. Wenn es auch nicht unzulässig und unanständig wäre, dergleichen uralte Sagen läugnen zu wollen: so wäre es, meint er, unverständig. Denn da es auf der Einen Seite unmöglich sei, ihre Glaubwürdigkeit durch historische Zeugnisse umzustoßen, und auf der andern kein Naturforscher in der Welt im Stande sei, ihre absolute Unmöglichkeit zu erweisen, so werde jeder Verständige sich um so lieber enthalten, sie zu bezweifeln, da er doch weiter nichts dagegen sagen könnte als die gemeinen Plattheiten: „es ist unglaublich, es ist wider den Lauf der Natur", und dergleichen Formeln, die auch dem schaalsten Kopf beim ersten Anblick eben so gut einfallen müßten. Er betrachte also die Umgestaltung der milischen Bauern in Frösche als eine auf sich beruhende Sache; behaupte aber, daß ihre Wahrheit bei der vorliegenden Frage vollkommen gleichgültig sei. Denn es werde doch wohl Niemand läugnen wollen, daß diese milischen Menschenfrösche schon ein paar tausend Jahre wenigstens todt und abgethan seien. Gesetzt aber auch, daß die abderitischen Frösche ihre Abstammung von denselben genüglich erweisen könnten, so würden sie damit doch weiter nichts erwiesen haben, als daß sie seit undenklichen Zeiten von Vater zu Sohn wahre ächt geborne Frösche seien. Denn so wie die mehr besagten milischen Bauern durch ihre Verwandlung und von dem Augenblick ihrer Einfroschung an aufgehört hatten, Menschen zu sein, so hätten sie auch von diesem Augenblick an nichts Andres als ihres Gleichen, nämlich leibhafte natürliche Frösche zeugen können. Mit Einem Worte, Frösche seien Frösche, und der Umstand, daß ihre ersten Stammväter vor ihrer Verwandlung milische Bauern gewesen, verändre eben so wenig an ihrer gegenwärtigen Froschnatur, als wenig ein von zweiunddreißig Ahnen her geborner Bettler für einen Prinzen angesehen werde, wenn gleich erweislich wäre, daß der erste Bettler seines Stammbaums in gerader Linie von Ninus und Semiramis entsprossen sei. Die Anhänger der entgegenstehenden Meinung schienen dies auch selbst so gut einzusehen, daß sie, um die vorgebliche höhere Natur der abderitischen Frösche zu begründen, ihre Zuflucht zu einer Hypothese nehmen müßten, deren bloße Darstellung alle Widerlegung überflüssig mache.

Der scharfsinnige Leser (und es versteht sich von selbst, daß ein Werk wie dies keine andern Leser haben kann) wird sogleich ohne unser Erinnern bemerkt haben, daß Korax durch diese Einlenkung auf des Oberpriesters Stilbon System von den Keimen

kommen wollte, welches er — eh er es wagen durfte, mit seinem Vorschlage wegen Verminderung der Frösche hervorzurücken — entweder widerlegen oder lächerlich machen mußte.

Da von diesen zwei Wegen der letzte zugleich der bequemste und der Fähigkeit der Hoch- und Wohlweisheiten, mit denen er es zu thun hatte, der angemessenste war: so begnügte sich Korax, das Unbegreifliche dieser Hypothese durch eine komische Berechnung der unendlichen Kleinheit der angeblichen Keime zum Ungereimten zu treiben.

„Wir wollen", sagte er, „um die Aufmerksamkeit des hohen Senats nicht ohne Noth mit arithmetischen Subtilitäten zu ermüden, annehmen, der Sohn des größten und dicksten von den froschgewordnen Miliern habe sich in seinem Keimstande zu seinem Vater verhalten wie Eins zu hundert Millionen. Wir wollen es blos um der runden Zahl willen so annehmen; wiewohl ohne große Mühe zu erweisen wäre, daß der größte unter allen Homunculis als Keim wenigstens noch zehnmal kleiner ist, als ich angegeben habe. Nun steckt nach des Priesters Stilbon Meinung in diesem Keim, nach gleicher Proportion verkleinert, der Keim des Enkels, im Keim des Enkels der Keim des Urenkels, und so in jedem folgenden Abkömmling bis ins zehntausendste Glied, immer mit jedem Grad hundertmillionenmal kleiner, der Keim des nächstfolgenden; so daß der Keim eines jetzt lebenden abderitischen Frosches, gesetzt daß er auch nur im vierzigsten Grade von seinem Stammvater, dem milischen Froschmenschen, entfernt wäre, damals, da er sich als Keim in seinem besagten Stammvater befand, um so viele Millionen von Billionen, von Trillionen u. s. w. kleiner als eine Käsemilbe hätte gewesen sein müssen, daß der geschwindeste Schreiber, den der hohe Senat von Abdera in seiner Kanzlei hat, schwerlich in seinem ganzen Leben mit allen den Nullen, die er, um diese Zahl zu bezeichnen, schreiben müßte, fertig werden könnte und das ganze Gebiet der preiswürdigen Republik (so viel nämlich davon noch nicht in Froschgräben verwandelt ist) schwerlich Raum genug für das Papier oder Pergament hätte, welches diese ungeheure Zahl zu fassen groß genug wäre. Die Akademie überläßt es dem Ermessen des Senats, ob das allerwinzigste aller kleinen Thierchen in der Welt winzig genug sei, um sich von einer solchen unaussprechlich winzigen Kleinheit einen Begriff zu machen? und ob man also anders glauben könne, als daß dem ehrwürdigen Oberpriester etwas Menschliches begegnet sein müsse, da er die Hypothese von den Keimen erfunden, um der vorgeblichen Heiligkeit der abderitischen Frösche eine zwar nicht sehr scheinbare, aber wenigstens doch sehr dunkle und unbegreifliche Unterlage zu geben?

Die Akademie hat mit allem Fleiß die Einbildungskraft der erlauchten Väter des Vaterlandes nicht über die Gebühr anstrengen wollen. Wenn man aber bedenkt, wie kurz das natürliche Leben eines Frosches ist, und daß unsre dermaligen Frösche (nach der Voraussetzung) wenigstens im fünfhundertsten Grade von den milischen Bauern abstammen: so verliert sich die Hypothese des sehr ehrwürdigen Oberpriesters in einem solchen Abgrund von Kleinheit, daß es ungereimt und grausam wäre, nur ein Wort weiter davon zu sagen.

Die Natur ist (wie die berühmte Aufschrift zu Sais sagt) alles was ist, was war und was sein wird, und ihren Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt. Die Akademie, von dieser großen Wahrheit tiefer als sonst irgend Jemand durchdrungen, ist weit entfernt, sich einiger besondern und genauern Einsicht in Geheimnisse, welche unergründlich bleiben sollen, anzumaßen. Sie glaubt, daß es vergebens sei, von der Entstehungsart der organisirten Wesen mehr wissen zu wollen, als was die Sinne bei einer anhaltenden Aufmerksamkeit davon entdecken. Und wenn sie es ja für erlaubt hält, dem angebornen Triebe des menschlichen Geistes — sich alles begreiflich machen zu wollen — durch Hypothesen nachzuhängen: so findet sie diejenige noch immer die natürlichste, vermöge deren die Keime der organischen Körper durch die geheimen Kräfte der Natur erst alsdann gebildet werden, wenn sie ihrer wirklich vonnöthen hat. Dieser Erklärungsart zufolge ist der Keim eines jeden jetzt lebenden quakenden Geschöpfes in allen Sümpfen und Froschgräben von Abdera nicht älter als der Moment seiner Zeugung, und hat mit dem individuellen Frosche, der zur Zeit des trojanischen Krieges quakte, und von welchem der jetzt lebende in gerader Linie abstammt, weiter nichts gemein, als daß die Natur beide nach einem gleichförmigen Modell, durch gleichförmige Werkzeuge und zu gleichförmigen Absichten gebildet hat."

Der Philosoph Korax, nachdem er ein Langes und Breites zu Befestigung dieser Meinung vorgebracht, zieht endlich die Folgerung daraus: daß die abderitischen Frösche eben so natürliche, gemeine und alltägliche Frösche seien als alle übrigen Frösche in der Welt; und daß also die sonderbaren Vorrechte, deren sie sich in Abdera zu erfreuen hätten, nicht auf irgend einer Vorzüglichkeit ihrer Natur und ihrer vorgeblichen Verwandtschaft mit der menschlichen, sondern blos auf einem populären Glauben beruheten, welchen man, zu größtem Nachtheil des gemeinen Wesens, allzu lange unbestimmt und in einem Dunkel gelassen habe, unter dessen Begünstigung die Einbildungskraft der Einen und der Eigennutz der Andern freien Spielraum gehabt habe, mit diesen Fröschen

eine Art von Unfug zu treiben, wovon man außerhalb Aegypten schwerlich etwas Aehnliches in der Welt finden werde.

„Die Alterthümer von Abdera (fährt er fort) liegen ungeachtet alles Lichtes, welches der ehrwürdige und gelehrte Stilbon so reichlich über sie ausgegossen, noch immer — wie die Alterthümer aller andern Städte in der Welt — in einem Nebel, dessen Undurchdringlichkeit dem wahrheitsbegierigen Forscher wenig Hoffnung läßt, seine Begierde jemals befriediget zu sehen. Aber, wozu hätten wir denn auch vonnöthen, mehr davon zu wissen, als wir wirklich wissen? Was es auch mit dem Ursprung des Latonentempels und seines geheiligten Froschgrabens für eine Bewandtniß haben mag, würde etwa, wenn wir diese Bewandtniß wüßten, Latona mehr oder weniger Göttin, ihr Tempel mehr oder weniger Tempel, und ihr Froschteich mehr oder weniger Froschteich sein? — Latona soll und muß in ihrem uralten Tempel verehrt, ihr uralter Froschteich soll und muß in gebührenden Ehren gehalten werden. Beides ist Institut unsrer ältesten Vorfahren, ehrwürdig durch das graueste Alterthum, befestigt durch die Gewohnheit so vieler Jahrhunderte, unterhalten durch den ununterbrochnen fortgepflanzten allgemeinen Glauben unsers Volkes, geheiligt und unverletzlich gemacht durch die Gesetze unsrer Republik, welche die Bewachung und Beschützung desselben dem ansehnlichsten Kollegium des Staats anvertraut haben. Aber wenn Latona, oder Jupiter um Latonens willen, die milischen Bauern in Frösche verwandelt hat, folgt denn daraus, daß alle Frösche der Latona heilig sind und sich des priesterlichen Vorrechts persönlicher Unverletzlichkeit anzumaßen haben? Und wenn unsre wackern Vorfahren für gut befunden haben, zum ewigen Gedächtniß jenes Wunders im Bezirk des Latonentempels einen kleinen Froschgraben zu unterhalten: folgt denn daraus, daß ganz Abdera in eine Froschlache verwandelt werden muß?

Die Akademie kennt sehr wohl die Achtung, die man gewissen Meinungen und Gefühlen des Volks schuldig ist. Aber dem Aberglauben, in welchen sie immer auszuarten bereit sind, kann doch nur so lange nachgesehen werden, als er die Grenzen der Unschädlichkeit nicht gar zu weit überschreitet. *Frösche können in Ehren gehalten werden: aber die Menschen den Fröschen aufzuopfern, ist unbillig.* Der Zweck, um dessentwillen die Abderiten, unsre Vorfahren, den geheiligten Froschteich einsetzten, hätte freilich auch durch einen einzigen Frosch erreicht werden können. Doch laß es sein, daß ein ganzer Teich voll gehalten wurde; wenn es nur bei diesem einzigen geblieben wäre! Abdera würde darum nicht weniger blühend, mächtig und glücklich gewesen sein. Blos der seltsame Wahn, daß man der Frösche und Frosch-

teiche nicht zu viel haben könne, hat uns dahin gebracht, daß uns nun wirklich keine andre Wahl übrig bleibt — als, uns entweder dieser überlästigen und allzu fruchtbaren Mitbürger ungesäumt zu entladen, oder Alle insgesammt mit bloßen Häuptern und Füßen nach dem Latonentempel zu wallen und mit fußfälligen Bitten so lange bei der Göttin anzuhalten, bis sie das alte Wunder an uns erneuert und auch uns, so viel unsrer sind, in Frösche verwandelt haben wird.

Die Akademie müßte sich sehr gröblich an der Weisheit der Häupter und Väter des Vaterlandes versündigen, wenn sie nur einen Augenblick zweifeln wollte, daß das Mittel welches sie in einer so verzweifelten Lage vorzuschlagen aufgefordert worden — das einzige, welches sie vorzuschlagen im Stande ist — nicht mit beiden Händen ergriffen werden sollte. Dieses Mittel hat alle von dem hohen Senat erforderten Eigenschaften; es ist in unsrer Gewalt, es ist zweckmäßig und von unmittelbarer Wirkung; es ist nicht nur mit keinem Aufwand, sondern sogar mit einer namhaften Ersparniß verbunden; und weder Latona noch ihre Priester können, unter den gehörigen Einschränkungen, etwas dagegen einzuwenden haben."

Und nun rathe der geneigte Leser, was für ein Mittel das wohl sein konnte? — Es ist, um ihn nicht lange aufzuhalten, das einfachste Mittel von der Welt. Es ist etwas in Europa von langen Zeiten her bis auf diesen Tag sehr Gewöhnliches; eine Sache, worüber in der ganzen Christenheit sich Niemand das mindeste Bedenken macht, und wovor gleichwohl, als diese Stelle des Gutachtens im Senat zu Abdera abgelesen wurde, der Hälfte der Rathsherren die Haare zu Berge standen. Mit Einem Worte, das Mittel, das die Akademie von Abdera vorschlug, um der überzähligen Frösche mit guter Art los zu werden, war — sie zu essen.

Der Verfasser des Gutachtens betheuerte, daß er auf seinen Reisen zu Athen und Megara, zu Korinth, in Arkadien und an hundert andern Orten Froschkeulen essen gesehen und selbst gegessen habe. Er versicherte, daß es eine sehr gesunde, nahrhafte und wohlschmeckende Speise sei, man möchte sie nun gebacken und frikassirt, oder in kleinen Pastetchen auf die Tafel bringen. Er berechnete, daß auf diese Weise die übermäßige Froschmenge in kurzer Zeit auf eine sehr gemäßigte Zahl gebracht, und dem gemeinen und Mittelmann bei dermaligen klemmen Zeiten keine geringe Erleichterung durch diese neue Eßwaare verschafft werden würde. Und wiewohl der daher entstehende Vortheil sich vermöge der Natur der Sache von Tag zu Tag vermindern müßte: so würde hingegen der Abgang um so reichlicher ersetzt werden, indem

man nach und nach einige tausend Froschteiche und Gräben austrocknen und wieder urbar machen könnte; ein Umstand, wodurch wenigstens der vierte Theil des zu Abdera gehörigen Grund und Bodens wieder gewonnen werden und den Einwohnern zu Nutzen gehen würde. Die Akademie (setzt er hinzu) habe die Sache aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, und könne nicht absehen, wie von Seiten der Latona oder ihrer Priester die mindeste Einwendung dagegen sollte gemacht werden können. Denn, was die Göttin selbst betreffe, so würde sie sich ohne Zweifel durch den bloßen Argwohn, als ob ihr an den Fröschen mehr als an den Abderiten gelegen sei, sehr beleidiget finden. Von den Priestern aber sei zu erwarten, daß sie viel zu gute Bürger und Patrioten seien, um sich einem Vorschlage zu widersetzen, durch welchen dasjenige, was bisher das größte Uebel und Drangsal des abderitischen gemeinen Wesens gewesen, blos durch eine geschickte Wendung in den größten Nutzen desselben verwandelt würde. Da es aber nicht mehr als billig sei, sie, die Priester, um des gemeinen Besten willen nicht zu beeinträchtigen, so hielte die Akademie unmaßgeblich dafür, daß ihnen nicht nur die Unverletzlichkeit des uralten Froschgrabens am Latonentempel von neuem zu garantiren, sondern auch die Verordnung zu machen wäre, daß von dem Augenblick an, da die abderitischen Froschkeulen für eine erlaubte Eßwaare erklärt sein würden, von jedem Hundert derselben eine Abgabe von einem oder zwei Obolen an den Latonentempel bezahlt werden müßte. Eine Abgabe, die, nach einem sehr mäßigen Ueberschlag, in kurzer Zeit eine Summe von dreißig bis vierzigtausend Drachmen abwerfen, und also den Latonentempel wegen aller andern kleinen Vortheile, die durch die neue Einrichtung aufhörten, reichlich schadlos halten würde.

Endlich beschloß der Philosoph Korax sein Gutachten mit diesen merkwürdigen Worten: „Die Akademie glaube durch diesen eben so nothgedrungenen als gemeinnützigen Vorschlag ihrer Schuldigkeit genug gethan zu haben. Sie sei nun wegen des Erfolgs ganz ruhig, indem sie dabei nicht mehr betroffen sei als alle übrigen Bürger von Abdera. Aber da sie überzeugt sei, daß nur ganz erklärte Batrachosebisten fähig sein könnten, sich einer so unumgänglichen Reformation entgegenzusetzen: so hoffe sie, die preiswürdigen Väter des Vaterlandes würden nicht zugeben, daß eine so lächerliche Sekte die Oberhand gewinnen und vor den Augen aller Griechen und Barbaren den abderitischen Namen mit einem Schandflecken beschmitzen sollte, den keine Zeit wieder ausbeizen würde.“

Es ist schwer, von den Absichten eines Menschen aus seinen Handlungen zu urtheilen, und hart, schlimme Absichten zu arg-

wohnen, blos weil eine Handlung eben so leicht aus einem bösen als gutem Beweggrunde hergeflossen sein konnte: aber einen Jeden, dessen Vorstellungsart nicht die unsrige ist, blos darum für einen schlimmen Mann zu halten, ist ungerecht und unvernünftig. Wiewohl wir also nicht mit Gewißheit sagen können, wie rein die Absichten des Philosophen Korax bei Abfassung dieses Gutachtens gewesen sein mochten: so können wir doch nicht umhin, zu glauben, daß der Priester Stilbon in seiner Leidenschaft zu weit gegangen sei, da er besagten Korax dieses Gutachtens wegen für einen offenbaren Feind der Götter und der Menschen erklärte, und ihn einer augenscheinlichen Absicht, alle Religion über den Haufen zu werfen, beschuldigte. So überzeugt auch immer der Hohepriester Stilbon von seiner Meinung sein mochte, so ist doch, bei der großen und unwillkürlichen Verschiedenheit der Vorstellungsarten unter den armen Sterblichen, nicht unmöglich, daß Korax von der Wahrheit der seinigen eben so aufrichtig überzeugt war; daß er die abderitischen Frösche im Innersten seines Herzens für nichts mehr als bloße natürliche Frösche hielt, und durch seinen Vorschlag seinem Vaterlande wirklich einen wichtigen Dienst zu leisten glaubte. Indessen bescheidet sich Schreiber dieses ganz gern, daß es für uns jetzt Lebende, und in Betrachtung, daß die allgemein in Europa angenommenen Grundsätze den Fröschen wenig günstig sind, eine äußerst zarte Sache ist, über diesen Punkt ein vollkommen unparteiisches Urtheil zu fällen.

Wie es also auch um die Moralität der Absichten des Philosophen Korax stehen mochte, so viel ist wenigstens gewiß, daß er eben so wenig ohne Leidenschaften war als der Oberpriester, und daß er sich die Vermehrung seiner Anhänger viel zu eifrig angelegen sein ließ, um nicht den Verdacht zu erwecken, die Eitelkeit, das Haupt einer Partei zu sein, die Begierde, über Stilbon den Sieg davon zu tragen, und der stolze Gedanke, in den Annalen von Abdera dereinst Figur zu machen, habe wenigstens eben so viel zu seiner großen Thätigkeit in dieser Froschsache beigetragen als seine Tugend. Aber daß er alles, was er gethan, aus bloßer Näscherei gethan habe, halten wir für eine Verläumdung schwachköpfiger und leidenschaftlicher Leute, woran es bekannter Maßen bei solchen Gelegenheiten (zumal in kleinen Republiken) nie zu fehlen pflegt.

Korax hatte solche Maßregeln genommen, daß sein Gutachten bei der zweiten Zusammenkunft der Akademie einhellig genehmigt wurde. Denn der Präsident und drei oder vier Ehrenmitglieder, die sich nicht blosgeben wollten, hatten Tages zuvor eine Reise aufs Land gethan.

Achtes Kapitel.

Das Gutachten wird bei Rath verlesen, und nach verschiedenen heftigen Debatten einhellig beschlossen, daß es den Latonenpriestern kommunicirt werden sollte.

Das Gutachten wurde in der vorgeschriebnen Zeit dem Archon eingehändigt und bei der nächsten Sitzung des Senats von dem Stadtschreiber Pyrops, einem erklärten Gegenfröschler, aus voller Brust und mit ungewöhnlich scharfer Beobachtung aller Kommas und übrigen Unterscheidungszeichen abgelesen.

Die Minorität hatte zwar indessen bei dem Archon große Bewegungen gemacht, um ihn dahin zu bringen, die Vollziehung des Rathsschlusses aufzuschieben, und es in einer außerordentlichen Rathsversammlung noch einmal auf die Mehrheit ankommen zu lassen, ob die Sache nicht, mit Vorbeigehung der Akademie, den Zehnmännern übergeben werden sollte. Onokradias hatte auch diesen Antrag auf Bedenkzeit angenommen, aber ungeachtet des täglichen Anhaltens der Gegenpartei seine Antwort um so mehr aufgeschoben, da er versichert worden war, daß das Gutachten bis zum nächsten gewöhnlichen Rathstage fertig sein sollte.

Der Nomophylax Hypsiboas und seine Anhänger fanden sich also nicht wenig beleidigt, als nach Beendigung der Geschäfte des Tages der Archon ein großes Heft unter seinem Mantel hervorzog und dem Senat berichtete, daß es das Gutachten sei, welches vermöge des letzten Rathsschlusses der Akademie in der bekannten leidigen Froschsache aufgetragen worden. Sie standen Alle auf einmal mit Ungestüm auf, beschuldigten den Archon, hinterlistig zu Werke gegangen zu sein, und erklärten sich, daß sie die Verlesung des Gutachtens nimmermehr zugeben würden.

Onokradias, der unter andern kleinen Naturfehlern auch diesen hatte, immer hitzig zu sein, wo er kalt, und kalt, wo er hitzig sein sollte, war im Begriff, eine sehr hitzige Antwort zu geben, wenn ihn der Rathsherr Meidias nicht gebeten hätte, ruhig zu sein und die Herren schreien zu lassen. „Wenn sie alles gesagt haben werden“, flüsterte er ihm zu, „so werden sie nichts mehr zu sagen haben, und dann müssen sie wohl von selbst aufhören.“

Dies war auch, was geschah. Die Herren lärmten, krähten und fochten mit den Händen, bis sie es müde waren; und da sie endlich merkten, daß ihnen Niemand zuhörte, setzten sie sich brummend wieder hin, wischten den Schweiß von der Stirne, und — das Gutachten wurde verlesen.

Wir kennen die Art der Abderiten, so schnell, wie man die Hand umdreht, vom Tragischen zum Komischen überzugehen, und über der kleinsten Gelegenheit zum Lachen die ernsthafte Seite eines Dinges gänzlich aus den Augen zu verlieren. Kaum war der dritte Theil des Gutachtens gelesen, so zeigte sich schon die Wirkung dieser jovialischen Laune sogar bei Denjenigen, die kurz zuvor so laut dagegen geschrien hatten. „Das nenn ich doch beweisen“, sagte einer der Rathsherren zu seinem Nachbar, während Pyrops inne hielt, um nach damaliger Gewohnheit eine Prise Nieseswurz zu nehmen. — „Man muß gestehen“, sagte ein Andrer, „das Ding ist meisterhaft geschrieben.“ — „Ich will gern sehen“, sagte ein Dritter, „was man gegen den Beweis, daß Frösche am Ende doch nur Frösche sind, wird einwenden können?“ — „Ich habe schon lange so was gemerkt“, sagte ein Vierter mit einer schlauen Miene; „aber es ist doch angenehm, wenn man sieht, daß gelehrte Leute mit uns Einer Meinung sind.“

„Nur weiter, Herr Stadtschreiber“, sagte Meidias, „denn das Beste muß noch erst kommen.“

Pyrops las fort. Die Rathsherren lachten, daß sie die Bäuche halten mußten, über die Berechnung der Kleinheit der Keime des Priesters Stilbon, wurden aber auf einmal wieder ernsthaft, da die traurige Alternative vorkam, und sie sich vorstellten, was für ein Jammer das wäre, wenn sie in Corpore, mit dem regierenden Archon an der Spitze, nach dem Latonentempel ziehen und sich's noch zur besondern Gnade anrechnen lassen müßten, in Frösche verwandelt zu werden. Sie reckten die dicken Hälse und schnappten nach Odem bei dem bloßen Gedanken, wie ihnen bei einer solchen Katastrophe zu Muthe sein würde, und waren von Herzen geneigt, jedes Mittel gut zu heißen, wodurch ein solches Unglück verhütet werden könnte.

Aber als das Geheimniß nun heraus war, als sie hörten, daß die Akademie kein anderes Mittel vorzuschlagen hätte, als die Frösche, deren sie einen Augenblick zuvor um jeden Preis los zu werden gewünscht hatten, zu essen: — welche Zunge vermöchte das Gemisch von Erstaunen, Entsetzen und Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung zu beschreiben, das sich auf einmal in den verzerrten Gesichtern der alten Rathsherren malte, welche beinahe die Hälfte des Senats ausmachten? Die Leute sahen nicht anders aus, als ob man ihnen zugemuthet hätte, ihre eignen leiblichen Kinder in kleine Pastetchen backen zu lassen. Auf einmal von der unbegreiflichen Macht des Vorurtheils überwältigt, fuhren sie Alle mit Entsetzen auf und erklärten: daß sie nichts weiter hören wollten, und daß sie sich einer solchen Gottlosigkeit zu der Akademie nimmermehr versehen hätten.

„Sie hören aber ja, daß es nur gemeine natürliche Frösche sind, die wir essen sollen“, rief der Rathsherr Meidias. „Essen wir doch Pfauen und Tauben und Gänse, ungeachtet jene der Juno und Venus, und diese dem Priapus selbst heilig sind. Bekommt uns denn etwa das Rindfleisch schlechter, weil Jupiter sich selbst in einen Stier und die Prinzessin Io in eine Kuh verwandelte? Oder machen wir uns das mindeste Bedenken, alle Arten von Fischen zu essen, wiewohl sie unter dem Schutz aller Wassergötter stehen?“

„Aber die Rede ist weder von Gänsen noch Fischen, sondern von Fröschen“, schrien die alten Rathsherren und Zunftmeister, „das ist ganz was Andres! Gerechte Götter! die Frösche der Latona zu essen! Wie kann ein Mensch von gesundem Kopfe sich so etwas nur zu Sinne kommen lassen?“

„So fassen Sie sich doch, meine Herren“, schrie ihnen der Rathsherr Stentor entgegen, „Sie werden doch nicht solche Batrachosebisten sein wollen“ —

„Lieber Batrachosebisten als Batrachophagen“, rief der Nomophylax, der diesen glücklichen Augenblick nicht entwischen lassen wollte, sich zum Haupt einer Partei aufzuwerfen, auf deren Schultern er sich in kurzem zum Archontat erhoben zu sehen hoffte.

„Lieber alles in der Welt als Batrachophagen“, schrien die Rathsherren von der Minorität und ein paar graubärtige Zunftmeister, die sich zu ihnen schlugen.

„Meine Herren“, sagte der Archon Onokradias, — indem er mit einiger Hitze von seinem elfenbeinernen Stuhl auffuhr, da die Batrachosebisten so laut zu schreien anfingen, daß ihm um sein Gehör bang wurde — „ein Vorschlag der Akademie ist noch kein Rathsschluß. Setzen Sie sich und hören Sie Vernunft an, wenn Sie können! Ich will nicht hoffen, daß hier Jemand ist, der sich einbildet, daß mir so viel daran gelegen sei, Frösche zu essen. Auch werd ich noch wohl Rath zu schaffen wissen, daß sie mich nicht fressen sollen. Aber die Akademie, die aus den gelehrtesten Leuten in Abdera besteht, muß doch wohl wissen, was sie sagt“ —

(„Nicht immer“, murmelte Meidias zwischen den Zähnen.)

„Und da das gemeine Beste allem vorgeht, und nicht billig ist, daß die Frösche den Menschen — daß die Menschen, sage ich, den Fröschen aufgeopfert werden, wie die Akademie sehr wohl erwiesen hat: so ist meine Meinung, — daß das Gutachten ohne weiters — der ehrwürdigen Latonenpriesterschaft kommunicirt werde. Können Sie einen bessern Vorschlag thun, so will ich der Erste sein, der ihn unterstützen hilft. Denn ich habe für meine Person nichts gegen die Frösche, in sofern sie keinen Schaden thun.“

Da der Antrag des Archons nichts Andres war, als worauf beide Parteien ohnehin hätten antragen müssen, so wurde die Kommunikation des Gutachtens zwar einhellig beliebt, aber die Ruhe im Senat wurde dadurch nicht hergestellt; und von dieser Stunde an fand sich die arme Stadt Abdera wieder unter andern Namen in Esel und Schatten getheilt.

Neuntes Kapitel.

Der Oberpriester Stilbon schreibt ein sehr dickes Buch gegen die Akademie. Es wird von Niemand gelesen; im Uebrigen aber bleibt vor der Hand alles beim Alten.

Jedermann bildete sich ein, daß der Oberpriester über das Gutachten der Akademie Feuer und Flammen sprühen werde, und man war nicht wenig verwundert, da er dem Anschein nach so gelassen dabei blieb, als ob ihn die Sache gar nichts anginge.

„Was für armselige Köpfe!“ sagte er, den seinigen schüttelnd, indem er das Gutachten mit flüchtigem Blick überlief; „und gleichwohl sollte man denken, sie müßten mein Buch von den Alterthümern gelesen haben, worin alles so augenscheinlich dargelegt ist. Es ist unbegreiflich, wie man mit fünf gesunden Sinnen so dumm sein kann! Aber ich will ihnen noch wohl das Verständniß öffnen. Ich will ein Buch schreiben — ein Buch, das mir alle Akademien der Welt widerlegen sollen, wenn sie können!“

Und Stilbon, der Oberpriester, setzte sich hin und schrieb ein Buch, dreimal so dick als das erste, das der Archon Onokradias nicht lesen wollte, und bewies darin: daß der Verfasser des Gutachtens keinen Menschenverstand habe; daß er ein Unwissender sei, der nicht einmal gelernt habe, daß nichts groß und nichts klein in der Natur sei; nicht wisse, daß die Materie ins Unendliche getheilt werden könne, und daß die unendliche Kleinheit der Keime (wenn man sie auch noch unendlich kleiner annehme, als Korax in seiner ganz lächerlich übertriebnen Berechnung gethan habe) gegen ihre Möglichkeit nicht ein Minimum beweise. Er unterstützte die Gründe seines Systems von den abderitischen Fröschen mit neuen Gründen, und beantwortete mit großer Genauigkeit und Weitläuftigkeit alle möglichen Einwürfe, die er sich selbst dagegen machte. Seine Einbildung und seine Galle erhitzte sich unterm Schreiben unvermerkt so sehr, daß er sich sehr bittere Ausfälle gegen seine Gegner erlaubte, sie eines vorsetzlichen und verstockten Hasses gegen die Wahrheit anklagte und ziemlich deutlich zu ver-

stehen gab, daß solche Menschen in einem wohl policirten Staate gar nicht geduldet werden sollten.

Der Senat von Abdera erschrak, da der Archon nach etlichen Monaten (denn eher hatte Stilbon, wiewohl er Tag und Nacht schrieb, nicht mit seinem Buche fertig werden können) die Gegenschrift des Oberpriesters vor Rath brachte, die so voluminös war, daß er sie, um die Sache kurzweiliger zu machen, durch zwei von den breitschultrigsten Sackträgern von Abdera auf einer Trage herein schleppen und auf den großen Rathstisch legen ließ. Die Herren fanden, daß es keine Möglichkeit sei, ein so weitläufiges Werk verlesen zu lassen. Es wurde also durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, es geraden Wegs dem Philosophen Korax zuzuschicken, mit dem Auftrage, dasjenige, was er etwa dagegen zu erinnern hätte, schriftlich und so bald als möglich an den regierenden Archon gelangen zu lassen.

Korax stand eben mitten unter einem Haufen naseweiser abderitischer Jünglinge in der Vorhalle seines Hauses, als die Sackträger mit ihrer gelehrten Ladung bei ihm anlangten. Als er nun von dem mitkommenden Rathsboten vernommen hatte, warum es zu thun sei, entstand ein so unmäßiges Gelächter unter der gegenwärtigen Versammlung, daß man es über drei oder vier Gassen bis in die Rathsstube hören konnte. „Der Priester Stilbon hat einen schlauen Genius“, sagte Korax; „er hat gerade das unfehlbarste Mittel ergriffen, um nicht widerlegt zu werden. Aber er soll sich doch betrogen finden! Wir wollen ihm zeigen, daß man ein Buch widerlegen kann, ohne es gelesen zu haben.“

„Wo sollen wir denn abladen?“ fragten die Sackträger, die schon eine gute Weile mit ihrer Trage da gestanden hatten, und von allen den scherzhaften Einfällen der gelehrten Herren nichts verstanden.

„In meinem Häuschen ist kein Platz für ein so großes Buch“, sagte Korax.

„Wissen Sie was“, fiel einer von den jungen Philosophen ein; „weil das Buch doch geschrieben ist, um nicht gelesen zu werden, so stiften Sie es auf die Rathsbibliothek. Dort liegt es sicher, und wird unter dem Schutz einer Kruste von fingerdickem Staub ungelesen und wohlbehalten auf die späte Nachwelt kommen.“

„Der Einfall ist trefflich“, sagte Korax. „Gute Freunde“, fuhr er fort, sich an die Sackträger wendend, „hier sind zwei Drachmen für eure Mühe; tragt eure Ladung auf die Rathsbibliothek und bekümmert euch um weiter nichts; ich nehme die ganze Sache auf meine Verantwortung.“

Stilbon, dem das Schicksal eines Buches, das ihm so viele Zeit und Mühe gekostet hatte, nicht lange verborgen bleiben konnte,

wußte vor Erstaunen und Ingrimm, weder was er denken, noch thun sollte. „Große Latona", rief er einmal übers andre aus, „in was für Zeiten leben wir! Was ist mit Leuten anzufangen, die nicht hören wollen! — Aber sei es darum! Ich habe das Meinige gethan. Wollen sie nicht hören, so mögen sie's bleiben lassen! Ich setze keine Feder mehr an, rühre keinen Finger mehr für ein so undankbares, ungeschliffnes und unverständiges Volk."

So dachte er im ersten Unmuth, aber der gute Priester betrog sich selbst durch diese anscheinende Gelassenheit. Seine Eigenliebe war zu sehr beleidigt, um so ruhig zu bleiben. Je mehr er der Sache nachdachte (und er konnte die ganze Nacht an nichts Andres denken), je stärker fühlte er sich überzeugt, daß es ihm nicht erlaubt sei, bei einer so lauten Aufforderung für die gute Sache still zu sitzen.

Der Nomophylax und die übrigen Feinde des Archons Onokradias ermangelten nicht, seinen Eifer durch ihre Aufhetzungen vollends zu entflammen. Man hielt fast täglich Zusammenkünfte, um sich über die Maßregeln zu berathschlagen, welche man zu nehmen hätte, um dem einreißenden Strom der Unordnung und Ruchlosigkeit (wie es Stilbon nannte) Einhalt zu thun.

Aber die Zeiten hatten sich wirklich sehr geändert. Stilbon war kein Strobylus. Das Volk kannte ihn wenig, und er hatte keine von den Gaben, wodurch sich sein besagter Vorgänger mit unendlichemal weniger Gelehrsamkeit so wichtig in Abdera gemacht hatte. Beinahe alle jungen Leute beiderlei Geschlechts waren von den Grundsätzen des Philosophen Korax angesteckt. Der größere Theil der Rathsherren und angesehenen Bürger neigte sich ohne Grundsätze auf die Seite, wo es am meisten zu lachen gab. Und sogar unter dem gemeinen Volke hatten die Gassenlieder, womit einige Versifexe von Koraxens Anhang die Stadt anfüllten, so gute Wirkung gethan, daß man sich vor der Hand wenig Hoffnung machen konnte, den Pöbel so leicht als ehemals in Aufruhr zu setzen. Aber, was noch das Allerschlimmste war, man hatte Ursache, zu glauben, es gebe unter den Priestern selbst einen und den andern, der ingeheim mit den Gegenfröschlern in Verbindung stehe. Es war in der That mehr als bloßer Argwohn, daß der Priester Pamphagus mit einem Anschlag schwanger gehe, sich die gegenwärtigen Umstände zu Nutze zu machen und den ehrlichen Stilbon von einer Stelle zu verdrängen, welcher er (wie Pamphagus unter der Hand zu verstehen gab) wegen seiner gänzlichen Unerfahrenheit in Geschäften in einer so bedenklichen Krisis auf keine Weise gewachsen sei.

Bei allem dem machten gleichwohl die Batrachosebisten eine ansehnliche Partei aus, und Hypsiboas hatte Geschicklichkeit

genug, sie immer in einer Bewegung zu erhalten, welche mehr als einmal gefährliche Ausbrüche hätte nehmen können, wenn die Gegenpartei — zufrieden mit ihren erhaltenen Siegen und ungeneigt, das Uebergewicht, in dessen Besitz sie war, in Gefahr zu setzen — nicht so unthätig geblieben, und alles, was zu ungewöhnlichen Bewegungen Anlaß geben konnte, sorgfältig vermieden hätte. Denn wiewohl sie sich des Namens der Batrachophagen eben nicht zu weigern schienen, und die Frösche der Latona den gewöhnlichen Stoff zu lustigen Einfällen in ihren Gesellschaften hergaben: so ließen sie es doch nach ächter abderitischer Weise dabei bewenden, und die Frösche blieben, trotz dem Gutachten der Akademie und den Scherzen des Philosophen Korax, noch immer ungestört und ungegessen im Besitz der Stadt und Landschaft Abdera.

Zehntes Kapitel.

Seltsame Entwickelung dieses ganzen tragikomischen Possenspiels.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würden die Frösche der Latona dieser Sicherheit noch lange genossen haben, wenn nicht zufälliger Weise im nächsten Sommer eine unendliche Menge Mäuse und Ratten von allen Farben auf einmal die Felder der unglücklichen Republik überschwemmt und dadurch die ganz unschuldige und ungefähre Weissagung des Archons Onokradias unvermuthet in Erfüllung gebracht hätte.

Von Fröschen und Mäusen zugleich aufgefressen zu werden, war für die armen Abderiten zu viel auf einmal. Die Sache wurde ernsthaft.

Die Gegenfröschler drangen nun ohne weiters auf die Nothwendigkeit, den Vorschlag der Akademie unverzüglich ins Werk zu setzen.

Die Batrachosebisten schrien: die gelben, grünen, blauen, rothen und flohfarbnen Mäuse, die in wenig Tagen die gräulichste Verwüstung auf den abderitischen Feldern angerichtet hätten, seien eine sichtbare Strafe der Gottlosigkeit der Batrachophagen, und augenscheinlich von Latonen unmittelbar abgeschickt, die Stadt, die sich des Schutzes der Göttin unwürdig gemacht habe, gänzlich zu verderben.

Vergebens bewies die Akademie, daß gelbe, grüne und flohfarbne Mäuse darum nicht mehr Mäuse seien als andre; daß es mit diesen Mäusen und Ratten ganz natürlich zugehe; daß man in den Jahrbüchern aller Völker ähnliche Beispiele finde; und daß

es nunmehr, da besagte Mäuse entschlossen schienen, den Abderiten ohnehin nichts Andres zu essen übrig zu lassen, um so nöthiger sei, sich des Schadens, welchen beiderlei gemeine Feinde der Republik verursachten, wenigstens an der eßbaren Hälfte derselben, nämlich an den Fröschen, zu erholen.

Vergebens schlug sich der Priester Pamphagus ins Mittel, indem er den Vorschlag that, die Frösche künftig zu ordentlichen Opferthieren zu machen und, nachdem der Kopf und die Eingeweide der Göttin geopfert worden, die Keulen als Opferfleisch zu ihren Ehren zu verzehren.

Das Volk, bestürzt über eine Landplage, die es sich nicht anders als unter dem Bilde eines Strafgerichts der erzürnten Götter denken konnte, und von den Häuptern der Froschpartei empört, lief in Rotten vor das Rathhaus und drohte, kein Gebein von den Herren übrig zu lassen, wenn sie nicht auf der Stelle ein Mittel fänden, die Stadt vom Verderben zu erretten.

Guter Rath war noch nie so theuer auf dem Rathhause zu Abdera gewesen als jetzt. Die Rathsherren schwitzten Angstschweiß. Sie schlugen vor ihre Stirne; aber es hallte hohl zurück. Je mehr sie sich besannen, je weniger konnten sie finden, was zu thun wäre. Das Volk wollte sich nicht abweisen lassen und schwor, Fröschlern und Gegenfröschlern die Hälse zu brechen, wenn sie nicht Rath schafften.

Endlich fuhr der Archon Onokradias auf einmal wie begeistert von seinem Stuhl auf. — „Folgen Sie mir", sagte er zu den Rathsherren und ging mit großen Schritten auf die marmorne Tribune hinaus, die zu öffentlichen Anreden an das Volk bestimmt war. Seine Augen funkelten von einem ungewöhnlichen Glanz; er schien eines Hauptes länger als sonst, und seine ganze Gestalt hatte etwas Majestätischers, als man jemals an einem Abderiten gesehen hatte. Die Rathsherren folgten ihm stillschweigend und erwartungsvoll.

„Höret mich, ihr Männer von Abdera", sagte Onokradias mit einer Stimme, die nicht die seinige war: „Jason, mein großer Stammvater, ist vom Sitz der Götter herabgestiegen, und giebt mir in diesem Augenblicke das Mittel ein, wodurch wir uns Alle retten können. Gehet, Jeder nach seinem Hause, packet alle eure Geräthschaften und Habseligkeiten zusammen, und morgen bei Sonnenaufgang stellet euch mit Weibern und Kindern, Pferden und Eseln, Rindern und Schafen, kurz mit Sack und Pack vor dem Jasontempel ein. Von da wollen wir, mit dem goldnen Vliese an unsrer Spitze, ausziehen, diesen von den Göttern verachteten Mauern den Rücken wenden, und in den weiten Ebnen des fruchtbaren Macedoniens einen andern Wohnort suchen, bis der Zorn der Götter sich gelegt haben, und uns oder unsern Kindern wieder

vergönnt sein wird, unter glücklichen Vorbedeutungen in das schöne Abdera zurückzukehren. Die verderblichen Mäuse, wenn sie nichts mehr zu zehren finden, werden sich unter einander selbst auffressen, und was die Frösche betrifft — denen mag Latona gnädig sein! — Geht, meine Kinder, und macht euch fertig! Morgen, mit Aufgang der Sonne, werden alle unsre Drangsale ein Ende haben."

Das ganze Volk jauchzte dem begeisterten Archon Beifall zu, und in einem Augenblick athmete wieder nur Eine Seele in allen Abderiten. Ihre leicht bewegliche Einbildungskraft stand auf einmal in voller Flamme. Neue Aussichten, neue Scenen von Glück und Freuden tanzten vor ihrer Stirne. Die weiten Ebnen des glücklichen Macedoniens lagen wie fruchtbare Paradiese vor ihren Augen ausgebreitet. Sie athmeten schon die mildern Lüfte und sehnten sich mit unbeschreiblicher Ungeduld aus dem dicken froschsumpfigen Dunstkreise ihrer ekelhaften Vaterstadt heraus. Alles eilte, sich zu einem Auszug zu rüsten, von welchem wenige Augenblicke zuvor kein Mensch sich hatte träumen lassen.

Am folgenden Morgen war das ganze Volk von Abdera reisefertig. Alles was sie von ihren Habseligkeiten nicht mitnehmen konnten, ließen sie ohne Bedauern in ihren Häusern zurück; so ungeduldig waren sie, an einen Ort zu ziehen, wo sie weder von Fröschen noch Mäusen mehr geplagt werden würden.

Am vierten Morgen ihrer Auswanderung begegnete ihnen der König Kassander. Man hörte das Getöse ihres Zugs von weitem, und der Staub, den sie erregten, verfinsterte das Tageslicht. Kassander befahl den Seinigen, Halt zu machen, und schickte Jemand aus, sich zu erkundigen, was es wäre.

„Gnädigster Herr", sagte der zurückkommende Abgeschickte, „es sind die Abderiten, die vor Fröschen und Mäusen nicht mehr in Abdera zu bleiben wußten, und einen andern Wohnplatz suchen."

„Wenn's dies ist, so sind's gewiß die Abderiten", sagte Kassander.

Indem erschien Onokradias an der Spitze einer Deputation von Rathsmännern und Bürgern, dem König ihr Anliegen vorzutragen.

Die Sache kam Kassandern und seinen Höflingen so lustig vor, daß sie sich, mit aller ihrer Höflichkeit, nicht enthalten konnten, den Abderiten laut ins Gesicht zu lachen; und die Abderiten, wie sie den ganzen Hof lachen sahen, hielten es für ihre Schuldigkeit, mitzulachen.

Kassander versprach ihnen seinen Schutz und wies ihnen einen Ort an den Grenzen von Macedonien an, wo sie sich so lange aufhalten könnten, bis sie Mittel gefunden haben würden, mit den

Fröschen und Mäusen ihres Vaterlandes einen billigen Vergleich zu treffen.

Von dieser Zeit an weiß man wenig mehr als nichts von den Abderiten und ihren Begebenheiten. Doch ist so viel gewiß, daß sie einige Jahre nach dieser seltsamen Auswanderung (deren historische Gewißheit durch das Zeugniß des von Justinus in einen Auszug gebrachten Geschichtschreibers Trogus Pompejus B. 15. K. 2. außer allen Zweifel gesetzt wird) wieder nach Abdera zurückzogen. Allem Vermuthen nach müssen sie die Ratten in ihren Köpfen, die sonst immer mehr Spuk gemacht hatten als alle Ratten und Frösche in ihrer Stadt und Landschaft, in Macedonien zurückgelassen haben. Denn von dieser Epoche an sagt die Geschichte weiter nichts von ihnen, als daß sie unter dem Schutze der macedonischen Könige und der Römer verschiedene Jahrhunderte durch ein stilles und geruhiges Leben geführt, und, da sie weder witziger noch dümmer gewesen als andre Municipalen ihres Gleichen, den Geschichtschreibern keine Gelegenheit gegeben, weder Böses noch Gutes von ihnen zu sagen.

Um übrigens unsern geneigten Lesern eine vollkommne Probe unsrer Aufrichtigkeit zu geben, wollen wir ihnen unverhalten lassen, daß — wofern der ältere Plinius und sein aufgestellter Gewährsmann Varro hierin Glauben verdienten — Abdera nicht die einzige Stadt in der Welt gewesen wäre, die von so unansehnlichen Feinden, als Frösche und Mäuse sind, ihren natürlichen Einwohnern abgejagt worden. Denn Varro soll nicht nur einer Stadt in Spanien erwähnen, die von Kaninchen, und einer andern, die von Maulwürfen zerstört worden, sondern auch einer Stadt in Gallien, deren Einwohner wie die Abderiten den Fröschen hätten weichen müssen. Allein da Plinius weder die Stadt, welcher dies Unglück begegnet sein soll, mit Namen nennt, noch ausdrücklich sagt, aus welchem von den unzähligen Werken des gelehrten Varro er diese Anekdote genommen habe: so glauben wir der Ehrerbietung, die man diesem großen Manne schuldig ist, nicht zu nahe zu treten, wenn wir vermuthen, daß sein Gedächtniß (auf dessen Treue er sich nicht selten zu viel verließ) ihm für Thracien Gallien untergeschoben habe; und daß die Stadt, von welcher beim Varro die Rede war, keine andre gewesen als unser Abdera selbst.

Und hiermit sei denn der Gipfel auf das Denkmal gesetzt, welches wir dieser einst so berühmten und nun schon so viele Jahrhunderte lang wieder vergeßnen Republik zu errichten ohne Zweifel von einem für ihren Ruhm sorgenden Dämon angetrieben worden; nicht ohne Hoffnung, daß es, ungeachtet es aus so leichten Materialien, als die seltsamen Launen und jovialischen Narrheiten der

Abderiten, zusammengesetzt ist, so lange dauern werde, bis unsre Nation den glücklichen Zeitpunkt erreicht haben wird, wo diese Geschichte Niemand mehr angehen, Niemand mehr unterhalten, Niemand mehr verdrießlich und Niemand mehr aufgeräumt machen wird; mit Einem Worte, wo die Abderiten Niemand mehr ähnlich sehen, und also ihre Begebenheiten eben so unverständlich sein werden, als uns Geschichten aus einem andern Planeten sein würden; ein Zeitpunkt, der nicht mehr weit entfernt sein kann, wenn die Knaben der ersten Generation des neunzehnten Jahrhunderts nur um eben so viel weiser sein werden, als die Knaben im letzten Viertel des achtzehnten sich weiser als die Männer des vorhergehenden dünken — oder wenn alle die Erziehungsbücher, womit wir seit zwanzig Jahren so reichlich beschenkt worden sind und täglich noch beschenkt werden, nur den zwanzigsten Theil der herrlichen Wirkungen thun, die uns die wohlmeinenden Verfasser hoffen lassen.

Der Schlüssel zur Abderiten-Geschichte.

1 7 8 1.

Als die Homerischen Gedichte unter den Griechen bekannt worden waren, hatte das Volk — das in vielen Dingen mit seinem schlichten Menschenverstande richtiger zu sehen pflegt als die Herren mit bewaffneten Augen — gerade Verstand genug, um zu sehen, daß in diesen großen heroischen Fabeln ungeachtet des Wunderbaren, Abenteuerlichen und Unglaublichen, womit sie reichlich durchwebt sind, mehr Weisheit und Unterricht fürs praktische Leben liege, als in allen milesischen Ammenmärchen; und wir sehen aus Horazens Brief an Lollius und aus dem Gebrauch, welchen Plutarch von jenen Gedichten macht und zu machen lehrt, daß noch viele Jahrhunderte nach Homer die verständigsten Weltleute unter Griechen und Römern der Meinung waren, daß man, was recht und nützlich, was unrecht und schädlich sei, und wie viel ein Mann durch Tugend und Weisheit vermöge, so gut und noch besser aus Homers Fabeln lernen könne als aus den subtilsten und beredtesten Sittenlehrern. Man überließ es alten Kindsköpfen (denn die jungen belehrte man eines Bessern), an dem bloßen materiellen Theil der Dichtung kleben zu bleiben; verständige Leute fühlten und erkannten den Geist, der in diesem Leibe webte, und ließen sich's nicht einfallen, scheiden zu wollen, was die Muse untrennbar zusammengefügt hatte: das Wahre unter der Hülle des Wunderbaren und das Nützliche, durch eine Mischungskunst, die nicht Allen geoffenbart ist, vereinbart mit dem Schönen und Angenehmen.

Wie es bei allen menschlichen Dingen geht, so ging es auch hier. Nicht zufrieden, in Homers Gedichten warnende oder aufmunternde Beispiele, einen lehrreichen Spiegel des menschlichen Lebens in seinen mancherlei Ständen, Verhältnissen und Scenen zu finden, wollten die Gelehrten späterer Zeiten noch tiefer eindringen, noch mehr sehen als ihre Vorfahren; und so entdeckte man (denn was entdeckt man nicht, wenn man sich's einmal in den Kopf gesetzt hat, etwas zu entdecken?) in dem, was nur Beispiel war,

Allegorie, in allem, sogar in den bloßen Maschinen und Dekorationen des poetischen Schauplatzes, einen mystischen Sinn und zuletzt in jeder Person, jeder Begebenheit, jedem Gemälde, jeder kleinen Fabel, Gott weiß was für Geheimnisse von hermetischer, orphischer und magischer Philosophie, an die der gute Dichter in der Unschuld seines Herzens gewiß so wenig gedacht hatte, als Virgil, daß man zwölfhundert Jahre nach seinem Tode mit seinen Versen die bösen Geister beschwören würde.

Inmittelst wurde es unvermerkt zu einem wesentlichen Erforderniß eines epischen Gedichts (wie man die größern und heroischen poetischen Fabeln zu nennen pflegte), daß es außer dem natürlichen Sinn und der Moral, die es beim ersten Anblick darbot, noch einen andern geheimen und allegorischen haben müsse. Wenigstens gewann diese Grille bei den Italienern und Spaniern die Oberhand; und es ist mehr als lächerlich, zu sehen, was für eine undankbare Mühe sich die Ausleger oder auch wohl die Dichter selbst geben, um aus einem Amadis und Orlando, aus Trissins befreitem Italien oder Camoens Lusiade, ja sogar aus dem Adone des Marino, alle Arten methaphysischer, politischer, moralischer, physischer und theologischer Allegorien herauszuspinnen.

Da es nun nicht die Sache der Leser war, in diese Geheimnisse aus eigner Kraft einzudringen, so mußte man ihnen, wenn sie so herrlicher Schätze nicht verlustig werden sollten, nothwendig einen Schlüssel dazu geben; und dieser war eben die Exposition des allegorischen oder mystischen Sinnes; wiewohl der Dichter gewöhnlicher Weise erst, wenn er mit dem ganzen Werke fertig war, daran dachte, was für versteckte Aehnlichkeiten und Beziehungen sich etwa aus seinen Dichtungen herauskünsteln lassen könnten.

Was bei vielen Dichtern bloße Gefälligkeit gegen eine herrschende Mode war, über welche sie sich nicht hinwegzusetzen wagten, wurde für andre wirklicher Zweck und Hauptwerk. Der berühmte Zodiacus vitae des sogenannten Palingenius, die Argenis des Barkley, Spencers Feenkönigin, die neue Atlantis der Dame Manley, die malabarischen Prinzessinen, das Märchen von der Tonne, die Geschichte von Johann Bull, und eine Menge andrer Werke dieser Art, woran besonders das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert fruchtbar gewesen ist, waren ihrer Natur und Absicht nach allegorisch und konnten also ohne Schlüssel nicht verstanden werden; wiewohl einige derselben, z. B. Spencers Feenkönigin und die allegorischen Satyren des Dr. Swift so beschaffen sind, daß eine jede verständige und der Sachen kundige Person den Schlüssel dazu ohne fremde Beihülfe in ihrem eignen Kopfe finden kann.

Diese kurze Deduktion wird mehr als hinlänglich sein, um

Denen, die noch nie daran gedacht haben, begreiflich zu machen, wie es zugegangen sei, daß sich unvermerkt eine Art von gemeinem Vorurtheil und wahrscheinlicher Meinung in den meisten Köpfen festgesetzt hat, als ob ein jedes Buch, das einem satyrischen Roman ähnlich sieht, mit einem versteckten Sinn begabt sei, und also einen Schlüssel nöthig habe.

Daher hat denn auch der Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte, wie er gewahr wurde, daß die meisten unter der großen Menge von Lesern, welche sein Werk zu finden die Ehre gehabt hat, sich fest überzeugt hielten, daß noch etwas mehr dahinter stecken müsse, als was die Worte beim ersten Anblick zu besagen scheinen, und also einen Schlüssel zu der Abderitengeschichte, als ein unentbehrliches Bedürfniß zu vollkommner Verständniß des Buches, zu erhalten wünschten, sich dieses ihm häufig zu Ohren kommende Verlangen seiner Leser keineswegs befremden lassen; sondern er hat es im Gegentheil für eine Aufmerksamkeit, die er ihnen schuldig sei, gehalten, demselben, so viel an ihm lag, ein Genüge zu thun, und ihnen, als einen Schlüssel, oder statt des verlangten Schlüssels (welches im Grunde auf Eins hinausläuft), alles mitzutheilen, was zu gründlicher Verständniß und nützlichem Gebrauch dieses zum Vergnügen aller Klugen und zur Lehre und Züchtigung aller Narren geschriebenen Werkes dienlich sein kann.

Zu diesem Ende findet er nöthig, ihnen vor allen Dingen die Geschichte der Entstehung desselben unverfälscht und mit den eignen Worten des Verfassers (eines zwar wenig gekannten, aber seit dem Jahr 1753 sehr stark gelesenen Schriftstellers) mitzutheilen.

„Es war (so lautet sein Bericht) — es war ein schöner Herbstabend im Jahr 177*; ich befand mich allein in dem obern Stockwerk meiner Wohnung und sah — (warum sollt' ich mich schämen, zu bekennen, wenn mir etwas Menschliches begegnet?) vor langer Weile zum Fenster hinaus; denn schon seit vielen Wochen hatte mich mein Genius gänzlich verlassen. Ich konnte weder denken noch lesen. Alles Feuer meines Geistes schien erloschen, alle meine Laune gleich einem flüchtigen Salze verduftet zu sein. Ich war, oder fühlte mich wenigstens dumm, aber ach! ohne an den Seligkeiten der Dummheit Theil zu haben, ohne einen einzigen Gran von dieser stolzen Zufriedenheit mit sich selbst, dieser unerschütterlichen Ueberzeugung, welche gewisse Leute versichert, daß alles, was sie denken, sagen, träumen und im Schlaf reden, wahr, witzig, weise und in Marmor gegraben zu werden würdig sei — einer Ueberzeugung, die den ächten Sohn der großen Göttin wie ein Muttermal kennbar und zum glücklichsten aller Menschen macht. Kurz, ich fühlte meinen Zustand, und er lag schwer auf mir; ich schüttelte mich vergebens; und es war (wie gesagt) so weit

mit mir gekommen, daß ich durch ein ziemlich unbequemes kleines Fenster in die Welt hinausguckte, ohne zu wissen, was ich sah, oder etwas zu sehen, das des Wissens oder Sehens werth gewesen wäre.

Auf einmal war mir, als höre ich eine Stimme — ob es Wahrheit oder Täuschung war, will ich nicht entscheiden — die mir zurief: „Setze dich und schreibe die Geschichte der Abderiten!"

Und plötzlich ward es Licht in meinem Kopfe. — Ja, ja, dacht' ich, die Abderiten! Was kann natürlicher sein? Die Geschichte der Abderiten will ich schreiben! Wie war es doch möglich, daß mir ein so simpler Einfall nicht schon längst gekommen ist? Und nun setzte ich mich auf der Stelle hin, und schrieb, und schlug nach, und kompilirte, und ordnete zusammen, und schrieb wieder; und es war eine Lust, zu sehen, wie flink mir das Werk von den Händen ging.

Indem ich nun so im besten Schreiben war (fährt unser Verfasser in seiner treuherzigen Beichte fort), kam mir in einem Anstoß von Capriccio, oder Laune, oder wie man's sonst nennen will, der Einfall, meiner Phantasie den Zügel schießen zu lassen, und die Sachen so weit zu treiben, als sie gehen könnten. Es betrifft ja nur die Abderiten, dacht' ich, und an den Abderiten kann man sich nicht versündigen: sie sind ja doch am Ende weiter nichts als ein Pack Narren; die Albernheiten, die ihnen die Geschichte zur Last legt, sind groß genug, um das Ungereimteste, was du ihnen andichten kannst, zu rechtfertigen.

Ich gesteh' es also unverhohlen, — und wenn's unrecht war, so verzeihe mir's der Himmel! — ich strengte alle Stränge meiner Erfindungskraft bis zum Reißen an, um die Abderiten so närrisch denken, reden und sich betragen zu lassen, als es nur möglich wäre. Es ist ja schon über zweitausend Jahre, daß sie allesammt todt und begraben sind, sagte ich zu mir selbst; es kann weder ihnen noch ihrer Nachkommenschaft schaden, denn auch von dieser ist schon lange kein Gebein mehr übrig.

Zu diesem allem kam noch eine andre Vorstellung, die mich durch einen gewissen Schein von Gutherzigkeit einnahm. Je närrischer ich sie mache, dacht' ich, je weniger habe ich zu besorgen, daß man die Abderiten für eine Satyre halten und Anwendungen davon auf Leute machen wird, die ich doch wohl nicht gemeint haben kann, da mir ihr Dasein nicht einmal bekannt ist. — Aber ich irrte mich sehr, indem ich so schloß. Der Erfolg bewies, daß ich unschuldiger Weise Abbildungen gemacht hatte, da ich nur Phantasien zu malen glaubte."

Man muß gestehen, dies war einer der schlimmsten Streiche, die einem Autor begegnen können, der keine List in seinem Herzen

hat und, ohne irgend eine Seele ärgern oder betrüben zu wollen, blos sich selbst und seinem Nebenmenschen die lange Weile zu vertreiben sucht. Gleichwohl war dies, was dem Verfasser der Abderiten schon mit den ersten Kapiteln seines Werkleins begegnete. Es ist vielleicht keine Stadt in Deutschland, und so weit die natürlichen Grenzen der deutschen Sprache gehen (welches, im Vorbeigehen gesagt, eine größere Strecke Landes ist, als irgend eine andre europäische Sprache inne zu haben sich rühmen kann), wo die Abderiten nicht Leser gefunden haben sollten; und wo man sie las, da wollte man die Originale zu den darin vorkommenden Bildern gesehen haben.

„In tausend Orten (sagt der Verfasser), wo ich weder selbst jemals gewesen bin, noch die mindeste Bekanntschaft habe, wunderte man sich, woher ich die Abderiten, Abderitinnen und Abderismen dieser Orte und Enden so genau kenne; und man glaubte, ich müßte schlechterdings einen geheimen Briefwechsel oder einen kleinen Kabinetsteufel haben, der mir Anekdoten zutrüge, die ich mit rechten Dingen nicht hätte erfahren können. Nun wußte ich (fuhr er fort) nichts gewisser, als daß ich weder diesen noch jenen hatte: folglich war klar wie Tageslicht, daß das alte Völkchen der Abderiten nicht so gänzlich ausgestorben war, als ich mir eingebildet hatte.“

Diese Entdeckung veranlaßte den Autor, Nachforschungen anzustellen, welche er für unnöthig gehalten, so lang er bei Verfassung seines Werkes mehr seine eigne Phantasie und Laune als Geschichte und Urkunden zu Rathe gezogen hatte. Er durchstöberte manche große und kleine Bücher ohne sonderlichen Erfolg, bis er endlich in der sechsten Dekade des berühmten Hafen Slawkenbergius S. 864 folgende Stelle fand, die ihm einigen Aufschluß über diese unerwarteten Ereignisse zu geben schien.

„Die gute Stadt Abdera in Thracien (sagt Slawkenbergius am angeführten Orte), ehmals eine große, volkreiche, blühende Handelsstadt, das Thracische Athen, die Vaterstadt eines Protagoras und Demokritus, das Paradies der Narren und der Frösche, diese gute schöne Stadt Abdera — ist nicht mehr. Vergebens suchen wir sie in den Landkarten und Beschreibungen des heutigen Thraciens; sogar der Ort, wo sie ehmals gestanden, ist unbekannt, oder kann wenigstens nur durch Muthmaßungen angegeben werden.

Aber nicht so die Abderiten! Diese leben und weben noch immerfort, wiewohl ihr ursprünglicher Wohnsitz längst von der Erde verschwunden ist. Sie sind ein unzerstörbares, unsterbliches Völkchen; ohne irgendwo einen festen Sitz zu haben, findet man sie allenthalben; und wiewohl sie unter allen Völkern zerstreut leben, haben sie sich doch bis auf diesen Tag rein und unvermischt erhalten,

und bleiben ihrer alten Art und Weise so getreu, daß man einen Abderiten, wo man ihn auch antrifft, nur einen Augenblick zu sehen und zu hören braucht, um eben so gewiß zu sehen und zu hören, daß er ein Abderit ist, als man es zu Frankfurt und Leipzig, Konstantinopel und Aleppo einem Juden anmerkt, daß er ein Jude ist.

Das Sonderbarste aber, und ein Umstand, worin sie sich von den Israeliten, Beduinen, Armeniern und allen andern unvermischten Völkern wesentlich unterscheiden, ist dieses: daß sie sich ohne mindeste Gefahr ihrer Abderitheit mit allen übrigen Erdbewohnern vermischen und, wiewohl sie allenthalben die Sprache des Landes, wo sie wohnen, reden, Staatsverfassung, Religion und Gebräuche mit den Nichtabderiten gemein haben, auch essen und trinken, handeln und wandeln, sich kleiden und putzen, sich frisiren und parfümiren, purgiren und klysterisiren lassen, kurz, alles, was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehört, ungefähr ebenso machen — wie andre Leute; daß sie, sage ich, nichtsdestoweniger in allem, was sie zu Abderiten macht, sich selbst so unveränderlich gleich bleiben, als ob sie von jeher durch eine diamantne Mauer, dreimal so hoch und dick als die Mauern des alten Babylon, von den vernünftigen Geschöpfen auf unserm Planeten abgesondert gewesen wären. Alle andern Menschenracen verändern sich durch Verpflanzung, und zwei verschiedne bringen durch Vermischung eine dritte hervor. Aber an den Abderiten, wohin sie auch verpflanzt wurden und so viel sie sich auch mit andern Völkern vermischt haben, hat man nie die geringste wesentliche Veränderung wahrnehmen können. Sie sind allenthalben immer noch die nämlichen Narren, die sie vor zweitausend Jahren zu Abdera waren; und wiewohl man schon längst nicht mehr sagen kann, siehe, hier ist Abdera oder da ist Abdera; so ist doch in Europa, Asia, Afrika und Amerika, so weit diese großen Erdviertel policirt sind, keine Stadt, kein Marktflecken, Dorf, noch Dörfchen, wo nicht einige Glieder dieser unsichtbaren Genossenschaft anzutreffen sein sollten." — So weit besagter Hafen Slawkenbergius.

„Nachdem ich diese Stelle gelesen hatte (fährt unser Verfasser fort), hatte ich nun auf einmal den Schlüssel zu den vorbesagten Erfahrungen, die mir ersten Anblicks so unerklärbar vorgekommen waren; und so wie der Slawkenbergische Bericht das, was mir mit den Abderiten begegnet war, begreiflich machte, so bestätigte dieses hinwieder die Glaubwürdigkeit von jenem. Die Abderiten hatten also einen Samen hinterlassen, der in allen Landen aufgegangen war und sich in eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft ausgebreitet hatte: und da man beinahe allenthalben die Charaktere und Begebenheiten der alten Abderiten für Abbildungen und Anek-

boten der neuen ansah; so erwies sich dadurch auch die seltsame Eigenschaft der Einförmigkeit und Unveränderlichkeit, welche dieses Volk nach dem angeführten Zeugnisse von andern Völkern des festen Landes und der Inseln des Meeres unterscheidet.

Die Nachrichten, die mir hierüber von allen Orten zukamen, gereichten mir aus einem doppelten Grunde zu großem Trost: erstens, weil ich mich nun auf einmal von allem innerlichen Vorwurf, den Abderiten vielleicht zu viel gethan zu haben, erleichtert fand; und zweitens, weil ich vernahm, daß mein Werk überall (auch von den Abderiten selbst) mit Vergnügen gelesen und besonders die treffende Aehnlichkeit zwischen den alten und neuen bewundert werde, welche den letztern, als ein augenscheinlicher Beweis der Aechtheit ihrer Abstammung, allerdings sehr schmeichelhaft sein mußte. Die Wenigen, welche sich beschwert haben sollen, daß man sie zu ähnlich geschildert habe, kommen in der That gegen die Menge Derer, die zufrieden sind, in keine Betrachtung; und auch diese Wenigen thäten vielleicht besser, wenn sie die Sache anders nähmen. Denn da sie, wie es scheint, nicht gern für das angesehen sein wollen, was sie sind, und sich deswegen in die Haut irgend eines edlern Thieres gesteckt haben: so erfordert die Klugheit, daß sie ihre Ohren nicht selbst hervorstrecken, um eine Aufmerksamkeit auf sich zu erregen, die nicht zu ihrem Vortheil ausfallen kann.

Auf der andern Seite aber ließ ich mir auch den Umstand, daß ich die Geschichte der alten Abderiten gleichsam unter den Augen der neuern schrieb, zu einem Beweggrunde dienen, meine Einbildungskraft, die ich anfangs blos ihrer Willkür überlassen hatte, kürzer im Zügel zu halten, mich vor allen Karrikaturen sorgfältig zu hüten und den Abderiten in allem, was ich von ihnen erzählte, die strengste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn ich sah mich nun als den Geschichtschreiber der Alterthümer einer noch fortblühenden Familie an, welche berechtigt wäre, es übel zu vermerken, wenn man ihren Vorfahren irgend etwas ohne Grund und gegen die Wahrheit aufbürdete.“

Die Geschichte der Abderiten kann also mit gutem Fug als eine der wahresten und zuverlässigsten, und eben darum als ein getreuer Spiegel betrachtet werden, worin die neuern ihr Antlitz beschauen und, wenn sie nur ehrlich gegen sich selber sein wollen, genau entdecken können, inwiefern sie ihren Vorfahren ähnlich sind. Es wäre sehr überflüssig, von dem Nutzen, den das Werk in dieser Rücksicht so lange, als es noch Abderiten geben wird — und dies wird vermuthlich lange genug sein — stiften kann und muß, viele Worte zu machen. Wir bemerken also nur, daß es beiläufig auch noch diesen Nutzen haben könnte, die Nachkömmlinge der alten

Deutschen unter uns behutsamer zu machen, sich vor allem zu hüten, was den Verdacht erwecken könnte, als ob sie entweder aus abderitischem Blute stammten, oder aus übertriebner Bewundrung der abderitischen Art und Kunst und daher entspringender Nachahmungssucht sich selbst Aehnlichkeiten mit diesem Volke geben wollten, wobei sie aus vielerlei Ursachen wenig zu gewinnen hätten.

Und dies, werther Leser, wäre also der versprochne Schlüssel zu diesem merkwürdigen Originalwerke, mit beigefügter Versicherung, daß nicht das kleinste geheime Schubfach darin ist, welches Sie mit diesem Schlüssel nicht sollten aufschließen können; und wofern Ihnen Jemand ins Ohr raunen wollte, daß noch mehr darin verborgen sei, so können Sie sicherlich glauben, daß er entweder nicht weiß, was er sagt, oder nichts Gutes im Schilde führt.

— SAPIENTIA PRIMA EST STULTITIA CARUISSE. —

Menander und Glycerion.

Geschrieben im Jahre 1803.

Vorbericht.

Die Glycera oder Glycerion dieser Briefe ist eine ganz andere als die Glycera des Athenäus, welcher selbst zu vermuthen scheint, daß es mehr als Eine berühmte Schöne dieses Namens gegeben habe. Die unsrige ist wenigstens zwanzig Jahre jünger und mit der Stephanopolis oder Stephanoplokos (Kränzehändlerin oder Kränzeflechterin) des Malers Pausias, deren der ältere Plinius erwähnt, und mit der Glycera, welche Alciphron einen so schönen Brief an Menandern schreiben läßt, daß man ihn für ächt halten möchte, eine und eben dieselbe Person.

In dem Menander, den uns diese Briefe darstellen, werden griechischgelehrte Leser (wenn sie anders solchen Lesern in die Hände fallen sollten) alle die Züge wieder finden, die von dem Charakter des berühmten komischen Dichters dieses Namens theils aus den übriggebliebenen Trümmern seiner Werke, nicht ohne eine Art von Divination, errathen oder geahnet werden können, theils von dem Herausgeber derselben, Le Clerc, aus alten Schriftstellern zusammengetragen worden sind.

Die sechs Jahre, worin diese Briefe geschrieben sein sollen, fallen zwischen die 116. und 117. Olympiade, in eine Zeit, wo Athen, die glänzende, aber stürmische politische Rolle, die es 150 Jahre lang gespielt hatte, und die stolzen Ansprüche an die höchste Gewalt in Griechenland aufzugeben genöthigt, an dem edlern Vorzug, die Pflegerin der Philosophie und der Musenkünste zu sein, sich allmählich begnügen lernte.

Daß es übrigens bei einem Sittengemälde wie das vorliegende um innere Wahrheit, um Verbindung aller Theile zu Einem harmonischen Ganzen, um Uebereinstimmung der Personen mit sich selbst und dem Geist ihrer Zeit und um eine, zwar nicht ängstliche, aber doch zu einem gewissen Grade von Täuschung unentbehrliche Beobachtung des Kostumes und anderer charakteristischer Umstände mehr als um strenge historische und chronologische Wahrheit zu thun sei, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

I.

Menander an Dinias.

Du beschuldigest mich der Unempfindlichkeit gegen die Reize des Geschlechts, dem Götter und Menschen huldigen; ich sei ein wahrer Weiberfeind, sagst du, ein Verwegner, der Amorn und seiner Mutter Trotz biete, mit Einem Wort, ein zweiter Hippolytus; und du zitterst in meinem Namen vor der Gefahr, die dein leichtsinniger Freund wenig zu achten scheint, wie jener Sohn der Amazone ein klägliches Opfer der Rache dieser so leicht zürnenden Götter zu werden. Du thust mir großes Unrecht, lieber Dinias, und zitterst ohne Noth für mich; denn, wie sehr auch der Schein gegen mich zeugen mag, ich bin eher alles Andere, als gefühllos gegen die Reize unsrer Schönen. Seit meinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre sah ich keine Panathenäen, noch Eleusinien, wo ich mich nicht entweder in goldgelbes oder rabenschwarzes Haar, in einen milchweißen Nacken oder in die runden Lilienarme und zierlichen Knöchel dieser oder jener jungen Korbträgerin verliebt hätte. Daß solche Liebesflämmchen eben so schnell wieder verfackelten, als sie sich entzündet hatten, versteht sich. Aber ist es meine Schuld, wenn unter allen Töchtern Athens noch keine meine Phantasie zu fesseln und mir eine dauernde Zuneigung einzuflößen vermocht hat? Wenn ich noch keine gesehen habe, die zur Liebe, in der edelsten Bedeutung des Worts, liebenswürdig genug war, ist es meine Schuld? Daß ich der Art von Liebe, die vom ersten Anblick zu einer unbändigen Leidenschaft aufbrennt, einem Menschen alle Gewalt über sich selbst raubt und das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens unwiderruflich entscheidet, daß ich dieser tragischen Art, zu lieben, unfähig bin, habe ich glücklicher Weise der Natur zu danken. Aber zeige mir ein Mädchen, aus deren Augen — blau oder schwarz, gleich viel! — eine kunstlose, offene, im Bewußtsein ihrer Unschuld freie und fröhliche Seele und ein reiner, zarter, angeborner Sinn für alles Schöne hervorblickt; zeige mir eine, deren Blicke weder frech umher schießen und die Männer zum Kampf heraus fordern, noch, hinterlistig unter langen Augenwimpern emporschielend, zu verrathen wünschen, was sie zu verbergen

gelehrt worden sind: zeige mir ein Mädchen, die, mit einer Rose im Haar und einem einfachen leichten Kettchen um den Hals, den prächtigsten Schmuck einer reichern Gespielin ohne Mißgunst ansieht: kurz, zeige mir ein Mädchen, wie ich zu Athen keines zu finden hoffen darf, unverfälscht an Seel und Leib, ohne Ansprüche, ohne Herrschsucht, ohne Lüsternheit, eine ächte Tochter der Natur, von den Grazien gepflegt, von den Musen erzogen, würdig, geliebt zu werden, und fähig, wieder zu lieben, — und ich schwöre meine Freiheit auf immer in ihren Armen ab! Wahr ist's, wir haben keine Gelegenheit, unsre Jungfrauen anders als an öffentlichen Festtagen zu sehen, wo sie im höchsten Staat, mit züchtig gesenkten Blicken und mädchenhaftem Stolz, wie ein Zug Schwäne bei uns vorüber ziehen; es ist unmöglich, sie eher kennen zu lernen, bis es uns zu nichts mehr helfen kann. Aber ich denke mich nicht zu irren, wenn ich von den Müttern auf die Töchter schließe; und daß unsre Frauen, im Durchschnitt genommen, viel besser geworden sein sollten, als Aristophanes und die andern Dichtern der alten Komödie vor hundert Jahren ihre Aeltermütter schilderten, scheint mir nach allem, was ich sehe und höre, nicht sehr wahrscheinlich. Gönne mir also, Freund Dinias, bis mir etwa durch mein gutes Glück ein so seltner Vogel in den Busen fliegt, meine gewohnte Art, Keine zu lieben, weil ich in Alle verliebt bin, oder (wenn du lieber willst) laß mir meine Freiheit und Gleichgültigkeit; und mögest du dagegen täglich neue Ursache finden, die Stunde zu segnen, da Amor und Hymenäus in seltner Eintracht dir mit den hochzeitlichen Fackeln ins Brautgemach leuchteten!

Ich vernehme ungern, daß die Besitznahme der Güter, die dir dein alter Oheim verlassen hat, dich länger in Euböa aufhalten werde, als du gedachtest und ich hoffte. Eine so lange Trennung zu versüßen, sehe ich kein Mittel, als uns recht oft zu schreiben und bis zum Wiedersehen einander alles durch Briefe mitzutheilen, was der Freund dem Busen des Freundes zu vertrauen wünschen mag.

II.

Menander an den Maler Nicias.

Du kennest ohne Zweifel ein Gemälde des Pausias von Sicyon, das unter dem Namen der Kränzehändlerin seit kurzem so viel von sich reden macht? Denn du mußt es nothwendig bei dem reichen Xanthippides, der es um eine beträchtliche Summe an sich gebracht, mehr als einmal gesehen haben. Der Besitzer hat

mir erlaubt, eine Abbildung davon nehmen zu lassen. Du würdest mich also dir sehr verbinden, lieber Nicias, wenn du jede andre Arbeit, die sich aufschieben läßt, bei Seite legen und mir die Freundschaft erweisen wolltest, unverzüglich, so lange das Versprechen des Xanthippides noch warm ist, ein deines Pinsels würdiges Nachbild dieser Kränzehändlerin für mich zu fertigen. Ueber den Preis werden wir leicht einig werden; bestimme ihn so hoch, als du für billig hältst, es wird doch immer dein Schade sein, daß ich nicht so reich wie Xanthippides bin. Ich weiß, du wirst mich keine Fehlbitte thun lassen; nur, guter Nicias, laß mich auch nicht zu lange warten! Zehn Tage sind zehn Monate für einen so ungeduldigen Sterblichen, als dein Freund Menander.

III.

Menander an Dinias.

Freue dich oder traure über deinen Freund — welches von beiden, mögen die Götter wissen! — deine Drohung geht in Erfüllung. Amor und Aphrodite scheinen eine schwere Rache an mir nehmen zu wollen. Ich bin seit meinem Letztern an dich so unvermuthet — wie ein Knabe am Rand eines Bachs Schmetterlinge haschend ins Wasser herabglitscht — bis an den Hals in Liebe hinein geplumpt — „Menander verliebt?" rufst du. — Ja, mein Freund, und in ganzem Ernst verliebt. Aber in wen? — Das ist eben das Schlimmste! Nicht in die spröde Königin der Götter, wie Ixion; nicht in ein Marmorbild, wie Pygmalion; nicht in mich selbst, wie Narcissus — Ich bin — um dich nicht länger rathen zu lassen — in eine kleine, von Pausias mit Wachsfarben gemalte Blumenhändlerin verliebt. Lache nicht, Dinias! die Sache ist ernsthafter, als du dir vorstellst. Höre nur, wie es damit zuging.

Ich habe ein kleines Geschäft mit Xanthippides, dem Sohn des weiland reichen Wechslers Pythokles, abzuthun. Er führt mich in eine mit Gemälden ausgezierte Halle. Ich spreche mit ihm von unsrer Angelegenheit, ohne mich um die Gemälde zu bekümmern, die ich schon mehr als einmal gesehen habe. Aber im Weggehen fällt mein Blick von ungefähr auf ein drei Palmen hohes Bild, das mir neu ist, und mich schon von fern durch den Glanz und die Harmonie seiner Farben anzieht. Ich nähere mich ihm und betracht' es mit immer steigendem Entzücken. „Es ist", sagte

Xanthippides, „wie du siehst, ein enkaustisches Gemälde von der Hand des berühmten Pausias, das ich vor kurzem um dreitausend Drachmen gekauft habe. Man weiß nicht, was das Schönere darin ist, das junge Mädchen, oder der Blumenkranz, den sie in ihrer niedlichen Hand emporhält, um zu dem großen Korb voll ähnlicher Kränze, der neben ihr steht, Käufer einzuladen.“ — „Ich gäbe alle Blumen in der Welt, und wenn auch keine Wurzelfaser und kein Samenkörnchen von ihnen übrig bleiben sollte, um das Mädchen“, rief dein unweiser Freund. Xanthippides lachte und schien sich nicht wenig darauf einzubilden, der Besitzer eines Stücks zu sein, das einem Schüler des weisen Theophrast einen solchen Wunsch auspressen konnte. „Das Mädchen nennt sich Glycera“, fuhr er fort; „sie ist eine Sicyonerin und nährt sich und ihre alte Mutter vom Verkauf der Blumenkränze, die sie mit einer zuvor unbekannten Kunst zusammenzusetzen weiß. Sie ist meine Lehrmeisterin in der Blumenmalerei, sagte mir Pausias, und wirklich scheint es unmöglich, eine größere Mannigfaltigkeit von Blumen malerischer zusammen zu ordnen, als du in den Kränzen siehest, welche Pausias aufs sorgfältigste von den ihrigen abgebildet hat.“

Seit dieser Stunde, mein Dinias, ist es mit deinem Menander nicht, wie es sollte. Das verwünschte kleine Blumenmädchen mit seinem kindischen runden Gesichtchen und mit seinen unschuldigen Schelmenaugen sitzt mir immer vor der Stirn, folgt mir, wohin ich gehe, und mischt sich in alle meine Gedanken; ich kratze, ohne recht zu wissen, was ich thue, ihren Namen in alle Bäume und träume alle Nächte von nichts als ihr. Bald seh' ich sie als die Göttin der Blumen am Ilyssus wandeln; bei Tausenden entsprossen sie dem Boden unter ihren Blicken und steigen, sich um ihre schönen Knöchel schmiegend, aus ihrem Fußtritt empor. Zephyr fliegt mit offnen Armen auf sie zu, sie liebkosen sich, und ich vergehe vor Neid und Mißgunst. Bald sitzt sie, einen Blumenkranz flechtend, mir gegenüber; ich lese ihr eine Scene aus meiner Andria, die an den nächsten Dionysien gegeben werden soll; sie lächelt mir Beifall zu und bindet mir, mit einem Kuß, der mich zum Jupiter macht, ihren Kranz um die Schläfe. Kurz, ich schäme mich sogar, dir, dem schon so lange alle meine Gedanken offen stehen, zu bekennen, wie verdächtig es in meinem Kopfe aussieht. Erinnere mich nicht an die strengen Forderungen, die ich neulich zu den Bedingnissen machte, unter welchen ich mich einer dauerhaften Anhänglichkeit an ein weibliches Wesen fähig halte. Frage mich nicht, woher ich wisse, daß die Blumenhändlerin der Ausbund aller jungfräulichen Tugenden sei, die ich verlangte. Ich sehe alles, was schön und gut ist, aus ihren Augen, aus jedem Zug ihres lieblichen Gesichts, aus ihrer Miene und Stellung, kurz aus ihrem

ganzen Wesen hervorblicken. Der weise Sokrates hat Recht: ein schöner Leib bürgt für eine schöne Seele. Und gesetzt auch, es wäre anders, warum sollte ich meinem Gefühl nicht glauben? Im schlimmsten Falle wage ich wenig oder nichts dabei; ich habe doch eine Zeit lang die süßeste Täuschung als Wahrheit genossen, und bin, wenn mir die Augen endlich aufgehen, um eine Erfahrung reicher, die in der bloßen Erinnerung noch süßen Genuß gewährt.

Das Unglück ist nur, daß ich diese Erfahrung nie machen werde; denn sie lebt zu Sicyon, und ich bin an Athen gebunden. Wie darf ich hoffen, daß sie, die von mir nichts weiß, zu mir nach Athen kommen werde, da ich, den ihr bloßes Bild schon bezaubert, nicht zu ihr kommen kann? Was aus einer so seltsamen Art, in die Ferne zu lieben, werden soll, mag der delphische Apollo errathen! Oder begreifst du etwas davon, Dinias?

IV.

Nicias an Menander.

Deinem Begehren soll Genüge geschehen, Menander, so gut als ein enkaustisches Gemälde sich mit Saftfarben kopiren läßt; nur so schnell, als du wünschest, geht es nicht an, weil ich ein schon lange bestelltes großes Stück in der Arbeit habe, das ich nicht bei Seite legen kann. Aber ich habe dir etwas zu berichten, was dir das Warten vermuthlich sehr erleichtern wird. Vor einigen Tagen ist die junge Sicyonerin, von deren Bilde die Rede ist, in eigner Person zu Athen angelangt. Sie nennt sich Glycera und ist wirklich das reizendste Mädchen, das ich je gesehen habe. Lebe wohl.

V.

Glycera an ihre Verwandte Nannion zu Sicyon.

Ich lebe nun beinahe einen Monat in dem schönen Athen, und mir ist, ich lebe unter den Göttern. Was ich für ein Kind war, als ich mir einbildete, Sicyon sei eine schöne und große Stadt! Jetzt, da ich Athen gesehen habe, dünkt mich jenes ein Dorf und diese die einzige Stadt in der Welt. Mit jedem Schritt glänzt dir ein Tempel oder eine auf zierlichen Säulen ruhende Halle oder ein Gymnasion oder ein andres öffentliches Prachtgebäude in die

Augen; überall siehst du dich von ehrwürdigen Denkmälern des Alterthums und den herrlichsten Werken der neuern Kunst und des reinsten Geschmacks umgeben, und du würdest (wie es mir erging) vor Vergnügen in Entzückung gerathen, wenn du die Propyläen, das Parthenon und das Odeon des Perikles zum erstenmal sehen solltest.

Meine Mutter hat (wie es unsre Umstände mit sich bringen) ein kleines Häuschen in der Vorstadt Piräus gemiethet, woran das Beste ein ziemliches Stück Gartenland ist, wo wir mancherlei Blumen, besonders Rosen, Hyacinthen, Anemonen und Ranunkeln von allen Farben zum Behuf meiner Blumenkränze ziehen werden. Für jetzt haben wir einige Blumengärten in Beschlag genommen, um mich mit den Materialien zu meiner Kunst zu versehen, die hier großen Beifall findet und uns, wie ich hoffe, hinlänglich nähren wird.

Man sagt, ein sehr reicher und angesehener Mann zu Athen habe dem Pausias die Tafel, worauf er mich, einen meiner schönsten Blumenkränze emporhaltend, abgemalt hat, um großes Geld — Einige sagen von sechstausend, Andre gar von zehntausend Drachmen — abgehandelt. Meine Mutter und meine Schwestern bauen große Hoffnungen auf diese Sage. „Wenn er um dein bloßes Bildniß eine so ungeheure Summe giebt“, sprechen sie, „wie viel wirst du ihm erst selber werth sein?“ Ich höre sie nicht gern so reden. Ich will weder nach Drachmen noch nach Minen geschätzt sein. Ich weiß, daß ich nur ein armes Mädchen bin, aber ich habe keinen Preis. Gewiß ist indessen, daß der reiche Herr bis jetzt noch nichts von sich hören ließ. Am Ende ist wohl an der ganzen Sache nichts, und desto besser.

Mit jedem Tage werde ich von Athen und seinen Einwohnern mehr bezaubert; es sind die artigsten, angenehmsten und gefälligsten Leute von der Welt. Aber, was mich am meisten freut, ist, daß ich nun in der Stadt lebe, wo Menander wohnt. Du weißt, daß ich seine Stücke beinahe auswendig kann. Nun werd' ich sie auch aufführen sehen, vielleicht mit ihm selbst bekannt werden; und wer weiß — Bewahre mich, gute Adrastea, vor einem gar zu übermüthigen Gedanken! Aber, daß ich ihn wenigstens nur zu sehen bekommen möchte, das darf ich doch wohl wünschen? Lebe wohl, Nannion! Ich gedenke dir so oft zu schreiben, als ich etwas von mir zu berichten habe, und erwarte dasselbe von dir.

VI.

Menander an Dinias.

Die Götter der Liebe sind mir freundlicher, als ich hoffen durfte. Sie ist in Athen! — „Wer?“ fragst du — Nun, wer Andres als mein Blumenmädchen? das versteht sich doch von selbst — Mit Einem Wort also, Glycerion ist hier. Ich habe sie, ohne von ihr wahrgenommen zu werden, gesehen, und, o! welch ein armer Stümper dünkte mich in jenem Augenblick der berühmte Pausias! Es kostete Mühe, mich zurück zu halten; meine Arme wollten sich mit aller Gewalt öffnen; aber ich bezwang mich, und du siehest daraus, lieber Dinias, daß noch einige Hoffnung für meinen Verstand übrig ist. Je liebenswürdiger sie mir scheint, desto mehr liegt mir daran, mich gänzlich zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche. „Viel kaltes Blut für einen Verliebten“, wirst du sagen. In der That, seitdem ich weiß, daß sie nur eine kleine Meile von mir entfernt ist, bin ich so ruhig, als ob sie mit mir in Einem Hause wohnte. Das Vergnügen, so ich mir von unserer näheren Bekanntschaft verspreche, ist so groß, daß ich mich nicht entschließen kann, es mir selber wegzugenießen; gerade wie ein Geiziger seine Geldkiste täglich und stündlich mustert, aber aus Furcht, sie zu vermindern, lieber hungert und dürstet, als das Herz hat, etwas davon zum Gebrauch heraus zu nehmen. Denn freilich das Genossene kann nicht wieder genossen werden.

Anfangs wollte mir vor dem reichen Xanthippides ein wenig bang sein. Ich befühlte ihn daher ganz leise, fand aber, daß er seine Stephanopolis eigentlich blos der Blumenkränze wegen schätzt und der Meinung ist, ein Mann, der reich genug sei, die Königin aller Hetären unsrer Zeit, die schöne Bacchis, zu unterhalten, würde sich lächerlich machen, wenn er sich zu einem Mädchen wie Glycerion herabließe. Das war nun gerade, was ich wollte; und doch ist die Liebe so ein grillenhaftes Ding, daß ich Händel mit ihm hätte anfangen mögen, als ich merkte, er sei blos darum nicht mein Nebenbuhler, weil er meine Geliebte seiner Aufmerksamkeit nicht würdig hält. Ein Liebhaber ist über jeden Blick, den ein Andrer auf die Gebieterin seines Herzens wirft, eifersüchtig und verlangt doch, daß die ganze Welt vor seinem Abgott auf den Knien liege.

Ruhig von dieser Seite, fuhr ich gleichwohl noch einige Tage fort, das Mädchen scharf bewachen und beobachten zu lassen. Aber alle Nachrichten, die ich erhielt, stimmten darin überein, daß man nicht eingezogener und sittsamer leben könne; daß sie ihre Blumen-

kränze durch eine ihrer Schwestern verkaufe, und daß es von den vielen Mannspersonen, die ihre Thür unverriegelt zu finden gehofft, noch keiner einzigen geglückt sei, sie auch nur in ihrer Mutter Gegenwart zu sprechen.

Jetzt hielt mich nur noch Eine Grille zurück. Ich wollte das Bacchusfest vorbei lassen, um zu sehen, ob mir vielleicht meine Andria zur Empfehlung bei ihr dienen könnte. Denn, wiewohl mein Name bereits ziemlich bekannt in Griechenland ist, so darf ich mir doch nicht schmeicheln, daß er an einem Ort wie Sicyon bis zu ihr durchgedrungen sei, geschweige, daß sie meine Komödien gelesen und daraus eine gute Meinung von mir nach Athen mitgebracht haben könnte. Philemon, der mir bekannter Maßen schon mehr als einmal mit Recht oder Unrecht den Preis abgewonnen hat, setzte mir diesmal ein Stück entgegen, der Kaufmann betitelt, das wohl keines seiner besten sein mag, aber der Leichtfertigkeit wegen, womit ein sehr schlüpferiger Stoff darin behandelt ist, mehr Anziehendes für unsre Zuhörer hatte als meine Andria, die in der That für eine neue Gattung gelten kann und eher zu weinen als zu lachen macht. Ich gestehe dir, das Herz pochte mir während der Aufführung stärker als jemals, weil ich wußte, daß Glycera unter den Zuschauern sein würde. Was ich fürchtete, war weniger der Verdruß, den Preis einem Andern überlassen zu müssen, als der nachtheilige Eindruck, den ein schlechter Erfolg auf meine Geliebte machen würde. Denn bei den Weibern hat der Ueberwundene gegen den Sieger immer Unrecht.

Aber diesmal fiel es anders aus: meine Niederlage war der glücklichste Umstand, der mir begegnen konnte. Glycera urtheilte ganz anders als unsre Kampfrichter. Mein Stück hatte einige Thränen in ihre schöne Augen gelockt; sie gab ihm in allem den Vorzug vor dem gekrönten, fand den Ausspruch der Richter ungerecht und geschmackwidrig und sagte so laut, daß es hören konnte, wer wollte: sie gehe, Menandern den schönsten Kranz zu binden, der jemals aus ihren Händen gekommen sei. Die Pflicht, ihr für einen so unverhofften Beifall zu danken, gab nun meinem Besuch den schicklichsten Vorwand. Ich wurde sehr wohl aufgenommen und aus dem eignen Munde der schönen Glycera mit der Versicherung überrascht, daß sie mehr als eine meiner Komödien auswendig wisse. Ihr ganzes Gesicht überzog sich mit der reizendsten Schamröthe, indem sie dies sagte. Was konnt' ich da weniger thun, als ein so schmeichelhaftes Geständniß zu erwiedern, indem ich ihr dagegen bekannte, welche Wirkung ihr bloßes Bildniß auf mein Herz gemacht, und dies zu einer Zeit, da ich keine Hoffnung hatte, sie jemals selbst zu sehen? Die Freude, die sie mich hierüber ohne alle Zurückhaltung sehen ließ, verbreitete ein so zauberisches Lächeln

über ihr liebliches Gesicht, daß jeder Rest von Weisheit, den mir die Liebe noch gelassen haben mochte, wie Schnee im Sonnenstrahl darin zerrann. Sie war nun in meinen Augen das liebenswürdigste aller Wesen, und ich, von ihr geliebt, der Glückseligste aller Sterblichen.

Von dieser Zeit an ward ich als der Freund vom Hause betrachtet; es stand mir zu allen schicklichen Stunden offen, und ich brachte gewöhnlich in jeder Dekade drei- oder viermal den ganzen Abend bei Glycerion zu. Die Mutter schien anfangs kein sonderliches Wohlgefallen an dieser Vertraulichkeit zu haben; ein Hausfreund wie Xanthippides wäre ihr besser angestanden als ein Komödiendichter, der, nach seinem schlichten Aufzug zu urtheilen, eben kein Günstling des Plutus zu sein schien. Aber Glycerion hat durch ihre liebkosende Zärtlichkeit und die Vortheile, die das Hauswesen von ihrer Geschicklichkeit zieht, eine Art von sanfter Herrschaft über die Mutter erlangt, welcher diese nie lange widerstehen kann. Auch wirst du leicht erachten, daß ich es an meinem Theil nicht fehlen ließ, mir die Alte sowohl als die Schwestern immer gewogener zu machen. Das einfachste Mittel war, daß ich mich in einer geheimen Unterredung mit der Mutter anheischig machte, ihre Glycerion nie zu verlassen und die Hälfte meines (wie du weißt) nicht unbeträchtlichen Einkommens zu ihrer Wirthschaft beizutragen. Mehr brauchte es nicht, sie über das Verschwinden ihrer anfangs zu hoch gespannten Hoffnungen zu trösten und mit ihrem Loose so zufrieden zu machen, als sie in der That Ursache hat, es zu sein.

Seit dieser Zeit sind die Stunden, die ich in dieser kleinen Familie zubringe, die angenehmsten meines Lebens. Glycera hat zwei ältere und eine jüngere Schwester. Die älteste, Myrto genannt, beschickt mit einer einzigen Sklavin das Hauswesen und die Küche; die zweite ist eine Kunstweberin, die es mit Arachnen, ja, wofern man so reden dürfte, mit Minerven selbst aufnehmen könnte; und Melissa oder (wie man zu Athen spricht) Melitta, die jüngste, ein niedliches, gewandtes kleines Ding, geht der schönen Glycerion in ihrer Kunst an die Hand. Praxilla (so nennt sich die Mutter) scheint zu ihrer Zeit sehr schön gewesen zu sein und das Bewußtsein davon so wenig verloren zu haben, daß sie sich noch immer gern etwas Schmeichelhaftes darüber sagen läßt. Sie spielt das Barbiton mit vieler Geschicklichkeit, und da Glycerion und Melitta überaus anmuthige Stimmen haben, und ich selbst ehemals von dem berühmten Antigenidas die Flöte spielen lernte: so dienen auch diese Zweige der Musenkunst, dem Vergnügen, das ich in diesem weiblichen Hauskreise finde, mehr Abwechslung zu geben. Meine Muse befindet sich sehr wohl bei dieser Lebensart, und ich

mache mir gute Hoffnung, daß es mir an den nächsten großen Dionysien gelingen werde, einen wohl verdienten Sieg über den launischen und willkürlichen Geschmack unsrer Athener zu erringen.

VII.

Glycera an Nannion.

Hüpfe beim Empfang dieses Briefes hoch auf, Nannion, und freue dich über das Glück deiner Freundin! Sie hat ihn gesehen und gehört, und, was sie nie zu hoffen gewagt hätte, sie sieht ihn beinahe täglich, sie ist — wirst du mir's glauben, Nannion? — sie ist der Liebling seines Herzens. Die kleine Kränzehändlerin aus Sicyon wird von Menander geliebt! von Menander! — O, verzeihe mir, gütige Nemesis, wenn ich zu stolz darauf bin, von Menander geliebt zu sein! — Doch nein, liebe Nannion, ich bin nicht stolz, ich bin nur glücklich. Wie viel fehlt, daß ich so liebenswürdig wäre, als ich glücklich bin! — Ich wollte dir erzählen, wie dies alles sich begeben habe; aber ich bin noch nicht ruhig genug, noch zu wenig an mein Glück gewöhnt, als daß ich Ordnung in meine Gedanken bringen könnte. Doch ich will's versuchen.

An den letzten Dionysien kämpfte Menanders Andria mit Philemons Kaufmann, einer Komödie, worin es viel zu lachen giebt, aber die Fabel so anstößig, und die Ausführung in mehrern Scenen so leichtfertig und unsittlich ist, daß wir ehrliche Sicyonerinnen nicht begreifen konnten, wie der erste Archon einem solchen Stück die öffentliche Aufführung habe erlauben mögen. Kannst du dir vorstellen, daß die Richter die Unverschämtheit hatten, diesen nämlichen Kaufmann der Andria des Menander vorzuziehen, die zwar wenig zu lachen giebt, aber von keinem Menschen, dem ein Herz im Busen schlägt, ohne Theilnahme und Rührung angehört werden kann und an Schönheit und Wahrheit der Charaktere, Urbanität der Sitten, Zierlichkeit der Sprache und Harmonie der Verse ein unübertreffliches Muster ist? — Diese schreiende Ungerechtigkeit gegen meinen Lieblingsdichter brachte mich auf; es war nach meinem Gefühl eine unverzeihliche Versündigung an allen Musen und Grazien; ich brach in bittre Klagen über den schlechten Geschmack der Athener aus, kurz, ich vergaß mich so sehr, daß ich laut genug, um von den Umstehenden gehört zu werden, ausrief: „Wenn gefühllose Richter Menandern den Kranz versagt haben, so soll ihm wenigstens Glycera den schönsten binden, der je aus ihren Händen gekommen ist!"

Die Meisten, die diese unbedachtsame Rede hörten, lachten über den kindischen Zorn der kleinen Ausländerin: aber einer von Menanders Freunden hinterbrachte ihm auf der Stelle, was ich gesagt hatte, und der Dichter kam noch denselben Abend, mir zu danken, daß ich ihn (wie er sich ausdrückte) so überschwänglich für den verlornen Epheukranz entschädigt hätte. Sein Anblick setzte mich in die angenehmste Ueberraschung, denn mich deuchte, gerade so müsse Menander aussehen. Noch warm von dem Vergnügen, das mir sein Mädchen von Andros gemacht hatte, und von dem Eifer, worein ich über die Richter gerathen war, dacht' ich nicht daran, mich zurückzuhalten, was ohnehin, wie du weißt, meine Sache nie gewesen ist. Ich sagte ihm vielleicht mehr, als ein sittsames Mädchen einem Manne, der ihr nicht gleichgültig ist, bei der ersten Unterredung sagen soll — wenigstens meinte dies meine Mutter — und er entdeckte mir dagegen, daß er zufälliger Weise schon vor einigen Monaten die Kränzehändlerin des Pausias (wozu ich, wie du weißt, dem Maler als Modell gesessen) zu Gesicht bekommen und auf der Stelle eine so heftige Zuneigung zu ihr gefaßt habe, daß er bei Tage nichts Anderes gedacht und bei Nacht nichts Anderes geträumt habe als das Original dieses Bildes. Ich mußte mir alle mögliche Gewalt anthun, nicht vor Freude über dieses Geständniß wie eine Bacchantin im Saal herumzutanzen. Ich erröthete, glaube ich, bis an die Fingerspitzen und weinte und lächelte zugleich, wie Homers Andromache; aber was ich ihm sagte, davon weiß ich kein Wort. Genug, unsre Seelen waren nun einverstanden und schworen einander, mehr durch unmittelbare Mittheilung als durch Worte, ewige Liebe.

Meine Mutter war ganz und gar nicht mit meinem Benehmen zufrieden: ich wäre ein rasches, unbesonnenes Ding, sagte sie, ich hätte mich weggeworfen und vielleicht ein großes Glück verscherzt, das mir noch bevorgestanden wäre, und was dergleichen mehr war. „Giebt es ein größeres Glück", versetzte ich, „als von Menandern geliebt zu sein? Für mich gewiß nicht!" Er hat indessen bald das rechte Mittel gefunden, sie mit meiner Liebe zu ihm zu versöhnen. Er hat sie und meine Schwestern mit Geschenken überhäuft und sagt ihr bei jeder Gelegenheit etwas Schmeichelndes über ihre Schönheit, die in der That vor zwanzig bis dreißig Jahren nicht gemein gewesen sein mag.

Er ist nun gleichsam ein Mitglied unsrer kleinen Familie. Meine Schwestern sind ihm alle gewogen, ohne mich wegen des Vorzugs, den er mir giebt, zu beneiden; und weil Myrto sich gar zu gern geputzt sieht, bringt er ihr immer bald dies, bald jenes, womit das gute Mädchen der Natur zu Hülfe zu kommen sucht. Ich bekomme immer am wenigsten, denn er behauptet, ich ge-

winne dabei, je weniger ich Entlehntes und Fremdartiges an mir trage. Das Costume der Grazien — der Sokratischen allenfalls — sagt der leichtfertige Mann, stehe mir am besten. Mit Einem Wort, Nannion, wir sind hier sehr glücklich, und mir fehlt nichts, als daß du nicht auch bei uns bist, um deinen Theil an meiner Glückseligkeit zu nehmen, welche weder schimmernd noch rauschend, aber eben darum meiner Sinnesart so angemessen ist, daß ich, dünkt mich, mein Loos mit keiner Königin vertauschen möchte.

VIII.

Menander an Dinias.

Ich merke, daß du mich für glücklicher hältst, als ich zu sein mich rühmen kann. Glycera ist ein seltsames Mädchen. Sie hat sich in ihr Starrköpfchen setzen lassen, das letzte Ziel der Liebe sei — ihr Grab, und noch hab ich es nicht dahin bringen können, sie von diesem Wahn — (wenn es anders einer ist) — zu heilen. Dafür aber besitzt sie eine ordentliche Wundergabe, den Nektar Cytheräens, woraus wir gemeine Sterbliche kaum fünf Theile zu machen wissen, in so unzählig viele Tropfen zu zertheilen und jedem Tröpfchen eine so eigene Süßigkeit zu geben, daß man sich am Ende doch auf ihre Weise am glücklichsten fühlt und ihr sogar Entbehrung für Genuß anrechnet. Ich weiß nicht, ob dir das sehr klar sein wird; ich könnte dir artige und sonderbare Dinge hierüber entdecken, und bin der holden Glycera zu Ehren stark dazu versucht: aber sie selbst, in Gestalt der jungfräulichen Grazie Aedo, drückt mir ihren Rosenfinger auf den Mund, und ich schweige. Alles, was ich dir sagen darf, ist, daß sie, wie Aurora im Frühling, mit jedem Tage schöner aufgeht, und, wenn das noch einige Zeit so fortdauert, mir zuletzt von der ganzen Hellas abgestritten werden wird. Es klingt nicht sehr glaublich, aber ich schwöre dir, daß ich bisher nicht eine einzige weibliche Untugend an ihr habe ausspähen können. Das (wirst du lachend sagen) beweiset weiter nichts, als daß du sie mit den Augen eines Liebhabers betrachtest, in welchen die dunkeln Flecken selbst zu Lichtern werden. Wenn du das dächtest, Freund, so würdest du dich sehr irren; den ich habe wirklich das Eigene, daß die feurigste Liebe, deren ich fähig bin, mich nicht verhindert, klar zu sehen, und ich stehe dir dafür, wenn irgend ein Flecken an Glycerion ist — und sie kann doch schwerlich ohne allen Tadel sein — so werde ich ihn noch ausfindig machen, wiewohl ich sie darum nicht weniger lieben werde. Denn

mit welchem Rechte könnten wir Unholde, mit allen unsern männlichen Unarten und Lastern, von diesen lieblichen Wesen verlangen, daß sie wie eben so viele eingefleischte platonische Ideen ohne alle Mängel sein sollten?

Ich belangweilige dich vielleicht, guter Dinias, da ich dich schon seit geraumer Zeit mit nichts Anderm als dem Gegenstand meiner Leidenschaft unterhalte. Von einem Verliebten ist es nicht anders zu erwarten. Der spricht den ganzen langen Tag von seinem Abgott und glaubt immer, noch nichts gesagt zu haben. Aber weißt du, wie du dir am besten helfen könntest? Komm auf die großen Dionysien zu uns herüber und sieh meine Glycerion selbst. Als Zugabe würdest du auch meine „Brüder" sehen, auf die ich mir (unter uns gesagt) nicht wenig zu Gute thue, seit Glycera sie mir mit ihrer Sirenenstimme vorgelesen hat. Auch diese Gabe (bei ihr ist es nicht Kunst) hat ihr die Natur verliehen. So tanzt sie wie eine Nymphe und singt wie eine Nachtigall, ohne jemals singen oder tanzen gelernt zu haben. Sogar in der Kunst zu küssen hat sie es ohne einen andern Meister als Amorn zu einer Vollkommenheit gebracht, von welcher ich keinen Begriff hatte, bis mich die Erfahrung lehrte, wie so etwas ganz Anderes ein Kuß von Glycerion ist, als was man gewöhnlich einen Kuß zu nennen pflegt. Aber still! beinahe hätte ich die unaussprechlichen Dinge der geheimnißvollsten aller Mysterien ausgeplaudert!

IX.

Menander an Glycera.

Ich schicke hier meiner Glycerion — meiner Glycerion, o! wie reich macht mich dieses einzige Wort! — einen Korb voll der seltensten Blumen, die in dieser Jahreszeit aus den Treibhäusern unsrer Kunstgärtner zusammenzubringen waren. Es ist eine frühzeitige, prächtige Rosenknospe darunter, die an deinem Busen vollends aufblühen soll; denn kein andrer Platz ist für diese schön genug. Unten im Korbe wirst du eine Abschrift meiner Adelphoi finden, mit denen ich, da sie unter deinem Einfluß geboren und gleichsam mit deinen Küssen aufgenährt worden sind, an den nächsten Dionysien unfehlbar zu siegen hoffe. Ich schicke sie dir, damit du dich ein wenig mit ihnen bekannt machen könnest, um sie mir, wenn dir's gefällig ist, morgen vorzulesen. Denn aus deinem Grazienmund und mit deiner lieblichen Stimme, die der reinste Flötenton nicht zu erreichen vermag, muß ich sie gehört haben,

bevor ich gewiß sein kann, daß nichts weiter an dem kleinen Werke zu glätten ist. Myrto wird hoffentlich nicht vergessen, daß schon fünf Tage verflossen sind, seit ich mit euch zu Nacht gegessen habe. Für Melittarion und die Uebrigen bringe ich zwei neue Skolien von Timotheus mit, und meine Glycera, hoffe ich, hält mir den süßesten ihrer Küsse bereit, um mich für eine so lange Entbehrung zu entschädigen.

X.

Menander an Dinias.

Du wunderst dich, Freund Dinias, wie ich es von mir erhalten könne, die schöne Glycera, wenn sie so liebenswürdig sei, als ich sie beschreibe, nicht je eher je lieber zu heirathen. — Zu heirathen, Dinias? Welch ein Wort ist über den Zaun deiner Lippen gesprungen, mein Freund! Ich, der Komödiendichter Menander, des Diopeithes Sohn, ich sollte ein solcher Wagehals sein, mir ein so unauslöschliches Gelächter von Allen, die meine Arrephoros, meine Angebrannte, mein Halsband und meinen Weiberfeind gehört oder gelesen haben, zuzuziehen? — Glycera ist in der That ein bezauberndes Mädchen; aber ein bezauberndes Mädchen macht darum noch keine gute Ehefrau. Sie ist kaum siebzehn Jahr alt; wer kann sagen, was sie im dreißigsten sein wird? Jetzt ist sie unbefangen, anspruchlos, unverfälscht und von der Scheitel bis zur Fußsohle lauter Herz. Wird sie, von Sicyon nach Athen in eine von Ueppigkeit und Wohlleben überfließende Stadt versetzt, wo die Unsittlichkeit einen so hohen Grad erreicht hat, daß das Laster höchstens nur so lächerlich ist als die Tugend, wird sie von so vielen bösen, aber anlockenden Beispielen umgeben und täglich allen Arten von Nachstellungen ausgesetzt, immer bleiben, was sie jetzt ist? Ich will es glauben, aber das Sicherste bleibt doch, sich ans Gegenwärtige zu halten und aufs ungewisse Künftige so wenig als möglich zu wagen. Wenn ich aber auch über das alles hinausgehen wollte, so stände mir ein Hinderniß entgegen, dessen du dich schwerlich versehen hättest — Glycerion selbst. Sie, an der alles Natur ist, philosophirt auch von Natur über alles, was ihr wichtig ist, und (dermalen wenigstens) ist ihr nichts wichtiger als unsre Liebe. Diese, spricht sie, höre auf, Liebe zu sein, sobald sie ihrer Freiheit beraubt werde — das Gesetz habe sich nicht in die Angelegenheiten des Herzens zu mischen, und eine bei Strafe gebotene Liebe verdiene diesen Namen so wenig, als man den Söldner, der seinen Wurfspieß auf Befehl seines

Offiziers unter die Feinde schleudert, einen Helden nennen könne. Sie behauptet sogar, die Ehe an sich selbst habe mit der Liebe nichts zu schaffen: sie sei nichts als ein bürgerlicher Vertrag, zu dessen Erfüllung bloße Redlichkeit, ja schon bloße Rücksicht auf die damit verknüpften Vortheile völlig hinreiche, und sie will nicht zugeben, daß ein so schönes Bündniß wie unsre Liebe in einen Kontrakt verwandelt werde. — Mich dünkt, meine Naturphilosophin hat im Grunde Recht. Wenn gleich die Ehe zu Gründung der ersten bürgerlichen Gesellschaften unentbehrlich war und es für die zahlreichsten Volksklassen, um sie in Zucht und Ordnung zu erhalten, immer bleiben wird: bei edeln und gebildeten Menschen fallen jene Ursachen weg, und diese bedürfen keines solchen Zwangsmittels. Die Verhältnisse, worin ich mit Glycerion stehe, werden so lange dauern als unsre Liebe, und unsre Liebe so lange, als sie — dauern kann: ob unser ganzes Leben durch oder nur eine Zeit lang, was kümmert dies den Staat? oder was verschlägt es ihm, ob Liebende durch den Tod oder ihren freien Willen getrennt werden? Wie dem auch sei, genug, Glycera kann sich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß sie irgend einem Sterblichen ein gesetzmäßiges Recht einräumen sollte, wodurch sie sich selbst des schönsten Vorzugs ihres Geschlechts begäbe und aus einer beglückenden Göttin, die sie dem Geliebten sein könnte, so lange alles, was sie giebt, freiwillig ist, die Sklavin eines ihr schon allein aus diesem Grunde mit Recht verhaßten Mannes würde. „Ich will keinen Augenblick länger mehr wie alle Andere von dir geliebt sein“, sagt sie mir, „als so lange ich dir liebenswürdiger scheine wie alle Andere“ — „Und nichts ist billiger“, antwortete ich ihr, „als daß ich dir eben dasselbe Recht zugestehe.“ — „Jetzt, da ich frei bin“, sagt sie, „fällt mir gar nicht ein, daß ich jemals aufhören könnte, dich eben so innig zu lieben wie jetzt“ — „Und mir eben so wenig, daß etwas Liebenswürdigeres für mich sein könnte als meine Glycerion.“ — „Aber ich werde nur zu bald aufhören, jung und schön zu sein“, sagt sie — „Für mich niemals, so lange die Schönheit deiner Seele und deine Liebe zu mir eben dieselbe bleibt“, antwortete ich. — Was ist gegen ein solches durch Freiheit zugleich veredeltes und befestigtes Bündniß einzuwenden? Bedarf es der Fackel des Hymenäus, um die Flamme einer so reinen Liebe zu unterhalten? Sie entbrannte ohne ihn und wird ohne ihn dauern, so lange sie Nahrung in unserm Herzen findet; gebricht es an dieser, so könnte Jupiter mit allen seinen Blitzen sie nicht länger brennen machen.

XI.

Glycera an Nannion.

Ich male ein wenig, wie du weißt; aber dir Menandern zu malen, es sei mit Worten oder mit dem Pinsel, getraue ich mir nicht, wiewohl man sagt, der Liebe sei alles möglich. Eine Art von Schattenbild kann ich dir allenfalls wohl von ihm machen, wenn du damit zufrieden bist. Verlangst du mehr, so weiß ich dir keinen bessern Rath als: berede deine Base, es zu machen wie meine Mutter und nach der schönen Minervenstadt zu ziehen, wo dir deine Kunst die Häuser aller Günstlinge des Glücks, und deine Liebenswürdigkeit die Herzen aller edeln Menschen öffnen wird. Mit Vergnügen würde deine Glycerion die Freundschaft ihres Menander mit dir theilen. Und nun die Hand ans Werk!

Menander ist von mittlerer Größe und kann, ob ihn gleich Polykletus eben nicht zum Modell seines Kanons genommen hätte, in den Augen einer Geliebten für einen ganz hübschen Mann gelten. Du merkst, denke ich, daß ich dir eben so wohl hätte geradezu sagen können, daß seine glänzendere Seite nicht die äußere ist. Seine Gesichtsbildung ist fein und geistreich, seine Stirne breit und hoch, sein Auge etwas hervorstehend und voll Feuer, und um seinen Mund, den die Grazien ausdrücklich zum Sprechen und — zum Küssen gebildet zu haben scheinen, schwebt ein leiser, mehr kitzelnder als beißender Spott, vom zartesten Gefühl des Schicklichen gemildert. Ich darf dir nicht verbergen, daß er, wie die Leute sagen, ein wenig schielen soll. Anfangs ward ich es nicht gewahr, aber da mich meine Schwester Myrto aufmerksam darauf machte, konnt' ich's ihr nicht ganz abstreiten, wiewohl es mir mehr etwas Angewöhntes als ein Naturfehler scheint. Gewiß ist, daß es ihm gar nicht übel läßt. Es giebt ihm etwas angenehm Schalkhaftes, etwas von der Miene der besten Sokratesköpfe, — also etwas Faunenhaftes, wirst du sagen — denke davon, was du kannst — mir gefällt er darum nur desto besser, und ich möchte ihn nicht anders haben, als er ist. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Reizbarkeit seiner Sinne leihen ihm bei Gelegenheit etwas Schwärmerisches, das zuweilen in Begeisterung übergeht, aber im Grund ist er (wenn ich mich nicht sehr an ihm irre) ein so kaltblütiger Sterblicher, als ein Athener und ein Dichter möglicher Weise sein kann. Er liebt das Vergnügen und die Freude mehr als Ruhm und Gold; und wenn seine Komödien die Werke aller seiner Zeitgenossen und Nebenbuhler verdunkeln und auslöschen, wie die Mittagssonne den Mondschein und das

Sternenlicht: so ist weder Ruhmsucht noch Begierde, dem großen Haufen zu gefallen, die Ursache davon, sondern eine angeborne Liebe zum Schönen und ein Kunstgefühl, das ihm nicht eher erlaubt, die Hand von einem Werke abzuziehen, bis es so rund, glatt und vollendet ist, daß sein zartes Gefühl nichts mehr daran zu poliren findet. Desto mehr ist zu bewundern, daß er in einem Alter von dreißig Jahren bereits über zwanzig Stücke geschrieben hat, wovon immer eines das andere an Schönheit und Interesse übertrifft. Es sind eben so viele sprechende Sittengemälde, zwar aus unsrer Zeit genommen, aber auf alle Zeiten passend, so getreu sind die wahren Züge und Lineamente der Menschheit darin nachgezeichnet und der Natur wie aus den Augen gestohlen. Seinen großen Ruhm hat ihm nicht die Volksgunst und der Beifall des großen Haufens, sondern das Gefühl und Urtheil der Gebildetsten unter seinen Zeitgenossen gemacht: denn er hat bis jetzt kaum dreimal den Sieg über seine Mitbewerber Alexis, Apollodorus, Diphlus und Philemon erhalten.

Man sagt — nicht ohne allen Grund vermuthlich — daß sein Hang zu unserm Geschlecht seine schwächste Seite sei. Er kann, heißt es, weder der Allmacht der Schönheit, noch dem Zauber des Reizes widerstehen, und wer auf unverletzliche Treue in der Liebe bei ihm rechnet, wird sich übel betrogen finden. Dafür hat er ein Herz, das für die Freundschaft gemacht ist, und wofern Diejenige, die ihm Liebe einflößt, Achtung und Vertrauen verdient, kann sie sicher sein, daß sie einen Freund aufs ganze Leben gewonnen hat.

Doch die Hand von der Tafel! Denn es ist gerade nicht mein Wille, Nannion, daß du dich in mein Gemälde verlieben sollst.

XII.

Glycera an Menander.

Alles ist zu dem kleinen Feste vorbereitet, welches ich den Musen gelobte, wenn sie dir heute den wohlverdienten Sieg verschaffen würden. Mein Herz sagte mir mit Gewißheit vorher, ich hätte keine Fehlbitte gethan. Es war ein schöner Tag, Menander, und er soll mit einer schönen Nacht gekrönt werden. Xanthippides und die schöne Bacchis haben sich in die Wette dafür beeifert, daß dir einmal wieder Gerechtigkeit widerführe. Ich wußte, daß Bacchis schon lange mit dir Bekanntschaft zu machen, und Xanthippides das Original seiner Kränzehändlerin zu sehen wünschte. Ich habe also etwas dir Angenehmes zu thun geglaubt, wenn ich

sie zu unserm Fest einlüde. Sie werden kommen, und der reiche Herr hat einen großen Korb voll thasischen und cyprischen Weins geschickt, um seinen Antheil (wie er uns sagen ließ) zu dem freundschaftlichen Feste beizutragen. Die schöne Bacchis — darauf mache dich gefaßt — wird von Kopf zu Fuß gerüstet und mit Aphroditens Zaubergürtel um ihren verführerischen Busen erscheinen. Nimm dich in Acht, Menander! Glycera ist vielleicht nicht so ganz harmlos und ohne alle Eifersucht, wie du dir einbildest. Uebrigens ist unser Haus wie ein Grazientempel aufgeschmückt, und du wirst es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich die Ersparnisse meiner kleinen Blumenkasse bei einer solchen Gelegenheit nicht geschont habe. Die Küchenmeisterin Myrto hat alle ihre Künste aufgeboten; meine Mutter und meine Schwestern haben sich aus Leibeskräften herausgeputzt; und mit mir wirst du, denke ich, auch zufrieden sein. Ich kenne deinen Geschmack am Einfachen, er ist immer auch der meinige gewesen. Komm, sobald du kannst, und bring deinen Dinias mit, der uns als dein Freund höchst willkommen sein soll.

XIII.

Glycera an Nannion.

Der vierzehnte des Elaphebolion war der schönste meines freilich noch jungen Lebens. Ich sah meinem Menander in einem Kreise von vielen tausend Zuschauern, unter dem jauchzenden Zuruf seiner Stamm- und Zunftgenossen, den Siegeskranz der komischen Muse um die Stirn binden, und ich hatte alle meine Schüchternheit nöthig, um vor Entzücken nicht laut auszurufen und dem ganzen Volk zu verkündigen, daß ich die Geliebte des Mannes sei, auf welchen in diesem Augenblick ganz Athen stolz war.

Da ich nicht zweifelte, daß die Vortrefflichkeit des Stücks und der Eifer der Freunde des Dichters uns diesmal den Sieg verschaffen würde, so hatte ich alles schon zu einem kleinen Feste vorbereitet, dem es, ich versichre dich, an nichts fehlte, was zur angenehmsten Unterhaltung der Gäste erforderlich war. Mir war es indessen blos darum zu thun, Menandern Vergnügen zu machen, der kein Freund von großen lärmenden Gastmählern ist; und so hatte ich (zumal da unser Saal keine große Gesellschaft faßt) außer Menandern und zweien seiner vertrautesten Freunde Niemand eingeladen als den Besitzer der Kränzehändlerin, den reichen

Xanthippides, der durch seinen Eifer und die große Anzahl seiner Klienten am meisten zum Glück des Tages beigetragen hatte, und die schöne Bacchis, seine Geliebte, die unter den Hetären unsrer Zeit beinahe das ist, was Lais vor siebzig oder achtzig Jahren war. Du mußt wissen, Nannion, daß meine Blumenkränze zu Athen um einen ungewöhnlichen Preis verkauft werden, und daß die Freigebigkeit Menanders meine Mutter in den Stand gesetzt hat, unser Haus ohne meinen Beitrag zu unterhalten; so daß ich mir unvermerkt einen kleinen Schatz gesammelt habe, den ich (wie du mir zutrauen wirst) bei einer solchen Gelegenheit nicht sparte. Alles gelang mir nach Wunsch. Die Grazien selbst schienen, was sie nach Pindar bei den Götterfesten sind, die Vorsteherinnen des meinigen zu sein; man war lebhaft und fröhlich ohne bacchantische Schwärmerei. Myrto hatte ihr Aeußerstes gethan; es wurde viel gesungen; der Cyperwein des Xanthippides erweiterte alle Herzen, und eine reizende junge Tänzerin aus Lesbos, von einer trefflichen Citherspielerin unterstützt, vollendete das allgemeine Vergnügen, indem sie, als die Tafel aufgehoben war, mit einem in einen Knaben verkleideten schönen Mädchen die Fabel von Venus und Adonis so lebhaft und zugleich so anständig darstellte, daß Xenophons Sokrates selbst Vergnügen daran gehabt hätte.

Zwischen den Akten dieses mimischen Duodramas spielten Bacchis und Xanthippides ihre Rollen nach Vermögen. Es galt, wie ich bald merkte, dem Menander und deiner kleinen Freundin. Bacchis hatte sich in ein sehr verführerisches Costume versetzt und, die Wahrheit zu sagen, selbst für ihren Anschlag auf meinen Freund des Guten eher zu viel als zu wenig gethan. Ihre Kleidung war zwar faltenreich genug, aber beinahe durchsichtig, ihre Arme, auf deren Schönheit sie vorzüglich stolz ist, bis an die Schultern bloß, und um ihren wenig verhüllten Busen schlang sich ein breites Band, mit großen Perlen vom schönsten Wasser gestickt, in der Absicht, die blendende Weiße ihrer Haut durch einen Schmuck, der den Meisten nicht vortheilhaft wäre, noch auffallender zu machen. Sie hatte sich nach der Tafel in einer reizend nachlässigen Stellung auf die gegen die Wand aufgeschichteten Polster hingegossen, und schien sich, so oft die Tänzer eine Pause machten, sehr lebhaft mit Menandern zu unterhalten. Meine Mutter, die es zu ihrer Zeit mit der schönen Bacchis vielleicht hätte aufnehmen können, gab sich alle Mühe, den gefälligen Dinias (den Freund Menanders) vergessen zu machen, daß sie dreißig Jahre zu früh in die Welt gekommen war. Mir war Xanthippides zugefallen, der mich in kurzem deutlich merken ließ, daß er mich zum Werkzeug seiner Rache an seiner Ungetreuen ausersehen habe, wiewohl ich überzeugt bin, daß sie ihr Spiel mit einander abgeredet hatten; denn beide stehen

im Ruf, wenig Anspruch auf Beständigkeit in ihren Liebschaften zu machen. Gern hätt' er meine Schwester Chelidonis und die kleine Melitta, die für seine Absicht zu viel waren, entfernen mögen; aber sie wußten ihre Rolle, und wirklich thaten wir alle drei unser Bestes, ihn zu unterhalten. Meine Schwestern waren bis zur Ausgelassenheit lustig, sangen ihm ein sicyonisches Liedchen nach dem andern und schenkten ihm dazu so fleißig von seinem eigenen Cyperwein ein, daß Herkules selbst zuletzt hätte unterliegen müssen. Menander hielt sich tapferer, als ich ihm zugetraut hatte: er schielte fleißig nach mir, (da siehst du, Nannion, wozu das Schielen bei Gelegenheit gut ist!) denn die schöne Bacchis setzte ihm ernstlich zu, und er schien mir wirklich eine Herzstärkung nöthig zu haben, um in einem so gefährlichen Kampf auszuhalten und wenigstens nur mit leichten Wunden davon zu kommen.

Endlich brach mit der Morgenröthe das Ende unseres Festes ein. Der gute Xanthippides wurde, in Wein und Schlaf begraben, von vier Bedienten nach seinem Hause im Piräus getragen; und Bacchis, die mir einen kleinen Verdruß über das Fehlschlagen ihres Plans kaum verbergen konnte, bat mich beim Abschied, etwas kalt, um die Fortsetzung der angefangenen Bekanntschaft und hätte mich gern glauben gemacht, es liege nur an mir, so eifersüchtig über sie zu sein, als ich wolle. „Menander hat alle meine Erwartung übertroffen, er ist ein bezaubernder Mann", sagte sie mit einem schlauen, viel bedeutenden Blick — „Wirklich", versetzte ich mit der harmlosesten Miene von der Welt, „wirklich bezaubert er schon seit zehn Jahren ganz Griechenland." Dinias, der einzige ganz Unbefangene unter uns, führte sie in einem mit zwei raschen Thraciern bespannten Halbwagen nach Hause, und der zweifache Sieger Menander, der endlich allein übrig blieb, empfing den Lohn seiner Tugend — rathe, Nannion, in wessen Armen?

XIV.

Menander an Dinias.

Empfange nochmals meinen Dank für die Freundschaft, die du mir durch deinen Besuch an den Dionysien erwiesen hast. Dein Beifall würde mich entschädiget haben, falls ich den Kranz abermals einem Andern hätte überlassen müssen: um so angenehmer wars mir's, daß du, wie ich versichert bin, nicht wenig zum Siege meiner „Brüder" beigetragen hast. Seitdem nicht mehr der innere Werth eines Stücks, als Kunstwerk betrachtet, sondern

Verabredung, Einfluß von Gunst oder Mißgunst gewisser Parteien und geheime Zusammenverschwörungen für oder wider ein neues Stück den Sieg oder die Niederlage eines Mitbewerbers um den Epheukranz entscheiden, hat ein Dichter zwar wenig Ursache, auf einen Triumph, woran er selbst so wenig Antheil hat, stolz zu sein: aber immer durchfallen und immer Den, den wir wirklich geschlagen haben, als Sieger ausrufen hören, wird doch in die Länge so unangenehm, daß man endlich zufrieden ist, wenn man nur den Preis erhalten hat, sei es auch damit zugegangen, wie es wolle.

Noch sicherer, als ich für meine „Brüder“ auf deinen Beifall zählte, konnt' ich darauf rechnen, daß Glycera dir gefallen würde, die in ihrer Art noch einziger ist. Was wirst du also von mir denken, wenn ich dir gestehe, daß ich, der einen so zarten Sinn für ihre Liebenswürdigkeit hat, dennoch einer unwürdigen Buhlerin die Freude gemacht, sich schmeicheln zu können, daß sie einen Triumph über das holde Mädchen erhalten habe?

Du erräthst leicht, daß hier von Bacchis die Rede ist, da du ein Augenzeuge der hitzigen Angriffe warst, welche sie an dem Abend, den wir bei Glycera zubrachten, auf meine Beständigkeit machte. Du sahest aber auch, wie wenig sie damals Ursache hatte, sich des Erfolgs ihrer Bemühungen zu rühmen. In der That hatte sie, in Hoffnung, ihren Sieg zu beschleunigen, einen Aufwand von Anstalten gemacht, der ihrer Absicht mehr schadete als nützte. Sie bestürmte meine Augen (den einzigen Sinn, gegen welchen sie damals ihre Angriffe richten konnte) auf einmal zu stark, und das, was sie damit wollte, sprach zu laut an, um nicht jedem Manne, der nicht alles Zartgefühls ermangelte, anstößig zu sein. Es bedurfte nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf Glycerion, deren anspruchlose Einfachheit so gewaltig von der prunkvollen Nacktheit der stolzen Bacchis abstach, um allen Zauber ihrer so übermüthig ausgelegten Reize zu vernichten.

Daß Bacchis alles dies hinten nach sich selbst gesagt haben mußte, zeigte sich einige Zeit darauf bei einem großen Gastmahl, welches Xanthippides seinen Freunden an den Panathenäen gab, wozu nebst mir auch Glycerion und ihre Mutter eingeladen waren. Er und seine gefällige Freundin hatten es darauf angelegt, ihre neulich mißlungenen Anschläge bei dieser Gelegenheit mit besserm Erfolg auszuführen, und waren (wie ich deutlich merken konnte) übereingekommen, einander dazu behülflich zu sein. Bacchis zeigte sich diesmal als eine Meisterin in den schlauesten Kunstgriffen des hetärischen Putztisches. Sie war mehr edel und zierlich als schimmernd angezogen, beinahe matronenmäßiger, als ihr zukam: doch so, daß die Augen zwar geschont, aber die Phantasie

und die Erinnerung des ehemals Gesehenen desto lebhafter beschäftigt wurden. Der verschwenderische Xanthippides hatte nichts vergessen, was sein Fest glänzend machen und der schönen Glycera von seinem Reichthum sowohl als von seiner Freigebigkeit eine hohe Meinung beibringen konnte. Die prachtvolle Halle, worin man speiste, war von großen Blumenstücken und blühenden Gebüschen umgeben, die mit bequemen Sitzen, Lauben und kleinen Kabinetten reichlich versehen waren.

Nach aufgehobener Tafel lockte die Schönheit der Nacht die Gäste, sich in den Gebüschen zu zerstreuen, und so fand Xanthippides Gelegenheit, sich mit Glycerion ungestörter als das erstemal zu unterhalten, und Bacchis, sich mit deinem Freund unversehens allein zu befinden. — Du kennst diesen zu gut, als daß er dir erst zu sagen brauchte, mit welchem Erfolg. In der That mochte sie wohl selbst nicht erwartet haben, daß er ihr den Sieg so leicht machen würde; und vermuthlich war dieser Umstand für sie ein Beweggrund mehr, ihn keinen bedeutenden Vortheil von einer so günstigen Gelegenheit ziehen zu lassen. Denn ihr war es darum zu thun, ihn, wo nicht gänzlich, doch lange genug von Glycera zu entfernen, um für Xanthippides so viel Zeit zu gewinnen, als er nöthig haben möchte, sich derselben zu nähern und gehört zu werden.

Du kannst leicht errathen, Dinias, daß die Sprödigkeit einer Bacchis deinen Freund nur desto mehr erhitzte, sein Ziel zu verfolgen — kurz, denn ich kann über dieses Glatteis nicht schnell genug hinwegkommen — sie wußte sich ganzer drei Wochen lang seiner so völlig zu bemächtigen, daß er (wiewohl nicht ohne Widerspruch seines Herzens) in dieser langen Zeit, die ihm freilich sehr kurz vorkam, Glycerens Haus vermied und die Vorwürfe, die ihm seine bessere Seele deswegen machte, dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er sein Wegbleiben alle drei Tage durch ein heuchlerisches Entschuldigungsbriefchen mit vorgeschützten Geschäften und unvermeidlichen Abhandlungen rechtfertigte. Aber kaum hatte er bei Bacchis seinen Zweck erreicht, so würde er, trotz allen ihren Reizungen, noch an demselben Tage zu Glycera zurückgekehrt sein, wenn ihn nicht die Scham und die Unmöglichkeit, ihr seine Untreue zu verheimlichen, so lange abgehalten hätte, bis sie selbst den ersten Schritt that und ihm in dem Briefe (den ich dir mittheile) mit einer Verzeihung zuvorkam, die er so leicht nicht zu erhalten gehofft hatte.

Wirklich kostet es dem holden Mädchen zu wenig, mir zu verzeihen, als daß es mir viel mehr kosten könnte, mich mit mir selber auszusöhnen. Sie weiß dem ganzen Handel einen so komischen Anstrich zu geben, und Bacchis, mit ihrer fehlgeschlagenen doppel-

ten Hoffnung und mit ihrer Gutmüthigkeit, mir den Lohn eines sehr ungewissen Erfolgs vorauszuzahlen, kommt ihr so lächerlich vor, daß ich beinahe wider Willen mitlachen muß. Denn ich kann nicht bergen, diese leichte Art, die Sache zu nehmen, will mir nicht recht gefallen und beweiset mir wenigstens so viel, daß Glycerions Liebe zu mir das nicht ist, was ich mir einbildete; daß sie mehr den Namen der Freundschaft als der Liebe verdient. Es giebt sogar Augenblicke, wo ich mir's kaum ausreden kann, daß sie mehr meinen Ruhm als mich selbst liebt, und daß ich ihr vielleicht noch gleichgültiger als Xanthippides wäre, wenn sie sich nicht geschmeichelt fände, einen Dichter, dessen Namen die ganze Hellas kennt, zum erklärten Verehrer zu haben. Sollte sie mir jemals Ursache geben, mich von diesem vielleicht ungerechten Argwohn völlig überzeugt zu halten — nun dann? — so hätt' ich mich eben an ihr getäuscht, ohne daß ich darum berechtigt wäre, mich über sie zu beklagen. Denn, im Grunde, könnte wohl eine übermüthigere Forderung erdacht werden, als wenn ein Mensch um seines kahlen Ichs willen geliebt sein wollte?

XV.

Glycera an Menander.

Was ist dir, Menander, daß wir dich schon ganzer drei Wochen nicht gesehen haben? Und wofür alle deine Ausreden und Anstrengungen deiner Erfindungskraft, womit du alle drei oder vier Tage dein Außenbleiben entschuldigest? Als ob die wahre Ursache, warum du dich vor uns scheuest, ein Geheimniß sein könnte? Siehst du nun, wie gut ich's mit dir meinte, daß ich, anstatt dich zu einer feierlichen Verbindung zu verführen, dich aus allen Kräften abhielt, diese Thorheit zu begehen? Ich nenne es eine Thorheit, nicht als ob ich mir zu viel zu schmeicheln glaubte, wenn ich denke, daß ich im Nothfall eine ganz leidliche, vielleicht sogar eine wohlachtbare Matrone abgegeben hätte: aber aus dir, mein Freund, würde schwerlich jemals ein guter Ehemann werden. Jetzt bist du frei, und ich habe dir bösen Ruf und zu späte Reue dadurch erspart, daß ich ehrlich genug war, keinen der Augenblicke zu mißbrauchen, wo ein Weib alles aus dir machen kann, was sie will. Bediene dich also auch deiner Freiheit ungescheut. Du hast Bedürfnisse, die ich nicht habe; es ist ein Mangel, den ich der Natur für eine Gabe anrechne. Meinetwegen brauchst du dir keinen Zwang anzuthun: ich werde nie über etwas Anderes als dein Herz eifersüchtig sein; und was kümmert sich die schöne Bacchis um dein Herz!

Was sie dir ist, kann ich dir niemals sein, wenn ich auch wollte; dafür aber bin ich auch zufrieden, wenn du nur der erste und getreueste meiner Freunde bist — der einzige, sollt' ich sagen; denn habe ich einen andern Freund als dich? Dir gänzlich vertrauend, dacht' ich nie daran, mir einen andern zu machen.

Besorge also nie einen Vorwurf von mir, wenn eine unsrer Schönen, wer sie auch sei, die einzige Stelle, wo du wie Achilles verwundbar bist, ausfindig gemacht hat. Nur vor der schönen Bacchis laß dich warnen, guter Menander! Sie ist eine gefährliche Spinne. Ich sehe schon lange, wie sie dich mit einem Faden nach dem andern umwickelt; unsichtbar wie die Maschen des Vulkanischen Netzes sind sie eben nicht, aber du fliegst so lüstern und gierig auf die Lockspeise zu, daß du dich mit offnen Augen fangen lässest.

Das Lustigste indessen, und was du nicht zu sehen scheinst, ist, daß sie ihr Netz zwar für dich, aber zu Gunsten eines Dritten aufgespannt hat, der dich aus seinem Wege haben wollte. Solltest du denn wirklich nicht wissen, daß, während du, von dem süßen Gift ihrer Augen berauscht, zu ihren Füßen lagst, der edle Xanthippides alles Mögliche versuchte, mich zu gewinnen und, da es ihm bei mir nicht gelang, wenigstens meine Mutter durch die glänzendsten Versprechungen und Aussichten auf seine Seite zu bringen? Oder sollte Bacchis dich schon so sehr bezaubert haben, daß es dir gleichgültig ist, wer sich deiner verlassenen Glycerion bemächtigt? So spricht meine Mutter, so sprechen meine Schwestern; und sind sie zu verdenken? Ich allein sage Nein, halte fest an meiner guten Meinung von dir und bringe die Nächte damit zu, die Schutzreden zu ersinnen, die ich den ganzen Tag für dich halten muß. Aber Zeit wär' es endlich, daß du mir diese Mühe abnähmest und deine Rechtfertigung selbst führtest.

XVI.

Menander an Glycera.

Rechtfertigen kann ich mich nicht, beste Glycerion; aber nach dem Piräus fliegen kann ich, um zu deinen Füßen die Verirrung meiner Sinne auf ewig abzuschwören. Du erweisest der schönen Bacchis zu viel Ehre, wenn du sie für so gefährlich hältst. Ich kann mir hier das berühmte Wort des Aristippus zueignen: „Ich hatte die Bacchis, aber sie hatte mich nicht.“ Auch war es blos eine unüberwindliche Furcht vor der Beschämung des ersten Augen-

blicks, was mich so lange abhielt, dir unter die Augen zu treten. Meine Ruhe bei den Versuchen des Xanthippides, dich zu Genehmigung seiner Anträge zu bewegen, war keine Folge meiner Berauschung aus dem Zauberkelch der Bacchis: sie war die Frucht meiner Ueberzeugung, daß es weder ihm, noch irgend einem seines Gleichen je gelingen könne, ein Herz wie das deinige zu gewinnen; und daß du mit Gold erkäuflich seiest, ist ein Gedanke, der gar nicht in meine Seele kommt. Demungeachtet fühle ich jetzt nur zu sehr, daß auch der bloße Schein der Gleichgültigkeit eine gerechte Ursache wäre, mich auf immer aus deinen Augen zu verbannen, wenn meine Glycerion über die gemeinen Schwachheiten ihres Geschlechts nicht so hoch erhaben wäre.

XVII.

Nannion an Glycera.

Was seit mehrern Jahren unser beider Wunsch war, liebste Glycera, — daß eine wohlwollende Gottheit uns in Athen wieder zusammenbringen möchte, — ist nun endlich, wenn sich uns anders kein neues Hinderniß in den Weg legt, der Erfüllung nahe. Meine Base findet, daß ich es durch ihren Unterricht und meinen Fleiß in meiner Kunst weit genug gebracht, mit Vortheil zu Athen auftreten zu können. Ob sie sich hierin geirrt habe oder nicht, darüber sollen meine Glycerion und ihr Menander Richter sein; denn vor euch will ich meine erste Probe ablegen. Genug, es ist beschlossen, daß wir Sicyon mit Athen vertauschen. Alle Anstalten werden dazu gemacht, und ich brauche dir nicht erst zu sagen, wie eifrig ich sie betreibe. Ich bin wie berauscht, wenn ich Athen nur nennen höre, und träume alle Nächte, daß ich in Athen bin und unter dem alten Feigenbaum eurer Göttin oder unter dem Ahorn des Sokrates am Ilyssus tanze. Kurz, Glycerion, am Vorabend der nächsten Panathenäen wird, wenn die Götter uns günstig sind, deine Nannion in deinen Armen sein.

XVIII.

Glycera an Nannion.

Ich freue mich auf deine Ankunft in Athen, liebe Nannion, wie ich mich vor sechs Jahren auf die erste Hyancinthe und auf die erste Nachtigall im Frühling freute. Ich sehe dich in Gedanken,

bald Daphne, von Apollo gejagt, bald Ariadne auf Naxos, bald die Entführung Proserpinas oder Orpheus und Eurydice tanzen — mit einer Wahrheit des Ausdrucks und Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegungen, die selbst in Athen noch nie gesehen wurde. Glaube mir, Nannion, du wirst trotz deiner kleinen Faunennase so viel Eroberungen in dieser üppigen Stadt machen, daß du nicht wissen wirst, wo du sie hin thun sollst. Aber du wirst, hoffe ich, weise sein und, indem du in der Blüthezeit den möglichsten Vortheil von deiner Kunst ziehest, der Zukunft immer eingedenk bleiben und von unserm Epikur oder vielmehr von seiner Schülerin und Freundin Leontion, die auch meine Freundin ist und die deinige werden soll, diese Mäßigung im Genießen lernen, ohne welche das freudenreichste Leben nur ein bacchischer Rausch ist, auf den ein schmerzhaftes und reuevolles Erwachen folgt.

Menander hat uns seit einigen Monaten verlassen, um seinen Freund Demetrius nach Alexandrien zu begleiten, wohin ihn der König Ptolemäus sehr verbindlich eingeladen hat. Ich bin seit mehrern Jahren so gewohnt worden, alle zwei oder drei Tage mit ihm zuzubringen, daß mir durch seine Abwesenheit ein Theil meiner selbst zu fehlen scheint. Ohne den äußerst anziehenden und unterhaltenden Umgang mit meiner neuen Freundin Leontion wüßte ich mir wirklich kaum zu helfen. Denn, daß ich der Lieblingsbeschäftigung meiner kindlichen Jahre, des ewigen Blumenlesens und Zusammengattens, endlich müde worden bin und durch Menandern eine edlere und genußreichere Art von Dasein kennen gelernt habe, kannst du dir leicht vorstellen. Anfangs wollt' er mich bereden, ihm nach Aegypten zu folgen, und ich fühlte mich nicht wenig dazu versucht: aber bessere Gedanken kommen über Nacht; er selbst machte sich, als Ernst daraus werden sollte, Einwürfe, auf die er keine Antwort fand: und so blieb ich hier und erwarte seine Wiederkunft um so sehnlicher, da ich seit unsrer Trennung nur zwei Briefe von ihm erhalten habe.

Ein Zufall hat inzwischen dem Komödiendichter Philemon Gelegenheit verschafft, uns einen wichtigen Dienst zu leisten und unsere Verlassenheit durch seine Besuche zu erheitern. Denn dieser Philemon ist trotz seiner fünfzig Jahre, seines halbgrauen Kopfs und seiner auffallenden Häßlichkeit in Gesellschaft einer der kurzweiligsten Menschen, die ich noch gesehen habe. Sein böser Dämon hat den Alten mit einer Art von Leidenschaft für deine Freundin angehaucht, die ihn zum Helden einer viel lächerlichern Komödie macht, als er jemals auf den Schauplatz gebracht hat. Anfangs konnt' ich lange nicht von mir erhalten, dem Menschen, der mit schlechten Stücken schon so oft den Sieg über meinen Menander erhielt, ein freundliches Gesicht zu verleihen; aber, seitdem er uns

diese Komödie giebt, hab' ich mich unvermerkt mit ihm ausgesöhnt. Denn, damit ich ihm erlaube, mir von Zeit zu Zeit eine erzkomische Liebeserklärung zu thun und mich in einem seiner Stücke die Gute zu nennen, läßt er sich so übel von mir mitspielen, als ich Lust habe. Du bildest dir vielleicht ein, daß er seine Häßlichkeit und seinen grauen Ziegenbart durch Freigebigkeit gut machen werde; aber da würdest du dich sehr irren: er ist der zäheste Filz in ganz Athen. Gleichwohl bringt ihn Amor, „der Götter und der Menschen Herrscher", dahin, daß er sich zuweilen mit kleinen Geschenken wehe thut, auf die er einen so hohen Werth legt, als ob er die Schätze des Krösus mit mir theilte. So schickte er mir neulich an meinem Geburtstag ein winziges Körbchen voll sehr gemeiner Blumen aus seinem eignen Garten, die seiner Versicherung nach die einzigen in Attika waren; und an einem kleinen Gastmahl, das meine Mutter an den Lenäen gab, wußte er sich nicht wenig mit einem Kruge Syrakuserwein, den er zum Feste beisteuerte, aber, wohl zu merken, nicht etwa für sein Geld gekauft, sondern von einem Freunde geschenkt bekommen hatte. Doch genug von diesem Ehrenmanne, dessen Freundschaft uns, da wir hier fremd sind, und er bei einigen Häuptern der Stadt viel vermag, in Abwesenheit unsers bisherigen Beschützers nicht so gleichgültig ist, daß wir sie ganz vernachlässigen dürften.

XIX.

Glycera an Leontion.

Menander ist endlich angelangt; aber wohl kam es mir, daß ich die Freude des Wiedersehens, wenigstens in der Einbildung, vorausgenossen hatte: denn für eine so lange Trennung war die erste Umarmung ziemlich frostig. Vergebens bemühte er sich, einen fröhlichen und zärtlichen Ausdruck in sein Gesicht zu bringen; die Natur scheint den Menschen seiner Art die Gabe der Verstellung schlechterdings versagt zu haben. Menandern wenigstens sieht man's immer auf den ersten Blick an, daß er etwas verbergen möchte, und auf den zweiten oder dritten, was es ist. Daß die düstre Wolke, die auf seinen Augenbraunen lag, mich mit einem Ungewitter bedräue, war gerade, was er am wenigsten verbergen konnte; womit ich mir aber seinen Unwillen zugezogen haben mag, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Räthsel. Denn zu einer Erklärung war der einsylbige Mensch nicht zu bringen; auch verschwand er unter dem Vorwand dringender Geschäfte eben so schnell wieder, als er gekommen war. Gewiß ist, daß er Ursache hat, mit

seiner Aufnahme in Alexandrien sehr zufrieden zu sein, und daß er also seinen Mißmuth nicht von dorther mitgebracht haben kann: denn der Bediente, der ihn auf dieser Reise begleitete, konnte meiner Schwester Myrto nicht genug anrühmen, wie sehr sein Herr von dem Könige ausgezeichnet und mit Geschenken überhäuft worden sei.

Ich gestehe dir, liebste Leontion, daß ich nicht ruhig sein kann, bis ich über dieses sonderbare Betragen meines launenvollen Freundes im Klaren bin. Du würdest mich daher sehr verbinden, wenn du mich diesen Abend besuchen oder, wofern dies nicht angeht, mir auf halbem Weg einen Platz bestimmen wolltest, wo wir uns zu einer von dir bestimmten Stunde antreffen und unsre klugen Köpfe zusammenstecken könnten, um zu überlegen, wie ich mich in einer so unerwarteten Lage zu benehmen habe.

XX.

Leontion an Glycera.

Du wirst sehen, liebe Glycera, daß es am Ende nichts als der leidige Dämon der Eifersucht sein wird, der dem guten Menander in den Leib gefahren ist. Irgend ein dienstfertiger Freund wird ihm von dem Zutritt, den sein Antagonist Philemon während seiner Abwesenheit in deinem Haus erhalten hat, im engsten Vertrauen Nachricht gegeben und wie gewöhnlich die Sache vergrößert und in ein zweideutiges Licht gestellt haben. Was braucht es mehr, um die Einbildungskraft eines poetischen Liebhabers in Feuer und Flammen zu setzen? Ohne ein Ungewitter wird es nicht ablaufen, das kann ich dir voraussagen. Sehr gern, meine Liebe, würde ich diesen Abend bei dir zugebracht haben, wenn ich mich nicht bereits an den jungen Metrodor versprochen hätte, der seinem Freund und Lehrer Epikur, dessen Geburtstag heute ist, ein glänzendes Fest geben wird. Wenn du dich aber um die vierte Stunde nach Mittag im äußern Keramikus bei der Bildsäule des Harmodius einfinden willst, so wirst du nicht lange auf deine Leontion warten müssen.

XXI.

Glycera an Menander.

Höre mich jetzt, Menander, und nimm wohl zu Herzen, was ich dir zu sagen habe, denn gestern warst du nicht in der Fassung, auf die Stimme der Vernunft zu achten, und — ich schwieg.

Es sind nun bald sechs Jahre verflossen, seitdem wir uns zum erstenmale sahen. Meine Seele flog dir entgegen; und wie hättest du mich nicht wieder lieben sollen, da du dich (wie du sagtest) bereits in mein Bildniß verliebt hattest?

Seit dieser Zeit hab' ich, weder aus Noth noch aus Pflicht, sondern aus freier Zuneigung, blos für dich gelebt, und meine angelegenste Sorge war, dich so glücklich zu machen, als in meinem Vermögen steht. Alle meine Gedanken lagen immer offen vor dir; wen solltest du kennen, wenn du mich nicht kennst? — Und dennoch bist du fähig, mich mit einer Art von Weibern zu vermengen, mit der ich nichts gemein habe als das Unglück, auch ein Weib zu sein. Oder woher sonst diese Eifersucht, mit deren rasenden Ausbrüchen du gestern unser kleines Haus erschüttert und sogar die Nachbarn in Unruhe und Schrecken gesetzt hast? — Du brichst mit Gewalt in meine Kammer ein, wirfst alles darin über einander, durchsuchst alle Winkel des Hauses, zerbrichst in deiner Wuth alles, was dir vor die Hände kommt, überschüttest mich und die Meinigen mit den schmählichsten Vorwürfen und stürmst endlich unter den wildesten Drohungen und Verschwörungen wieder zum Haus hinaus — Und warum alles das? — Weil ich dem Philemon in deiner Abwesenheit den Zutritt bei mir gestattete, weil er als ein Freund des Hauses angesehen wird, weil er — in fünf Monaten ein einziges Mal — bei uns zu Nacht gegessen hat. Welche Ursachen! „Wenn es nur nicht Philemon wäre", sagst du; „jeder Andere aus Athen, aus Griechenland, aus der weiten Welt, nur nicht Philemon!" — Und warum das? — Aus einer Ursache, die du zu gestehen erröthen müßtest — weil er auch Komödien schreibt wie du (wiewohl kein Mensch von gesundem Kopf sie den deinigen an die Seite stellt), und weil ihm (nicht dir, sondern euren Richtern zu Schande) schon öfters der Sieg zuerkannt wurde. — Wie klein! wie deiner unwürdig! Doch es ist nicht meine Absicht, dich durch Vorwürfe, wie verdient sie auch sein möchten, noch mehr zu erbittern: aber die Wahrheit mußt du von mir anhören, und dann — soll es von dir abhangen, ob wir uns gestern zum letztenmal gesehen haben oder nicht.

Höre also vor allen Dingen, wie ich zur Bekanntschaft mit Philemon gekommen bin. Sie schreibt sich von einem sehr wesentlichen Dienst her, den er uns gegen einen Sykophanten leistete, von welchem wir angeklagt wurden, daß wir unverzollte Waaren heimlich von Sicyon nach Athen gebracht hätten. Dies trug sich wenige Tage nach deiner Abreise zu. Wärest du zugegen gewesen, so hätten wir ohne Zweifel der guten Dienste Philemons nicht bedurft. Genug, er leistete sie uns, und meine Mutter fand sich ihm zu sehr verpflichtet, um seine Besuche, da er sie auch nach Endigung unsers Prozesses fortsetzte, verbitten zu können. Daß er sich in eine ihrer Töchter vergaffte, war desto schlimmer für ihn; denn das solltest du dir doch wohl vorstellen können, daß Glycera sich weder in sein häßliches Angesicht, noch in seine fünfzig Jahre, noch in seinen stadtkundigen Geiz wieder verliebt haben werde. Sich über seine Bethörung lustig zu machen, war natürlicher Weise alles, wozu ein solcher Liebhaber gut sein kann. Uebrigens mußt du so gut als wir wissen, daß er einer der witzigsten Köpfe in Athen ist, und daß ein ihm eigenes mimisches Talent, alles, was er spricht, und selbst die Personen, von denen er spricht, durch seine Geberden und den Ton seiner Stimme darzustellen, ihn zu einem überall beliebten Gesellschafter macht; und so konnt' ich es doch wohl geschehen lassen, daß ihm meine Mutter gut begegnete, wenn mir auch seine Liebe, wegen deren er öfters über sich selbst spottete, mehr lange Weile als Spaß gemacht hätte. Dies, Freund Menander, ist das ganze Verhältniß, worin Philemon mit uns steht. Ich sehe nichts darin, was deine Eifersucht, geschweige einen so wüthenden Ausbruch dieser häßlichen Leidenschaft entschuldigen könnte. Oder solltest du mir etwa daraus ein Verbrechen machen, daß ich in deiner Abwesenheit mich ganz leidlich zu behelfen und mir auch ohne dich manche fröhliche Stunde zu verschaffen gewußt habe? Wahrlich, Menander, wenn du dir eingebildet hast, daß ich, während du am Hofe zu Alexandrien in Saus und Braus lebtest, diese ganze Zeit über, in Trauerkleider gehüllt, am Gestade des Piräus umherschleichen und den ganzen Tag nichts thun werde, als deinen Namen in den Sand schreiben, oder in die Felsen kratzen und die See von meinen Thränen schwellen machen, so hast du dich sehr in mir betrogen!

Bei so bewandten Umständen erwarte also keine Nachgiebigkeit, die mich zu deiner Sklavin erniedrigen würde. Die Liebe giebt dir kein Recht, deine Launen und Grillen zu Gesetzen für mich zu machen; du hast kein Recht, den ergrimmten Herren in meiner Wohnung zu spielen; kein Recht, von meiner Mutter zu verlangen, daß sie dir einen Freund, der Verdienste um sie hat, aufopfern, oder von mir, daß ich diesem Mann aus dem Wege

gehen soll, weil er mich liebt. Ich habe über mich selbst zu gebieten und weiß am besten, was mir zu thun oder zu lassen geziemt. Kurz, Menander, wenn du dein gestriges Betragen Liebe nennst, so sage ich dir, daß ich nicht auf diesen Fuß geliebt sein will. Du selbst hättest mich an eine zärtere Behandlung gewöhnt, wofern ich jemals eine andere gekannt hätte. Der Menander, den ich liebte, war ein ganz anderer Mann als der gestrige; jener kann gewiß sein, immer eine Freundin in mir zu finden; diesem — ich schwör' es bei meiner Urania und ihren Grazien! — wird sich meine Thür nie wieder öffnen.

XXII.

Menander an Glycera.

Der Jähzorn ist eine Erbkrankheit in meiner Familie, liebe Glycera, und

Wir rasen Alle, wenn der Zorn uns übernimmt,

wie dein Freund Philemon in einem seiner Stücke sagt. Vergieb mir also, was nicht ungeschehen gemacht werden kann, und sei so billig, zu gestehen, daß ein leicht aufbrausender Liebhaber, wenn er zu allem Ueberfluß noch das Unglück hat, ein Dichter zu sein, zu entschuldigen ist, wenn er darüber rasend wird, daß er einen ihm verhaßten Nebenbuhler im Hause seiner Geliebten so frei aus- und eingehen sieht, als ob er zur Familie gehöre; zumal wenn dieser Nebenbuhler unverschämt genug gewesen ist, in Gegenwart mehrerer Zeugen zu prahlen, er habe gute Hoffnung, Menandern auch bei der schönen Glycera den Preis abzugewinnen, den er schon so oft im Theater über ihn erhalten habe. Wenn ihm diese Rede auch von seinen Feinden zur Ungebühr nachgesagt würde, ist es nicht daran schon genug, daß er nichts Dringenderes hatte, als dich in seiner letzten Komödie mit offenbarer Affektation die Gute zu nennen, um zu verstehen zu geben, er möge wohl seine Ursache haben, warum er an der schönen Glycera gerade nichts Anderes rühme als ihre Güte? — Doch wenn dieser Umstand gleich meinen Unwillen über Philemon rechtfertigt, meine gestrige Aufführung in deinem Hause kann nichts entschuldigen. Ich unterwerfe mich daher jeder Buße, die du mir auflegen willst, beste Glycerion; nur verzeihe mir — was ich mir selbst nie verzeihen werde; schenke mir, wenn's möglich ist, deine ganze Liebe wieder; und, um mir einen Beweis davon zu geben, der mich dir unendlich verpflichten wird, räche mich an dem unseligen Menschen, der an allem diesem Unheil

schuldig ist, an diesem mirmit so vielem Recht verhaßten Philemon, dessen Wangen noch weniger erröthen können als seine Fußsohlen, und verschließe ihm deine Thür auf immer.

XXIII.

Glycera an Menander.

Was könnt' ich Menandern nicht verzeihen, wenn er seine Fehler bereut? und wie würde ich ihn lieben, wenn er Herr über sie würde!

Du glaubst eine Buße verdient zu haben, und ich hätte große Lust, dir eine aufzulegen, die dir etwas bitter schmecken dürfte. Von einer Buße ist aber auch nicht zu erwarten, daß sie wie Honig vom Hymettus schmecke. — „Und worin bestände diese Buße?" — Worin anders, als daß du mir das Vergnügen machen solltest, dich mit Philemon auszusöhnen. Er schwört bei allen Göttern, die Rede, deren er beschuldigt wird, sei nie über seine Lippen gekommen. Diphilus, sagt er, und Hermias hätten ihn in Gegenwart etlicher anderer Bekannten etwas spöttisch mit seiner Liebe zu Glycera aufgezogen, und da sie es gar zu arg getrieben, habe er endlich lachend geantwortet: „Warum sollt' es nicht möglich sein, daß die schöne Glycera in einem grillenhaften Augenblick mich mit allen meinen Runzeln dem Menander vorziehen könnte, da unsere Kampfrichter schon oft so blind gewesen sind, meinen Komödien den Vorzug vor den seinigen zu geben?" — Daß dies seine Worte gewesen, sagt er, würden Diphilus und Hermias bezeugen müssen; und ich bin um so geneigter, ihm zu glauben, weil er wirklich bei jedem Anlaß mit der größten Achtung von deinen Werken spricht. Es ist noch nicht lange, daß ich zwischen Ernst und Scherz zu ihm sagte: „Aber, Philemon, wirst du nicht allemal bis an die Ohren roth, wenn du den Sieg über Menander davon trägst?" — „Das könnte wohl mehr als einmal der Fall bei mir gewesen sein", war seine Antwort; „der Sieg ist freilich immer etwas Angenehmes, wenn wir ihn auch (was den berühmtesten Feldherrn schon begegnet ist) blos dem Zufall zu verdanken haben; aber ich werde immer laut bekennen, daß Menander der erste unter den komischen Dichtern unserer Zeit ist, und rechne mir's zu großer Ehre, wenn verständige Liebhaber der Musenkunst mir die zweite Stelle zuerkennen."

Alles wohl erwogen, denke ich, du solltest die Buße, die ich dir aufzulegen Willens bin, nicht zu streng finden. Was meinst du?

XXIV.

Menander an Glycera.

Mach alles mit mir, was dir beliebt, meine Königin, nur mit der feierlichen Aussöhnung, womit du mich bedrohest, verschone mich. Ich verspreche dir, daß ich mich gegen Philemon mit aller Urbanität, die einem gebornen Athener zukommt, betragen will, wo wir uns nur immer antreffen, sollt' es auch in deinem Hause sein; aber Freunde, — das mußt du so gut fühlen als ich — Freunde können wir niemals werden. Deine Mutter, um deren Verzeihung ich in einem eignen Briefe bitte, hoffe ich durch einen großen Tragkorb voll neuen Hausgeräthes zu besänftigen, den ich dir statt des zerbrochenen alten übersende. Werdet mir wieder gut, liebe Sicyonerinnen, so viele euer an Glycerion hangen; ich werde nicht eher wieder leicht athmen, bis ihr mir wieder Alle mit den freundlichen Gesichtern entgegen kommt, an welche ihr mich von so langem her gewöhnt habt.

XXV.

Menander an Dinias.

Es hat bei meiner Zurückkunft aus Aegypten einen ziemlich harten Strauß zwischen mir und Glycerion abgesetzt, lieber Dinias. Ich erinnere mich dessen nicht gern, aber die angeschlossenen Briefe, die bei dieser Gelegenheit zwischen ihr und mir gewechselt wurden, werden dir mehr davon sagen, als dir meinetwegen lieb sein wird. Genug, der Sturm ist vorüber, alles lacht uns wieder an; wir bilden uns ein, beide zu gleicher Zeit einen bösen Traum geträumt zu haben, und der Sommer unsrer Liebe, welche wirklich einiger Auffrischung benöthigt war, hat dadurch die Lebhaftigkeit und den Glanz ihrer ersten Blüthe wieder erhalten. Glycerion, welche nächstens ihr zweiundzwanzigstes Jahr zurücklegen wird, gleicht jetzt einer so eben in der Morgensonne völlig aufgebrochenen hundertblättrigen Rose; ihre körperlichen und geistigen Reizungen haben den Punkt der Reife erreicht. Sie ist nun alles, was sie sein kann — ein äußerst liebenswürdiges Weib, bei Amor und Aphroditen! aber am Ende doch so gut ein Weib wie alle andere. Es giebt der verwünschten hellen Augenblicke immer mehrere, wo ich nur gar zu klar zu sehen glaube, daß ich mich auch an ihr getäuscht habe; daß auch sie ihrer Vortheile über uns sich nur zu sehr

bewußt ist; daß auch sie nicht so ganz ohne Eitelkeit, Ansprüche und Launen ist, als sie zu sein schien, da sie mir mit aller Unerfahrenheit, Unschuld und Kindlichkeit ihrer sechzehn Jahre in die Arme flog. Soll ich nun mit der aufgeblühten Rose hadern, daß sie nicht Knospe ist? Vermuthlich ist das, was ich von einem Mädchen, das mich auf immer fesseln sollte, forderte, gar nicht in der Natur. — Auch werde ich täglich geneigter, zu glauben, daß diese holden Zauberinnen ohne alle diese Ungleichheiten, Grillen, Widersprüche mit sich selbst und unsern Erwartungen, kurz, ohne alles, womit sie uns zuweilen rasend machen, nicht halb so bezaubernd wären, als sie sind. Verkümmern wir uns also nicht selbst durch eigensinnige und überspannte Forderungen die Freude, die wir an ihnen haben könnten, wenn wir sie nähmen, wie sie sind! Ueberlassen wir uns den süßen Täuschungen, so lange sie uns täuschen können, und beschleunigen nicht selbst den leidigen Augenblick der Entzauberung, der immer zu früh kommt, wie spät er auch kommen mag!

XXVI.

An Ebendenselben.

Seit einigen Tagen ist eine Jugendfreundin meiner Glycerion, Nannion genannt, von Sicyon angekommen, die, wie es scheint, zu Athen ihr Glück versuchen will. Ich war eben gegenwärtig, als sie anlangte, und muß gestehen, der erste Anblick ist ihr nicht besonders günstig. Solltest du wohl glauben, daß sie eines der häßlichsten Mädchen ist, die man sehen kann? Denke dir auf den Körper einer ziemlich plumpen Bacchantin einen runden weiblichen Faunenkopf, einen großen Mund mit dicken Lippen, eine kleine Stirn, eine aufgestülpte Nase und zu allen diesen Reizungen ein Paar große, funkelnde, herausfordernde Augen, die immer in Bewegung sind und nicht drei Pulsschläge lang auf ebendemselben Gegenstand verweilen, so siehst du sie leibhaftig vor dir stehen. Urtheile, ob ich betroffen darüber war, daß ein Mädchen dieses Schlages die vertrauteste Jugendfreundin meiner Glycerion sein sollte. Wahr ist's, sie sind Anverwandte und wuchsen von Kindheit an neben einander auf; und daß es dieser Nannion an Geist nicht fehlen kann, dafür bürgen schon ihre Augen, deren Gleichen ich wirklich in meinem Leben noch nie gesehen habe. Denn mit jedem Blicke schleudert dir das wilde Mädchen einen Jynx in den Busen, und was das Schlimmste ist, sie scheint keine Absicht dabei zu haben und sieht so harmlos und unbefangen dazu aus,

als ob sie nicht wüßte, daß sie Augen habe. Bei allem dem versichere ich dich, daß sie keinen widerlichen Eindruck auf mich gemacht und gegen meinen Willen ein — Etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, in mir aufgeregt hat, welches mich nöthigen wird, die schöne Glycerion mit etwas kälterem Blute zu beobachten, als mir bisher möglich war. Nannion soll eine vortreffliche mimische Tänzerin sein, und dies ist es eigentlich, worauf sie die Hoffnung gründet, sich auf Kosten unsrer üppigen Athener zu bereichern. Ich bin ungeduldig, eine Probe ihrer Kunst zu sehen. Wie bald dies geschehen wird, ist noch ungewiß. Denn, bevor sie sich in einer großen Gesellschaft zeigt, will sie ihre erste Probe in Glycerions Hause machen, und mir ist bereits angekündigt worden, daß keine Mannsperson zu diesen Mysterien zugelassen werden könne; eine Vorsicht, die mir einiges Mißtrauen zu verrathen scheint und meine Erwartung von dem gerühmten Talent dieser sicyonischen Künstlerin ziemlich tief herabgestimmt hat.

XXVII.

Glycera an Leontion.

Sage mir doch, Leontion, — denn du hast mehr Gelegenheit gehabt, die Männer kennen zu lernen als ich — ist es eine Untugend des ganzen Geschlechts, daß sie sich so wenig aus ihren Vergehungen machen, oder ist es ein eigner Zug im Charakter Menanders? Es ist noch nicht sehr lange, seit er sich so gröblich gegen mich vergangen hat, daß er vielleicht selbst kaum hoffen durfte, Verzeihung zu erhalten. Ich verzieh ihm, und in den ersten Tagen unserer Aussöhnung war der Mensch so demüthig, so geschmeidig, so aufmerksam auf meine leisesten Winke, daß ich mich verführen ließ, zu glauben, ich hätte endlich den Sieg über seine Unbeständigkeit erhalten. Aber kaum hielt er sich meiner Liebe wieder gewiß, so war auch alles Geschehene wieder vergessen. Er läßt allen seinen Launen und Unarten den Zügel wieder, übersieht sich selbst alles und nimmt es dafür mit mir so scharf, als ob er sich nichts vorzuwerfen, ich hingegen die größte Ursache hätte, alles von ihm zu ertragen. Wie hätte ich vor sechs Jahren denken sollen, daß dieser Menander, der mich damals so zart behandelte, so aufmerksam auf meine stillsten Wünsche, so selig durch meine kleinsten Gunsterweisungen war, in so wenig Jahren sich selbst so unähnlich sein würde? Ich darf es dir wohl gestehen, liebste Leontion, mir laufen zuweilen wunderliche Gedanken durch den Kopf, und daß

ich ihnen kein Gehör gebe, kommt im Grunde blos daher, weil ich von keinem andern Mann eine bessere Meinung habe als von Menandern. Doch nichts mehr von diesen leidigen Geschöpfen!

Wie hat dir meine Nannion gefallen? — Wir waren freilich wenig mehr, als Kinder, da wir unsre Freundschaft stifteten. Nannion hat sich in den sechs Jahren meiner Abwesenheit von unsrer Vaterstadt mächtig entwickelt, oder soll ich verändert sagen? Denn beinahe hätt' ich sie auf den ersten Anblick nicht erkannt. Indessen war sie immer ein gutmüthiges Wesen, und ich halte mich versichert, daß sich ihr Herz nicht verändert hat.

XXVIII.

Leontion an Glycera.

Du fragst mich, wie mir die Gespielin deiner Kinderjahre gefallen habe? und ich antworte dir mit meiner gewohnten Offenheit. Es dürfte schwer sein, ein Mädchen zu finden, bei welchem das, was man gewöhnlich Häßlichkeit nennt, in so viele Reizungen eingewickelt wäre. Beim ersten Anblick scheinen alle Züge ihres Gesichts in einem allgemeinen Aufstand gegen einander begriffen; keiner paßt recht zum andern; nichts ist in seinem gehörigen Ebenmaß; aber ihr großes feuersprühendes Auge herrscht wie ein Gott in diesem Chaos und zwingt die widerspenstigen Elemente ihres Gesichts zu einer Art von seltsamer, aber gefälliger Einigung. Nimm dazu die frischeste Blume der Jugend und Gesundheit, eine blendende Weiße aller sichtbaren Theile ihres Körpers und eine gewisse einladende Ueppigkeit der Formen, die von den meisten Männern der reinen, Anbetung gebietenden Schönheit vorgezogen wird: so wirst du finden, daß ich, ohne die Gabe der Weissagung vom delphischen Apollo erkauft zu haben, vorhersagen kann, sie werde bei ihrem ersten öffentlichen Auftritt eine große Niederlage unter unsern jungen und alten Athenern anrichten. Ich verspreche ihr viel von ihrem natürlichen Geschicke zur mimischen Kunst, aber noch viel mehr von ihren Anlagen zur Kunst, die Männer einzufangen. Noch scheint das rohe Mädchen nichts davon zu wissen, aber in Athen wird sie sich schnell genug entwickeln. Auf alle Fälle rathe ich dir, auf deinen Menander wohl Acht zu geben, wenn du anders Lust hast, ihn noch länger beizubehalten. Wirklich ist die Treue, womit du ihm schon sechs ganzer Jahre zugethan bist, etwas sehr Musterhaftes. Eben so gut hättest du ihn vollends geheirathet: denn ich sehe nicht, was die tugendreichste

Ehefrau mehr thun könnte. Unter unsern athenischen Matronen sind schwerlich drei oder vier, die der geheimen Feier der Thesmophorien mit so reinem Gewissen beiwohnen, als das deinige dich dazu berechtigte, wenn dir die alte Sitte nicht im Wege stände.

Ich sage dies nicht, als ob ich Unkraut unter euch säen wollte; aber ich bin doch zu sehr deine Freundin, um dir nicht zu rathen, was ich mir selbst in deiner Lage rathen würde. — Doch du scheinst mir kaum eines andern Raths zu bedürfen, als daß du den Muth habest, den Eingebungen deiner eigenen Vernunft zu folgen. Menander ist in seiner Art, die Weiber, die er liebt, zu behandeln, weder viel besser, noch viel schlimmer als andere Männer. Du würdest dich bei manchem andern nicht so gut, bei keinem vielleicht besser befinden. Aber, meine Liebe, dies ist nicht das Einzige, was in Betrachtung kommt. Die Weisheit befiehlt uns, über dem Gegenwärtigen der Zukunft nicht zu vergessen. Da wir doch einmal mehr oder weniger von diesen rohen Geschöpfen zu leiden verdammt sind und uns ihrem tyrannischen Joch nicht ganz entziehen können, so laß uns wenigstens die Gewalt, die uns zu unsrer Entschädigung über sie gegeben ist, so gebrauchen, daß wir uns selbst nicht dabei vergessen. Wenn du mich diesen Abend in meinem Garten, der an Epikurs angrenzt, besuchen wolltest, würdest du Gelegenheit finden, mit einem der merkwürdigsten Männer unserer Zeit Bekanntschaft zu machen; und welcher andere könnte dies sein als Epikur selbst?

XXIX.

Glycera an Leontion.

Ich danke dir, meine eben so weise als schöne Freundin, für die Winke, die du mir giebst, und trage kein Bedenken, dir mein Inneres aufzuschließen. Es ist nicht seit gestern, daß die süße Täuschung der ersten Liebe wie eine schöne Seifenblase vor meinen Augen zerplatzte. Die Bezauberung, worin ich befangen war, ist ein sehr angenehmer Zustand; er überträfe sogar die Wonne der Götter deines Freundes Epikur, wenn er ewig dauern könnte. Es wäre der Traum Endymions. Aber es ist, dünkt mich, in der Ordnung der Natur, daß er die Jahre unsrer ersten Blüthe nicht überlebe. Mich wenigstens konnte Amor nur in seiner Kindesgestalt verführen. Als Jüngling mag er den meisten unsers Geschlechts am gefährlichsten sein; aber dann zerstört sein Feuer, sein Muthwille und seine Unbeständigkeit den Zauberring der Täuschung, und das, was übrig bleibt, hat wenig Werth in meinen Augen.

Immerhin mag sich also Menander, dessen schwache Seite ich nur zu gut kenne, in den Reizen der holden Nannion verfangen; ich werde dazu lächeln: aber schmerzlich würde ich's empfinden, wenn er aufhörte, der erste meiner Freunde zu sein. Denn das schönste aller Gefühle ist, für mich wenigstens, ächte Freundschaft zu einer Person, die uns einst mit dem Enthusiasmus der Liebe beseligte. Von Menander bin ich gewiß, daß er mein Freund bleiben wird; aber daß er auch immerfort mit der Sorge für mich und meine ganze Sippschaft beladen bleibe, ist weder billig, noch seinen Umständen angemessen. Ich habe bereits, weniger aus Rücksicht auf Menandern als aus einem Selbstgefühl, welches zu ersticken ich nicht vermögend bin, ansehnliche Anträge abgewiesen. Ich kann, wenn die eiserne Noth es gebietet, mich viel leichter auf die Bedürfnisse eines Diogenes einschränken, als mich zu Aufopferungen verstehen, die mir die Achtung gegen mich selber rauben würden. Aber meine Mutter? meine Schwestern? — Und wenn die letztern auch für sich selbst sorgen können, wer sorgt für das Alter der erstern, die, seitdem wir uns zu Athen aufhalten, wieder an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt worden ist? — Doch diese Sorgen dräuen noch von fern und sollen uns den Genuß des gegenwärtigen Guten und den angenehmen Abend, den du mir in deiner und Epikurs Gesellschaft versprichst, nicht verkümmern.

XXX.

Glycera an Ebendieselbe.

Bald kann ich nicht mehr zweifeln, liebe Leontion, daß du Ursache hattest, mich auf eine neue Untreue des brennbarsten und flatterhaftesten aller Liebhaber vorzubereiten. Der arme Menander! Er scheint wirklich von einem der feurigsten Pfeile, welche Nannion zu ganzen Büscheln aus ihren großen Augen wirft, mitten durch die Leber geschossen zu sein. Gestern erschien er ganz unerwartet, aber vermuthlich von seinem Genius — Dromion, einem äußerst behenden und luchsaugigen Burschen, benachrichtiget, daß Nannion allein bei mir sei. Das unverwandt auf sie geheftete oder vielmehr ihren nie stillstehenden Augen immer folgende Späherauge des Menschen hättest du sehen sollen! Er sprach wenig; aber daß es in seinem Innern desto unruhiger zuging, war deutlich in seinem Gesichte zu lesen. Das wilde Mädchen, das vermuthlich nicht einmal bemerkt hatte, wie sehr sie seine Aufmerksamkeit beschäftigte, glaubte ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihren Besuch ab-

kürzte. Aber das hatte sie nicht gut gemacht; er wurde tiefsinnig und einsylbig, sobald sie das Zimmer verlassen hatte. Ich mußte sehen, wie ich es anfing, um den langweiligen Menschen zu unterhalten. „Du scheinst mir meine Nannion sehr aufmerksam betrachtet zu haben", sagte ich in einem muntern Ton. — „Wie man eine Seltenheit zu betrachten pflegt", erwiederte er, indem er eine hastige Bewegung machte, um mir die Röthe zu verbergen, die sein Gesicht überzog. — „Und wenn auch ein junger Mann", fuhr ich mit holdem Lächeln fort, „zumal einer aus dem Gefolge des Bacchus und der Musen, ein Mädchen wie Nannion mit etwas mehr als bloßer Neugier betrachtete, wer könnt' es ihm übel nehmen?" — „Dieß Mehr", sagte er mit einem kleinen Nasenrümpfen, „würde nicht sehr schmeichelhaft für sie sein, wenn er aus meinen Augen sähe." — „Die Liebe spielt zuweilen Versteckens mit uns, lieber Menander; du wärst nicht der Erste, der sich in ein Mädchen verliebt hätte, das er anfangs häßlich fand. Ein häßliches Mädchen kann sehr liebenswürdig sein, zumal, wenn sie so prächtige Augen hat wie Nannion" — „Und eine so — sokratische Nase", fiel er mit erzwungenem Spötteln ein — „Und einen so zierlichen Fuß" — „Und so strotzende Lippen" — „Die, wenn sie sich öffnen, Einem eine Doppelreihe kleiner, Perlen gleicher Zähne weisen; und wie viel Schönes hätte ich noch an ihr zu rühmen, wenn ich nicht voraussetzen könnte, daß einem so scharfen Beobachter, wie du, an einem so arglosen Mädchen schwerlich etwas davon entgangen ist!" — „Du willst, wie ich sehe, mit aller Gewalt, daß ich mich in deine Nannion verlieben soll", sagte er lautlachend. — „Das eben nicht", versetzte ich; „aber, was schon geschehen ist, muß ich mir ja wohl gefallen lassen, aber desto schlimmer für mich!"

Du siehst, liebe Leontion, daß ich ihm durch die scherzhafte Wendung, die ich der Sache gab, Luft machen wollte, um sich wieder in Fassung zu setzen. Auch ermangelte er nicht, sich meine Gefälligkeit zu Nutz zu machen. „Laß uns", sagte er, „endlich aufhören, auf dieser schnarrenden Saite herumzuklimpern, Glycerion! Wer das Glück hat, von dir geliebt zu sein, bedarf keines Moly gegen eine Circe wie Nannion." — „Trotze nicht zu sehr, Menander! Du hast sie noch nicht tanzen sehen." „Ich will sie gar nicht mehr sehen, wenn es zu deiner Beruhigung nöthig ist", sagte er ziemlich hastig. — Gestehe, Leontion, dies war zu arg. Meine Galle regte sich. „Bin ich etwa unruhig?" sagte ich mit dem Lächeln der Verachtung; „und ist es schon so weit mit dir gekommen, Menander, daß du nicht merkst, wie unartig das ist, was du mir da sagtest? Welch einen Blick lässest du mich in dein Inneres thun! Wer so viel zu verbergen hat, sollte nicht noch ein Fenster vor sein Herz machen." — Er wurde verlegen und bitter

und mußte sich die größte Gewalt anthun, nicht auszubrechen. Ich fühlte, daß ich zu weit gegangen war, und ich suchte ihn mit aller Geduld, deren ich fähig bin, wieder zu besänftigen. Zum Glück kamen mir meine Mutter und meine Schwestern zu Hülfe. Seine Stirn klärte sich allmählich wieder auf. Er recitirte uns einige Scenen aus einer noch unvollendeten Komödie, und bei Tische, wo er (auf einen Wink, den ich Myrto gegeben hatte) sein Leibgerichte und eine Flasche guten Thasier fand, wurde er sogar munter. Die Meinigen sind noch so voll von Nannion, daß wir von nichts als von ihr reden konnten. Menander selbst mußte endlich in ihr Lob einstimmen, und nach dem dritten Becher gestand er sogar im Vertrauen, daß ihre kleine sokratische Faunennase für ihn gerade das Gefährlichste an ihr sei. — „Wenn du erst ihren Busen gesehen hättest", fuhr die kleine Melitta heraus. — „Und wie bist du dazu gekommen, so viel zu wissen?" sagte die Mutter. — „Hab' ich nicht mit ihr gebadet?" rief das Mädchen mit einem kindisch schlauen Blick; „o! wenn ich reden wollte" — „Still, kleine Schwätzerin!" fiel ihr die Mutter ins Wort. Aber die Einbildungskraft unsers von Amor und Bacchus zugleich bestürmten Dichters war bereits im Feuer. „Ich habe", sagte er, „von den Gesichten, deren sich Melitta rühmt, nur sehr wenig gesehen, aber doch genug, um den Schwan der Leda zu einer neuen Verwandlung zu zwingen."

Mein Ungetreuer ist, wie du siehst, auf gutem Wege, deine Weissagung wahr zu machen. Sollt' ich mich darüber grämen? Ich gestehe dir vielmehr, ich freue mich, daß er mir einen so guten Vorwand giebt, der Komödie, die wir seit einiger Zeit spielen, ein Ende zu machen. Denn ich kenne nichts Mühseligeres, als aus Schonung gegen den Andern Liebe heucheln zu müssen, wenn die Trunkenheit bei dem einen und die Täuschung bei dem andern Theile schon lange aufgehört hat.

XXXI.

Menander an Dinias.

Ich bin den Grazien ein großes Sühnopfer und der reizenden Nannion eine reuevolle Palinodie schuldig, lieber Dinias. Ich habe sie tanzen sehen, und fühle, deucht mich, erst seitdem, was ein Paar gesunde Augen werth sind. Sie tanzte die Geschichte von Theseus und Ariadne, und — was kann ich dir davon sagen, als: komm, je bälder je lieber, zu uns herüber! denn, bis du Nannion

tanzen gesehen hast, hast du nichts gesehen. Wo soll ich anfangen, alle Lästerungen zu widerrufen, die ich gegen diesen Liebling der Terpsichore ausgestoßen? Schwatzte ich nicht von Häßlichkeit, von einer plumpen Bacchantin, von einem Faunengesicht? Wo hatte ich meine Sinne? Daß wir doch von allem immer nach Vergleichungen urtheilen und nichts mit seinem eignen Maße messen können! Müssen denn alle Mädchen so schlank wie Glycerion sein, oder die Nase der knidischen Venus haben? Ist die Lilie plump, weil sie nicht so niedlich wie das Maiblümchen ist? — Wisse also, Freund Dinias, daß du, um keinen Theil an meiner Versündigung zu nehmen, deine Vorstellung von Nannion gänzlich umändern mußt. Fürs erste ist sie, sobald sie sich im Tanze bewegt, alles Andere eher als plump; man kann nichts Geschmeidigeres und Gewandteres, keinen leichtern und zierlichern Anstand, keine schönere Harmonie aller Glieder zu sehen verlangen. Der Blick vermag ihr kaum schnell genug zu folgen, und man wünscht sich alle hundert Augen des Argus, um alles, was sie auf einmal darstellt, zugleich auffassen zu können; denn etwas geht immer verloren, da es kaum möglich ist, auf die kraftvolle Sprache ihrer Augen und Gesichtszüge und auf die eben so sprechenden Bewegungen ihrer Arme und Hände und übrigen Glieder zugleich scharf genug Acht zu geben, daß Einem nichts entwische. Zweitens ist zwar nicht zu läugnen, daß ihre Züge weder regelmäßig, noch die meisten Theile ihres Gesichts, einzeln genommen, sehr schön genannt werden können; aber wenn schön ist, was gefällt, anzieht, bezaubert, in Entzücken setzt, so müßte Momus selbst gestehen, daß ihre Augen (für die ich kein Beiwort habe) einen so verschönernden Glanz über ihr Gesicht verbreiten und mit einer solchen Gewalt über alle andere Theile zu herrschen scheinen, daß in einiger Entfernung alles Mißtönende verschwindet und das Ganze ihres Gesichts mit einer Art von Schönheit überrascht, die gerade dadurch, daß sie Einem noch nie vorkam, eine weit größere Wirkung thut als diese regelmäßigen Bildsäulengesichter, die man schon zehntausendmal gesehen zu haben glaubt, weil man ihres Gleichen in allen Tempeln und Hallen und Gärten überall in Menge sieht. Aber noch mehr! Nannion hat sogar das Talent, der Juno von Samos und der Venus des Alkamenes ähnlich zu sehen, sobald sie will; denn ihre Züge haben eine so außerordentliche Regsamkeit und Beharrlichkeit zugleich und gehorchen ihrem Willen so unbedingt, daß sie ihrem Gesicht unzählige Formen zu geben und nicht nur alle Leidenschaften mit ihren leisesten Abstufungen und feinsten Mischungen, sondern sogar jeden Charakter und beinahe jedes einzelne Gesicht, in gehörigem Abstand von den Zuschauern, bis zur Täuschung darzustellen vermag. Sie hat sich in dieser

Kunst besonders geübt und gab uns, als ich sie zum erstenmal bei einem unsrer Archonten tanzen sah, eine Probe davon, die alle Anwesenden in Erstaunen und Entzücken setzte. Sie verwandelte ihren Kopf in zehn oder zwölf ganz verschiedene Charakterköpfe und zeigte uns in weniger als einer Viertelstunde die Niobe, die Medusa, die Medea, die Pythia auf dem heiligen Dreifuß, die Homerische Andromacha, die von ihrem Gemahl Abschied nimmt, die Eurydice, die in dem Augenblicke, da Orpheus sich nach ihr umsieht, von einer unsichtbaren Macht ins Schattenreich zurückgezogen wird, und mehrere Darstellungen dieser Art, mit einem Schein von Wahrheit, der die Wirkung der künstlichsten tragischen Larven weit hinter sich zurückläßt. Betrachte alles, was ich dir von diesem bewundernswürdigen Mädchen gesagt habe, als einen bloßen Schattenriß. Ich setze nichts weiter hinzu, weil am Ende von allen solchen Erscheinungen gilt, was Xenophon seinen Sokrates einem jungen Menschen, der die Schönheit der Hetäre Theodosia unbeschreiblich nannte, antworten läßt: „Es bleibt uns also nichts übrig, als zu gehen und sie in Augenschein zu nehmen."

Ich sehe dich die Achseln zucken, Dinias, und für mich und Glycerion wenig Gutes von dieser neuen Erscheinung ahnen. Aber sei unbesorgt. Nannion wird ihre Thür von so reichen Mitbewerbern belagert sehen, daß für deinen Menander wenig zu hoffen bleiben würde, wofern er das Unglück hätte, so vielen und seltenen Reizungen zu unterliegen. — Und doch, gesetzt, dies wäre wirklich der Fall, warum sollt' ich sogleich den Muth sinken lassen? Denke an Lais und Diogenes. Was sogar diesem Cyniker begegnete, warum sollt' es Menandern nicht auch begegnen können? Das Glück und die Liebe haben oft wunderliche Launen. Von Glycera besorge ich nichts. Sie ist zu sehr meine Freundin, als daß sie mir mißgönnen sollte, bei der ihrigen glücklich zu sein. — Doch davon ist noch nicht die Rede. Weil ich einer Künstlerin, wie Athen noch keine gesehen hat, bloße Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich darum verliebt in sie sein?

XXXII.

Glycera an Leontion.

Seit zehn oder zwölf Tagen spielt Menander eine sonderbare Rolle, deren Sinn und Zweck ich mir nicht recht erklären kann, liebste Leontion. Vielleicht findest du den Schlüssel dazu. Er kommt täglich ein= oder zweimal herbeigelaufen, um sich nach

unser Aller Wohlsein zu erkundigen. Sogar mein Schooßhündchen, Myrtos Cyperkatze und Melittions Goldfink liegen ihm am Herzen; er fragt nach uns Allen mit großer Theilnahme, sagt mir etwas Verbindliches über mein Aussehen und meine gute Farbe und verschwindet — seiner vielen dringenden Geschäfte wegen eben so plötzlich wieder, als er gekommen war. Von Nannion ist keine Rede mehr, und wenn eine meiner Schwestern ihrer erwähnt, sollte man meinen, er höre zum erstenmal, daß eine Person dieses Namens in der Welt sei; und doch ist nichts gewisser, als daß er sie täglich besucht und überall erscheint, wo er vermuthen kann, sie anzutreffen. Bildet der eitle Mensch sich etwa ein, ich werde seine Untreue so tief zu Herzen nehmen, daß ich ein solches Linderungsmittel nöthig haben könnte?

Die gute Nannion ist aufrichtiger. Nach mehreren Tagen, daß sie sich nicht bei uns sehen ließ, erschien sie diesen Morgen zu einer Stunde, da sie mich sicher allein zu finden glaubte. Der erste schüchterne und beschämte Blick, den sie, statt ihn auf mich zu richten, vor mir niedersinken ließ, verrieth mir sogleich, warum sie gekommen war. Ich sah, daß ein Geheimniß sich mühsam in ihrer Brust herauf arbeitete; sie versuchte zu reden, aber der Athem versagte ihr, und um nicht zu ersticken, fand sie sich genöthigt, unter dem Vorwand der Hitze des Tages (die gerade nicht sehr groß war) ihren Gürtel abzulegen. Das Mädchen dauerte mich, ich mußte ihr zu Hülfe kommen.

„Du hast etwas auf deinem Herzen, Nannion?"

„Leider! etwas sehr Drückendes."

„Entledige dich dessen in den Busen einer Freundin, vor der du nie ein Geheimniß hattest."

„Es ist mir unmöglich."

„Warum unmöglich?"

„Ich müßte in die Erde vor dir sinken, liebste Glycerion."

„Ah! nun fang' ich an zu errathen. Da steckt gewiß Menander dahinter?"

(Sie fuhr zusammen und starrte vor sich auf den Boden hin.)

„Gut, Nannion! Menander also" —

„Liebt mich!" — flüsterte sie nach einigem Zögern mit kaum hörbarer Stimme.

„Das ist nun eben kein großes Wunder! Und du? Du liebst ihn natürlich wieder?"

Sie wurde über und über roth, sah in ihren Busen und schwieg.

„Warum so zurückhaltend, liebe Nannion?"

„Wie kann ich dir gestehen, daß ich ihn liebe?"

„Ich sollte denken, Liebe zu einem Mann wie Menander dürfte man der ganzen Welt gestehen?"

„Der ganzen Welt, nur dir nicht, beste Glycerion! Ich schäme mich vor dir und mir selber, wenn ich denke, daß ich meiner Glycerion ihren Freund stehlen soll?“

„Nur meinen ehmaligen Liebhaber, gutes Mädchen, nicht meinen Freund. Im Gegentheil, ich hoffe, du sollst ein neues Band sein, das unsere Freundschaft noch fester zusammen ziehen wird.“

Sie breitete ihre schönen Arme um mich und ließ den Kopf auf meinen Busen sinken. „O, wie gut, wie liebenswürdig bist du“, rief sie, „wie kann Menander dir untreu werden!“

„Sei ruhig, liebe Nannion! Die Natur hat es nun einmal so geordnet. Die Freundschaft allein kann beständig sein. Die Liebe ist es nie, denn sie ist bloße Täuschung.“

„Täuschung?“ — rief sie, „nein, Glycerion, das fühl’ ich zu stark, daß meine Liebe zu Menandern keine Täuschung ist!“

„Und die seinige zu dir? Natürlich glaubst du, auch sie täusche dich nicht?“

„Ich glaubte es; aber du hast einen schmerzlichen Zweifel in mir erregt! Wer dich liebte, von dir wiedergeliebt wurde und dir untreu werden kann“ —

„Das ist ihm schon mehr als einmal begegnet“ —

„Du verwirrest mich immer mehr, Glycera.“

„Es wird auch dir begegnen, gutes Mädchen. Unbeständigkeit und Untreue ist etwas, worauf du rechnen mußt, sobald du der Liebe eines Mannes Gehör giebst. In diesem Stück sind sie einander Alle ähnlich.“

„O, wie wohl habe ich gethan, daß ich ihm meine Liebe noch nicht gestanden habe!“

„Wie? du hast ihm noch nicht gesagt, daß du ihn liebest?“

„Das Wort war mir schon oft auf der Zunge, aber immer hielt es der Gedanke an dich zurück.“

„Laß dich diesen Gedanken nicht mehr abhalten. Du liebst und wirst geliebt — denn ganz gewiß glaubt Menander in diesem Augenblick, dich eben so wahr und innig und ewig zu lieben, als du es glaubst. Macht einander glücklich! Dazu allein ist die Liebe da. Je länger, desto besser! Sie ist eine süße Frucht aus dem Garten der Götter, aber sie verzehrt sich im Genuß. Wer sich lange an ihr laben will, muß — sehr genügsam sein. Und doch — laß sie auch Jahre lang dauern, sie wird endlich aufgezehrt — oder man müßte sich, wie der weise Plato will, am Anschauen begnügen, was meines Wissens noch nie geschehen ist, wenn die

Liebenden, wie ihr, frisches Blut hatten, Herren über sich selbst waren und von keiner Pflicht gefesselt wurden."

„Du hast mich in eine seltsame Verwirrung der Gedanken geworfen, liebe Glycera. Ich werde alles wohl überlegen, wenn ich wieder allein bin. Aber" —

„Menander wird kommen und alle deine Ueberlegungen und Vorsätze mit seinem ersten Blick verschwinden machen. Ihr werdet die süße Götterfrucht so lange anschauen, bis ihr die Hand nach ihr ausstreckt — kurz, es wird euch ergehen wie Allen, die vor euch geliebt haben und nach euch lieben werden. Aber ich will dir einen guten Rath mitgeben, meine Nannion. Es giebt eine Kunst, die Männer absichtlich zu verführen; es ist eine verächtliche Kunst; und die Natur hat reichlich dafür gesorgt, daß du ihrer nicht bedarfst. Aber es giebt auch eine Kunst, sich die Liebe eines Mannes lange zu erhalten, und diese ist eben so löblich als heilsam. Sie gleicht hierin der Kunst der Aerzte: Unsterblichkeit kann diese nicht geben, aber sie kann, in vielen Fällen wenigstens, das Leben länger erhalten, als es ohne sie dauern würde."

„Ich möchte diese Kunst wohl lernen, Glycerion" —

„Sokrates theilte sie ehmals der schönen Theodota mit, und Xenophon, der dabei zugegen war, schrieb ihr Gespräch auf. Ich will diesen Unterricht, weil er sehr kurz gefaßt ist, für dich abschreiben, und du wirst wohl thun, wenn du ihn auswendig lernst und fleißig darüber nachdenkst."

Nannion schied ziemlich getröstet von mir, und meine erste Beschäftigung war, es zu machen wie Xenophon, und unsre Unterredung für meine Leontion von Wort zu Wort niederzuschreiben, weil ich gewiß bin, daß du dem gutartigen Mädchen auf immer hold dadurch werden wirst. Vielleicht hätte ich sie mit den bittern Wahrheiten, die ich ihr sagte, verschonen sollen, da sie doch zu nichts helfen werden. Aber dies ist es auch, womit ich mich tröste. Alles wird doch gerade so gehen, als ob ich meine Weisheit für mich behalten hätte. Denn es giebt nun einmal kein Mittel gegen die Liebe als — sie selbst.

XXXIII.

Leontion an Glycera.

Du scheinst noch nicht so gleichgültig gegen deinen Ungetreuen zu sein, als du dich selbst überreden möchtest, liebe Glycerion, wenn dir sein Benehmen so räthselhaft vorkommt, als du sagst,

wiewohl du es wirklich schon errathen hast. Freilich will Menander dich mit Schonung behandeln, dir den Schmerz über seine Untreue erträglicher zu machen, dir zeigen, daß er noch immer Antheil an dir nimmt; vielleicht auch sich selbst durch seine Augen überzeugen, ob er sich nicht zu viel schmeichle, wenn er glaubt, der Verlust eines Liebhabers, wie er, müsse dir sehr nahe gehen. Wie sollte dich das wundern? Ist er nicht ein Mann und ein Dichter? Giebt es eitlere Geschöpfe unter der Sonne als die Männer? und etwas Eitleres unter den Männern als die Dichter? — Daß deine Eigenliebe sich dadurch beleidigt fühlt, ist billig: dafür bist du ein Weib. Aber daß Menander in diesem allem aufrichtig ist, und daß Nannion, wie berauscht er auch von ihr sein mag, ihm deinen Verlust nicht ersetzen kann, dafür wollt' ich mich verbürgen, wenn du selbst daran zweifeln könntest. Bei allem dem ist das Mädchen so einzig in seiner Art und vereinigt so Vieles in sich, wogegen die Männer nicht aushalten können, daß leicht vorauszusehen war, die Weisheit unsers Freundes würde an dieser Sirenenklippe scheitern. Unerwartet ist mir, daß er einen so tiefen Eindruck auf Nannion gemacht hat. Und doch im Grunde beweiset es weder mehr noch weniger, als daß beider Liebe von einerlei Art ist, nämlich von derjenigen, bei welcher (wenn man einander wohl ins Auge gefaßt und errathen hat) die wenigste Täuschung Statt findet. Die Natur thut dabei alles, und da sie gerade auf ihren Zweck losgeht, so kann eine Liebe dieser Art zwar sehr feurig und unaufhaltsam, aber ihrem Wesen nach, zumal auf Seiten des Liebhabers, von keiner langen Dauer sein.

Um so grausamer war es von dir, liebe Glycera, daß du dem guten Mädchen die Wonne der ersten Liebe so kaltblütig verkümmern konntest. Deinem eignen Geständniß nach versichert, daß deine Warnung zu nichts helfen werde, wie konntest du gegen eine dir so ergebene Jugendfreundin hartherzig genug sein, ihr wie eine Unglück weissagende Krähe das Ende ihres Glücks anzukünden, bevor sie noch die Erstlinge desselben gekostet hat? Unbekümmert, daß du sie dadurch einer der größten Wohlthaten der Natur beraubst, die uns das Voraussehen der Zukunft versagte, weil es uns allen Genuß des Gegenwärtigen verbittern würde! Auch dies, liebste Freundin, bestätigt mich in meiner oben geäußerten Vermuthung. Aber ist es billig, daß die arglose Nannion für die Missethat eines Andern büße? sie, die an den Begierden, die sie erregt, so unschuldig ist als an ihren eignen, und sich durch den Sieg, den sie ohne ihr Verdienst über dich erhalten hat, so beschämt und gedemüthigt fühlt, als Andere dadurch übermüthig würden. Mit Einem Wort, du hast dich an dem armen Mädchen schwer versündigt, und da ich dich zur Erkenntniß deines Unrechts ge-

bracht zu haben glaube, so wirst du dich hoffentlich auch der Buße nicht entziehen wollen, die ich dir auflege, um die strenge Nemesis je bälder je lieber zu versöhnen. Sie besteht in nichts Geringerem, als mir deinen heutigen Abend aufzuopfern, von welcher Art auch die Einwendungen sein mögen, die du dagegen anzuführen haben könntest. Um dir diese Buße, soviel an mir ist, zu erleichtern, habe ich dafür gesorgt, daß du außer meiner Base Philänis Niemand bei mir finden wirst als Metrodoren und seinen Freund Hermotimus, einen jungen Mann aus Mitylene, der vor einiger Zeit durch den Tod seines Vaters Herr eines großen Vermögens geworden ist und sich einige Jahre zu Athen aufzuhalten gedenkt. Ich darf dir wohl im Vertrauen entdecken, daß es diesem Fremdlinge (der, im Vorbeigehen gesagt, ein sehr liebenswürdiger Mann ist) nichts weniger als gleichviel zu sein scheint, ob du meine Einladung annehmen wirst oder nicht. Er hat dein Bild bei Xanthippides gesehen; er hat auch, von dir unbemerkt, dich selbst schon mehr als einmal von ferne angebetet und von mir und Metrodor so viel von dir gehört, daß ich sein Verlangen, dich in der Nähe zu sehen, sehr natürlich finde. Besorge nichts von ihm für deine Ruhe. Er ist zwar dem Glauben an die Unsterblichkeit der Liebe sehr eifrig zugethan, scheint aber nicht weniger als du selbst überzeugt, daß sie, um dieses Vorrechts der Götter theilhaft zu werden, sich vom bloßen Anschauen, als dem wahren Ambrosia der Liebenden, nähren müsse. Kurz, er macht keinen andern Anspruch als an das Glück, dich anzuschaun; und ich denke, wenn man einen hübschen Mann mit so Wenigem glücklich machen kann, so ist es beinahe Pflicht, sich dessen nicht zu weigern. Du wirst mich zweifach verbinden, wenn du deine Schwester Melitta mitbringst, um meine Gäste mit einer kleinen Musik bewirthen zu können.

XXXIV.

Glycera an Leontion.

Du bist viel zu scharfsichtig, liebste Leontion, um nicht zu merken, daß ihr beide, du und Metrodor, mit aller eurer Feinheit die Schlinge, worin ihr mich zu fangen hofftet, nicht so unsichtbar weben konntet, daß ich nichts davon gewahr worden wäre. Ist Hermotimus, wie ich kaum zweifle, der dritte in eurem Komplott, so muß ich gestehen, daß er wenigstens eine sehr unschuldige Miene dazu macht und die Rolle eines Liebhabers, von dem nichts zu besorgen ist, so gut zu spielen weiß, daß es ihm vielleicht durch diesen Kunstgriff hätte glücken können, deine Glycerion zu

fangen, wenn sie nicht durch die Erfahrung sowohl als durch die erotische Philosophie ihrer Freundin Leontion selbst klüger geworden wäre, als sie war, da sie sich, noch halb ein Kind, in ihren eigenen Blumengewinden verwickelte. So leicht als Menandern — das schwör' ich dir beim Genius des Weisen, in dessen Zaubergärten du mich eingeführt hast! — so leicht soll es eurem Freunde nicht werden! Mit hellen, offnen, unverblendeten Augen ist, denke ich, noch Niemand in Liebe gefallen. Uebrigens merke ich wohl, worauf euer Freund, der das Ansehen eines so ruhigen Zuschauers seiner eigenen Getriebe hat, sich zu verlassen scheint. Er glaubt, mich errathen zu haben. Wenn er mich nur so sicher machen könne, denkt er, daß ich gegen seine Liebenswürdigkeit nicht auf meiner Hut sei, so werde sie schon von selbst wirken. Weißt du auch, Leontion, daß der Mann nicht so Unrecht hat? Wenn es ihm auf irgend einem Wege gelingen könnte, so müßt' es auf diesem sein.

Ich hoffe, dich diesen Abend bei mir zu sehen, wo nicht, so siehest du mich morgen, sobald die Sonne den Thau aufgeleckt hat, in deinem Garten. Denn ich kann es kaum erwarten, bis ich dir die schönen Absagebriefe vorgelesen habe, welche Menander und Glycera — zwei durch ihre zärtliche Anhänglichkeit an einander einst in ganz Athen so berühmte Personen — auf eine vermuthlich ganz neue, aber wirklich sympathetische Art — gegen einander ausgewechselt haben. Sie werden, wenn sie sich in den Archiven des Liebesgottes erhalten sollten, als ein redender Beweis, wie viel man sich auf die Unsterblichkeit der Liebe, die sich nicht vom bloßen Anschauen nährt, zu verlassen habe, der späten Nachwelt noch von einigem Nutzen sein können. Menander hat sich mit seiner gewohnten — wie soll ich's nennen? Arglosigkeit oder edeln Unverschämtheit — aus der Sache gezogen. Du wirst es lustig finden, daß er so ehrlich gewesen ist, zu gestehen: „er habe erwartet, ich werde ihm seine Seitensprünge immer zu gut halten und, während er jeder Versuchung unterliegt, ihm mit der zahmsten und gefälligsten Anhänglichkeit ewig zugethan bleiben; aber statt dessen habe er zu seinem großen Erstaunen die Entdeckung machen müssen, daß ich am Ende doch nur — ein Weib sei.“ Wie? glaubt der närrische Mensch etwa, ich würde die vielen Beweise, daß er selbst nur ein Mann wie alle andere ist, geduldiger ertragen haben, wenn ich eine Göttin gewesen wäre? — Scherze immerhin über diese Nachwehen einer noch nicht völlig ausgeheilten Wunde, liebe Leontion! Menander hat Recht; ich bin doch nur ein Weib. Wie könnt' ich sonst empfindlich darüber sein, daß der Mann, von welchem ich geliebt zu sein wähnte, nicht Stärke genug hatte, gegen die Reizungen einer Bacchis, einer Nannion auszuhalten?

XXXV.

Menander an Dinias.

Als du vor mehr als sechs Jahren bei Gelegenheit deiner Vermählung mit der edeln Kleariste mich wegen meines vermeinten Weiberhasses schaltest, sagte ich dir zwischen Scherz und Ernst, wie das Mädchen beschaffen sein müßte, das meinen Flattersinn auf immer fesseln könnte. Nicht lange darauf glaubte ich diese Idee, die mir selbst, als ich sie dir mittheilte, ein bloßes Traumgebilde schien, in der reizenden Kränzehändlerin von Sicyon verwirklicht zu sehen, und verliebte mich mit aller Schwärmerei, deren ich fähig bin, in — das Geschöpf meiner Phantasie und meines Herzens. Erinnerst du dich noch, daß ich dir damals schrieb, das Schlimmste, was mir begegnen könnte, falls ich mich in meiner Erwartung getäuscht finden sollte, wäre, daß ich um eine Erfahrung reicher sein und mich in meiner bisherigen Denkart über die Weiber bestätigt finden würde? — Diese Erfahrung ist nun gemacht, lieber Dinias, und ich bedarf keiner neuen, um gänzlich überzeugt zu sein, daß alles, was in der Liebe über den Genuß der Sinne hinaus geht, eitel Zauberwerk und Selbsttäuschung ist. Aber wiederholte Erfahrungen haben mich auch belehrt, daß das letzte Ziel der Liebe ihr Grab ist. Seit ich dies sogar bei Glycera erfahren habe, wie könnt' ich länger an einer so alten, so bewährten, so allgemein anerkannten Wahrheit zweifeln? An wem die Schuld liege, ob an Glycera, oder an mir, oder an der guten Mutter Natur, die den Mann und das Weib so und nicht anders machte, mögen sie im Lyceum oder in Epikurs Gärten aufs Reine bringen! Ich halte mich an die Sache selbst. Unläugbar war Glycera ein ungemein liebenswürdiges Mädchen. O, daß sie nicht immer das liebliche, unbefangene, sich selbst unbekannte, alles nur ahnende, nur durch leises, schüchternes Tasten sich wahr machende, anspruchlose, trauliche Kind bleiben konnte, das sie mit sechzehn Jahren war! — Thörichter Wunsch! und doch die einzige Bedingung, unter welcher der Zauber, womit sie mich umfangen hielt, ewig dauern konnte. — Ewig dauern, sagte ich? Sollte nicht auch dies bloße Einbildung sein? Es ist mehr als wahrscheinlich. Wenigstens begehre ich mich von dem Vorwurf der Liebe zur Veränderung nicht ganz freizusprechen. Eben derselbe Gegenstand, wie vollkommen er auch sein mag, immer gesehen, immer genossen, wird mir endlich gleichgültig; und um mich fest zu halten, müßte das Weib, das ich liebe, alle Arten von Reizungen, die unter das ganze Geschlecht vertheilt sind, in sich vereinigen und in ewiger Abwechselung nach und nach vor mir entfalten. Lache über meine

Ungenügsamkeit, so viel du willst, aber ehre meine Aufrichtigkeit; denn ich bin gewiß, daß ich aus der Seele aller Männer, dich selbst nicht ausgenommen, gesprochen habe. Und soll ich nun so einfältig treuherzig sein, den Weibern auf ihr Wort zu glauben, daß sie beständiger im Lieben seien als wir? Das soll mir, beim Jupiter! keine weiß machen, nachdem mich die Erfahrung belehrt hat, daß ein Mädchen, das lauter Natur, Wahrheit und Gefühl war, — daß Glycerion selbst ihrer ersten Liebe ungetreu werden konnte.

Ungetreu? hör ich dich ausrufen: hat sie denn einen Andern geliebt als dich? sich einem Andern gegeben als dir? — Das sag' ich nicht, Dinias. Aber ist sie nicht ihren ersten Gesinnungen gegen mich, ihrem Versprechen, immer dieselbe für mich zu bleiben und meiner kleinen Verirrungen wegen mich nicht weniger zu lieben, ungetreu worden? Ist sie immer das anspruchlose, zutrauliche Kind der Natur geblieben, das sie anfangs war? und hat sie mir nicht mehr als Einen Beweis gegeben, daß sie von den gewöhnlichen Untugenden ihres Geschlechts, von Stolz, Eifersucht und Neigung, die Gewalt, die ihnen unsre Schwäche über uns giebt, zu mißbrauchen, nicht ganz frei ist? Hat sie sich nicht, zumal seitdem die Philosophin Leontion sich ihres Vertrauens bemächtigt und ihr unvermerkt ihre eigne Denkart beigebracht hat, zu einem Selbstgefühl, einem Bewußtsein ihrer Liebenswürdigkeit erhoben, wovon an der kleinen Kränzehändlerin keine Spur zu sehen war? Es mag sein, daß von dem allen ohne meine Verirrung mit der schönen Bacchis und neuerlich ohne meine Schwärmerei für die unwiderstehliche Nannion vielleicht wenig oder nichts zum Vorschein gekommen wäre: aber hätte es jemals zum Vorschein kommen können, wenn es nicht da war? Doch das klingt ja, als ob ich, meine eigene Schuld zu erleichtern, ihr Vorwürfe machen wolle, und wozu bedürft' ich das? Gesteht sie nicht selbst, daß unsre Liebe im Grunde bloße Täuschung war? daß überhaupt alle Verhältnisse zwischen Mann und Weib kraft eines nothwendigen Naturgesetzes auf wechselseitiger Täuschung beruhen? Meine Unbeständigkeit ist also durch sie selbst gerechtfertigt, und wir haben einander nichts vorzuwerfen; glücklich genug, wenn uns anstatt der Liebe, die mit unsern Schwüren davon geflogen ist, die Freundschaft bleibt, welcher es, weil sie an keine ausschließliche Vorrechte Anspruch macht, um so leichter wird, die Fehler und Schwachheiten des Freundes zu ertragen. Daß es beiden Theilen wenigstens nicht an gutem Willen fehle, einander diese Entschädigung zu gewähren, wirst du aus den angeschlossenen Abschriften der Absagebriefe ersehen, die zwischen uns gewechselt worden sind.

Ist es aber nicht sonderbar, daß unsre Sympathie sich sogar in dem Augenblick zeigen mußte, da wir uns von einander lossagten? Beide Briefe wurden, wie es scheint, in eben derselben Stunde geschrieben und abgeschickt. Unsre Briefträger begegnen einander auf halbem Wege. „Eben gehe ich, deinem Herrn diesen Brief zu bringen", sagt Glycerions Sklavin zu meinem Dromio. — „Und ich diesen hier deiner jungen Frau", antwortete dieser. „So könnten wir uns ja den halben Weg ersparen, und unsre Herrschaften bekämen ihre Briefe desto bälder", sagen beide. Sie wechseln also die Briefe gegen einander aus, und wir erhalten jedes den seinigen im nämlichen Augenblick. Welcher Dichter hätte unserm erotischen Drama einen zierlichern Ausgang erfinden können?

Ich muß dir gestehen, Dinias, das unverhoffte Glück, meinen Mitwerbern um die reizende Nannion den Vorsprung abgewonnen zu haben, macht mich gegen die Trennung von Glycera unempfindlicher, als ich vielleicht sein sollte. Aber auch — welch ein Glück! — Ich sage dir nichts weiter, als daß mich sogar Jupiter darum beneiden würde, wenn die Zeiten nicht bei ihm vorüber wären, da ihn die Jos, die Europen, die Kalistos, die Leden und Antiopen zu so manchen nicht allzu anständigen Verwandlungen nöthigten. Wenn für die Olympier selbst endlich eine solche Zeit kommt, wär' es nicht thöricht von einem Sterblichen, wenn er eine Gelegenheit wie diese nicht bei ihrer fliegenden Locke faßte? Je gewisser ich (der bezaubernden Trunkenheit ungeachtet, womit das ahnungslose Mädchen sich seinen Gefühlen überläßt) voraussehen kann, daß mein Glück von keiner sehr langen Dauer sein wird, desto mehr liegt mir ob, dafür zu sorgen, daß ich mir, wenn diese Wonnetage vorüber sein werden, keinen Vorwurf machen müsse, auch nur einen Augenblick, dessen Genuß in meiner Gewalt war, leichtsinniger und undankbarer Weise verloren zu haben. Was kann ein Erdensohn mehr verlangen, als daß ihn das Andenken eines so hohen Lebensgenusses durch die ganze Zeit seines Daseins begleite?

XXXVI.

Menander an Glycera.

Mancherlei Erfahrungen, beste Glycera, hatten mich ehemals beinahe gewiß gemacht, daß ich nie eine Person deines Geschlechts finden würde, die alles in sich vereinigte, was mein Eigensinn von derjenigen forderte, an welche mein Herz sich auf ewig ergeben

könnte. Ich sah dich und fühlte, oder glaubte zu fühlen, daß ich die Einzige, die dieses Wunder zu thun vermöchte, in dir gefunden hätte. Lange dauerte der süße Wahn. Aber da alle deine Reize, alle deine Vorzüge, alle deine Tugenden die Flatterhaftigkeit und Ungenügsamkeit meiner Sinnesart nicht bezwingen konnten: so sehe ich klar, daß die Magie der Liebe so gut als alles andere Zauberwesen bloße Täuschung, und die Gefühle des Augenblicks das Einzige sind, was daran wahr und wirklich ist. Fern sei es von mir, dir Vorwürfe zu machen, daß du meine ausschweifende Erwartung nicht ganz erfüllt hast; daß du bei allen deinen Vorzügen — mit Einem Wort — doch nur ein Weib bist. Warum solltest du nicht sein, wozu die Natur dich gemacht hat? Und wenn ich eigennützig genug war, zu wünschen, daß du von jeder Schwachheit deines Geschlechts zu Gunsten der meinigen frei sein möchtest, was für ein Recht hatte ich, es zu fordern?

Du hofftest, mich desto gewisser fesseln zu können, wenn du mich frei ließest; ich wähnte thörichter Weise, du würdest die naive Unbefangenheit, die holde bezaubernde Kindlichkeit von sechzehn Jahren immer behalten, und, die reine Wahrheit zu gestehen, darauf allein gründete sich die ewige Liebe, die ich dir schwor. Die Erfahrung hat uns beiden die Augen geöffnet. Wir können uns selbst nicht länger täuschen. Eine neue Liebe hat meine Sinne gefesselt; ich war überwunden, ehe ich daran denken konnte, Widerstand zu thun; auch diese Berauschung aus Amors vollstem Nektarbecher wird ein Ende nehmen. Ich sage mir's in den hellen Augenblicken der Besonnenheit selbst. Ich werde erwachen und zu meiner Glycera, die in meiner Erinnerung doch immer die Einzige bleibt, zurückkehren wollen: aber werde ich meine Glycera in ihr wieder finden? — Es zu hoffen, wäre Wahnsinn. — Ich spreche mir also selbst mein Urtheil. Hältst du mich so, wie du mich nun kennest, deiner Achtung nicht unwürdig; kannst du meine Fehler ertragen, wie ein Freund die Fehler des andern erträgt: so sei mein Freund, liebe Glycera! — Mich wird das lebhafteste Gefühl deines Werths, von der wärmsten Dankbarkeit erhöht, nur mit dem letzten Athemzug verlassen.

XXXVII.

Glycera an Menander.

Erschrick nicht beim Anblick der Handschrift dieses Briefs, Freund Menander! Du hast keine Vorwürfe von Glycera zu be-

sorgen. Sie hat das Glück, dich zu lieben und von dir geliebt zu sein, lange genug genossen, um sich nicht beklagen zu dürfen, daß es der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge unterworfen ist. Weg mit den eiteln Wehklagen über die Täuschungen der Liebe! Meine Gesinnungen, meine Gefühle waren keine Täuschungen; ich hatte sie wirklich; es waren Blumen, die meinem eignen Boden entsprossen. Ich war selig in dem Gedanken, von Menandern geliebt zu sein, Menandern glücklich zu machen. Die Erinnerung an diese Wonnetage meiner ersten Jugend, an die Tage des unbedingten Glaubens an die Liebe, des sorglosen kindlichen Vertrauens, womit ich mich dem Geliebten hingab, der Unmöglichkeit eines Zweifels, ob es jemals anders werden könnte, sie verbreitet noch jetzt ein liebliches Rosenlicht durch meine Seele. Ich habe nichts zu klagen, Menander; denn, wenn ich mit dir deswegen hadern wollte, daß du ein Mann bist, und ich ein Weib, wär' ich nicht belachenswerth? Es hat der Natur nun einmal beliebt, zwei so ungleichartige Wesen, als Mann und Weib es sind, durch den Zauberring der Liebe auf längere oder kürzere Zeit an einander zu ketten. Zwei Wesen, die von keiner einzigen Sache in der Welt dieselbe Vorstellung haben und keinen einzigen Augenblick dasselbe fühlen; die einander nie verstehen, nie begreifen, nie errathen können und sich also unaufhörlich an einander irren müssen, — zwei solche Wesen so zusammen zu stimmen, daß sie, indem jedes seine eigene Melodie spielt, beide ebendasselbe zu hören glauben, was kann wunderbarer sein? Wer wird läugnen wollen, daß hier eine seltsame Täuschung mit im Spiel sein müsse? Aber so ordnete es die Natur, und da sie ohne Zweifel ihre Ursachen dazu hatte, wie könnten wir begehren, daß es anders sein sollte? Ohne Täuschung läßt sich zwischen Weib und Mann kein Verhältniß denken; mehr oder weniger Annäherung ist alles, was wir uns versprechen dürfen, und daran läßt die Freundschaft sich genügen. Diese hast du um mich verdient, Menander, und diese hoffe ich auch um dich verdient zu haben. Was ich für dich fühlte, bevor wir uns persönlich kannten, durch alles, was ich dir seitdem zu danken habe, vermehrt, kann nur mit meinem Leben aufhören. Blos die Zauberbinde, womit die Liebe unsre Augen umschlang, ist aufgelöst. Ob die Schuld an dir, oder mir, oder an beiden liegt, verändert nichts an der Sache: denn, wiewohl ich nie einen Andern liebte als dich, so läugne ich doch nicht, daß ich dich mit vieler Gemüthsruhe einer Andern überlasse. Schmeichle dir also nicht, mein Freund, wenn deine neue Leidenschaft sich selbst verzehrt haben wird, daß du mich jemals bereit finden werdest, den Irrthum zu begünstigen, der dich Liebe und Begierde so leicht verwechseln läßt. Wie geschickt auch Pothos und Himeros die Gestalt ihres

Bruders anzunehmen wissen mögen, mich werden sie in dieser Verkleidung nie wieder hintergehen.

XXXVIII.

Leontion an Glycera.

Ich begreife dich nicht, liebe Glycerion. Was für einen Beweggrund kannst du haben, unsern Freund Hermotimus auf so harte Probe zu stellen? — Du gestehst, daß du ihn liebenwürdig findest, und wie sollte auch ein Mann, der so viele Vorzüge, Wohlgestalt, ungeschwächte Jugend, reine Sitten, Sinn für alles Schöne und Liebe der Musen in sich vereinigt, und dem sogar der Reichthum wegen des edeln Gebrauchs, den er davon macht, zum Verdienst angerechnet wird: wie sollte ein solcher Mann nicht liebenswürdig sein? Und welches Weib, das über sich selbst zu gebieten hat, würde sich durch die Art, wie du von ihm geliebt wirst, nicht geehrt finden? Wie selten ist an unsern Männern sein zarter Sinn für deinen innern Werth, für alles, was dich von unsern übrigen Schönen so sehr zu deinem Vortheil unterscheidet? Ohne blind und gefühllos für das reizende Weib zu sein, ist es doch gewiß nicht, was du mit so vielen gemein hast, und worin du vielleicht von manchen übertroffen wirst, was ihn an dich fesselt. Du selbst kannst daran nicht zweifeln. Seine Liebe ist kein schwärmerisches Gebraus, keine sich selbst verzehrende Leidenschaft (um dir einen Ausdruck aus deinem letzten Brief an Menander abzuborgen); sie trägt alle Merkmale einer reinen, von der Vernunft selbst gebilligten Zuneigung. Wenn man je der Liebe eines Mannes zutrauen konnte, daß sie von Selbsttäuschung frei sei, so ist es die seinige; und wenn je ein Weib hoffen durfte, treu und beständig geliebt zu werden, so darfst es du. Daß du nicht gleichgültig gegen ihn bist, hast du mir selbst gestanden, und wie solltest du, deren Augen so getreue Spiegel deines Innern sind, du, in deren Gesicht Jedermann alles, was in deinem Gemüth vorgeht, lesen kann, und deren ganze Person ein beständiger Widerschein desselben zu sein scheint: wie wolltest du die Gewalt verbergen können, die du dir anthun mußt, dich den Bewegungen deines Herzens nicht zu überlassen?

Wozu also, um aller Grazien willen! dieser Zwang, der für ihn peinvoll ist und dir schwerlich Vergnügen machen kann? Was kann dich abhalten, deine Lippen bekräftigen zu lassen, was ihm deine Augen schon so oft verrathen haben? Und wozu vollends

das sich selbst Widersprechende in deinem Betragen gegen ihn? In Gesellschaft zeichnest du ihn geflissentlich vor allen Andern aus und begegnest ihm mit einer Achtung, Gefälligkeit und Anmuth, die ihn nothwendig immer mehr an dich fesseln muß: sobald du dich mit ihm allein siehest, wirst du entweder einsylbig oder kränkest ihn durch den leichtsinnigen ironischen Ton, womit du über seine Liebe scherzest. — Verzeih' ihm, daß er nach langem Dulden und Schweigen sich endlich den Trost nicht länger versagen konnte, seine Klagen dem Busen einer gemeinschaftlichen Freundin zu vertrauen. — Noch einmal, liebe Glycera, wie soll ich mir dieses Benehmen erklären? Solltest du dich wohl gar ungern von den Vorzügen des Hermotimus gerührt fühlen? Sollte Menander, ohne daß du es dir selbst gestehen willst, noch in deinem Herzen herrschen? Solltest du schwach genug sein, dich auf den möglichen Fall aufzusparen, daß Sattheit und Langweile ihn wieder zu dir zurückführen könnten? Siehe, zu welchem Gedanken du mich nöthigest! Ich weiß, daß ich dir dadurch Unrecht thue, und sehe doch keinen andern Weg, mir dein Betragen gegen einen Mann begreiflich zu machen, der, das Einzige ausgenommen, daß er keine Komödien schreibt, Menandern in allen andern Stücken hinter sich läßt, und von dem du nie zu besorgen hast, daß er dich einer Nannion aufopfern werde. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß es dich, so wie die Sachen zwischen deinem Ungetreuen und dieser holden Faunin stehen, nur einen Wink kosten würde, um ihn wieder zu deinen Füßen zu sehen. Die Umstände haben sich, Dank der Klugheit der alten Base und der grenzenlosen Gutherzigkeit der Nichte, seitdem diese an dem Hochzeitfeste der Tochter des ersten Archon ihre Künste ausgelegt hat, gar sehr geändert. Es haben sich so viele kauflustige Kunstfreunde hervorgethan, daß die Alte, um, so viel möglich, keinen ganz unbefriedigt zu lassen, nöthig befunden hat, eine festgesetzte Taxe für den ausschließlichen Besitz der Künstlerin auf bestimmte Zeiten unter der Hand bekannt zu machen. Zehn Tage werden ein gemeines attisches Talent, ein Monat deren fünf, aber ein ganzes Vierteljahr nicht weniger als fünf und zwanzig Talente kosten. Die schlaue Alte hat bei dieser dem ersten Anschein nach verhältnißwidrigen Taxe sehr richtig auf die Narrheit unsrer jungen Krösussöhne gerechnet. Xanthippides, der sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hat, in allen Arten von Thorheiten unübertrefflich zu sein, hat sein bestes Landgut in Lemnos verkauft, um sich des Alleinbesitzes dieses Kleinods für die nächsten drei Sommermonate zu versichern. Du siehst, daß unserm Dichter bei so bewandten Umständen nichts als ein schöner Rückzug übrig blieb. Auch hat er schon ein paar Tage, bevor der Handel mit Xanthippides völlig abgeschlossen worden war, seinen Freunden zu erkennen gegeben,

daß er, der Grundlehre des Lyceums und des Wahlspruchs des weisen Chilon eingedenk, den Augenblick der Uebersättigung nicht abwarten wolle und daher den Platz, den ihm Amor unentgeltlich verschafft habe, dem Plutus mit Vergnügen überlasse. Die Wahrheit ist, daß der gute Menander, den ich gestern zufällig bei Metrodoren antraf, in den letzten drei Wochen um dreizehn Jahre älter geworden scheint; und wenn er zugleich um zwanzig oder dreißig weiser geworden ist, so möcht' er noch Ursache haben, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein. Auf jeden Fall traue ich weder ihm so viel Unverschämtheit zu, sich wieder bei dir einschleichen zu wollen, noch dir ein solches Uebermaß von Gutherzigkeit, daß du dich verbunden halten solltest, ihn dafür zu entschädigen, daß er den reichsten Gecken in Attika nicht überbieten konnte. Ich bitte dich also, liebe Glycera, die Nachrichten, die ich dir von deinem alten Freunde mitgetheilt habe, blos als einen Beweis aufzunehmen, daß er noch nicht so tief in meiner Achtung gesunken ist, daß ich ihn unserer Aufmerksamkeit unwürdig halten sollte.

XXXIX.

Glycera an Leontion.

Du strafst mich beinahe gar zu streng dafür, liebe Leontion, daß ich dich nicht tief genug in meine Seele habe blicken lassen, um auch das zu sehen, was du in meinen Augen nicht lesen konntest, wenn sie auch die Tugend wirklich besäßen, die du an ihnen rühmst. Ich würde mir deine Vorwürfe und Spöttereien, dir vielleicht eine kleine Reue dadurch erspart haben: denn eine solche Züchtigung habe ich schwerlich verdient. Doch du bist zu liebenswürdig, als daß du nöthig hättest, es immer so scharf mit dir selbst zu nehmen, — und zum Beweis, daß ich dir aufrichtig verzeihe, will ich dir mit allem Vertrauen, wozu du von deiner Glycera berechtigt bist, das Innerste meines Herzens aufschließen und dir dann das Urtheil überlassen, in wie weit mein Betragen gegen Hermotimus dadurch gerechtfertigt werde oder nicht.

Daß ich nichts weniger als gleichgültig gegen ihn bin, begehre ich so wenig zu läugnen, daß ich dir vielmehr gestehe, Hermotimus ist in gewissem Sinn meine erste Liebe. Dieses Geständniß, liebe Leontion, kann dich nicht stärker überraschen, als die Entdeckung des wahren Zustandes meines Herzens mich selbst überraschte. Wie war es möglich, daß ich das, was ich für Menandern fühlte, mehrere Jahre lang für Liebe halten konnte? Und was noch selt=

samer ist, wie konnte Menander, der in erotischen Sachen nur zu wohl erfahren ist, sich selbst so sehr hintergehen, daß er der Gegenstand meiner ersten Liebe zu sein glaubte und es doch nicht war? Höre mich, und alles soll dir, denke ich, ziemlich begreiflich werden.

Ich war, wenn meiner Mutter zu glauben ist, von der Wiege an ein sehr lebhaftes, aufmerksames und an allem theilnehmendes Kind. Man glaubte, daß etwas aus mir zu machen wäre, und der Zufall fügte es, daß Menander ohne sein Wissen und Wollen das hauptsächlichste Werkzeug meiner Bildung wurde. Ich war noch ein Kind, als ich meinen Vater verlor. Ein Oheim meiner Mutter, der den größten Theil seines Lebens auf dem Lande mit Verwaltung seiner nicht unbeträchtlichen Güter zugebracht, hatte diese kurz vor dem Tode meines Vaters seinem Sohn übergeben und sich nach Sicyon zurückgezogen, um den Rest seines Lebens im Schooß der Familie seiner Schwester zuzubringen. Ich wurde sein Liebling, und er machte sich einen Zeitvertreib daraus, mich lesen und schreiben zu lehren. Ich mochte etwa zwölf Jahre haben, als er das Gesicht verlor. Nun war es an mir, ihm für die Mühe, die er sich mit mir gegeben, meine Dankbarkeit zu beweisen, und ich wurde seine Vorleserin. Er besaß eine ziemlich große Sammlung der meisten Dichter der neuen Komödie, welche zu seiner Zeit zu blühen angefangen hatte. Diese mußte ich ihm alle nach und nach vorlesen, und so wurde ich mit den Werken des Alexis, Philemon, Menander und verschiedener Anderer bekannt; und der alte Großoheim unterließ nicht, mich auf das, was an jedem vorzüglich zu loben oder zu tadeln war, aufmerksam zu machen. Je mehr mein Gefühl für das Schöne sich entwickelte und verfeinerte, desto mehr Gefallen fand ich an den Stücken Menanders; ich wurde nicht müde, sie für mich selbst wieder zu lesen, und las sie so oft, daß ich in kurzer Zeit die meisten auswendig wußte. In meinem vierzehnten Jahre verloren wir auch den alten Oheim, der bisher unsre einzige Stütze gewesen war. Da er eines so schnellen Todes starb, war es glücklich für uns, daß sich ein Testament vorfand, worin er auf den Fall, daß sein Sohn ohne gesetzmäßige Leibeserben die Welt verlassen sollte, meine Mutter und seine Vorleserin zu Erben seiner Güter einsetzte, inzwischen aber uns sein Haus in Sicyon mit einer kleinen Rente vermachte, die jedoch zu unserm Unterhalt nicht zureichte. Das Uebrige meiner Geschichte und die sonderbare Art, wie ich in ein näheres Verhältniß mit Menandern kam, ist dir bekannt. Ich stand in meinem sechzehnten Jahr, als wir nach Athen zogen, und du wirst mir gern zugeben, daß ein Mädchen in diesem Alter mit der Weisheit, die sie aus milesischen Märchen und Komödien geschöpft hat, nicht weit reicht. War es Wunder, daß ein unerfahrnes, mit seinem eigenen

Herzen noch unbekanntes, aber lebhaftes, gefühlvolles junges Geschöpf, in dessen Augen der Mann, der so schöne Komödien schrieb, der erste aller Menschen war, geblendet und unendlich geschmeichelt von dem unverhofften Glück, der Liebling dieses Mannes zu sein, sich die verworrenen Gefühle ihres Herzens nicht klar zu machen und nicht jedem seinen rechten Namen zu geben wußte? Woher hätte ich den Scharfblick nehmen sollen, den Antheil, den jugendliche Eitelkeit auf der einen, und Dankbarkeit und Hochachtung auf der andern Seite an meinen Gesinnungen für Menandern hatten, unterscheiden zu können? Man kann diese Gefühle und Gesinnungen Liebe nennen — wie vielerlei Liebe giebt es nicht? Aber, daß es nicht die Liebe war, der dieser Name in der eigentlichsten Bedeutung zukommt, hätte ich, wenn man einen Begriff von ihr haben könnte, bevor man sie wirklich erfährt, schon aus der Gleichgültigkeit erkennen müssen, worin mich seine erste Untreue ließ. Ich hätte dir viel Sonderbares hierüber zu sagen, wenn die Materie nicht so zarter und unberührbarer Art wäre, daß ich, um mich nicht länger dabei aufzuhalten, lieber voraussetze, du habest mich bereits verstanden. Uebrigens läugne ich nicht, daß ich eine geraume Zeit mehr als bloße Freundschaft für Menandern fühlte; aber gerade dieses Mehr war Täuschung. Was mich betrog, war nicht mein Herz; unser Herz kann uns, glaube ich, nie betrügen; sondern die übereilte Wahl des Gegenstandes, die eine Folge meiner Unerfahrenheit und Dumpfheit war und mich meine schönsten und zartesten Empfindungen an einen Mann heften ließ, der sie weder zu schätzen noch zu erwiedern wußte. Du erinnerst dich vielleicht bei dem Wort: Unerfahrenheit, daß in Athen die Rede ging: der Maler Pausias sei mein erster Liebhaber gewesen. Vielleicht glaubte man, das Bild, wodurch ich so berühmt worden bin, würde ihm nicht so gut gelungen sein, wenn er nicht mit Liebe gemalt hätte. Es ist nicht unmöglich, daß dies bei ihm der Fall war: aber, was ich gewiß weiß, ist, daß er außer der Erlaubniß, mein Bild zu machen, sich keiner andern Gunst von mir zu rühmen hat.

Ueber meinen dermaligen Gemüthszustand werde ich dir jetzt nur wenig sagen, weil er noch oft genug das Gespräch unsrer traulichsten Stunden sein wird. Seit sechs bis sieben Jahren haben mich Erfahrung und Nachdenken zum besonnensten Gefühl meiner Selbst gereift; ich werde alles gewahr, was in mir vorgeht, gebe mir von allem Rechenschaft und glaube vor neuen Täuschungen ziemlich sicher zu sein. Wenn ich mir damit nicht zu viel schmeichle, so hab' ich es vornehmlich dir zu danken, meine Leontion. Denn du hast mir über die Natur der Liebe und der verschiedenen Triebe, die sich zu ihr gesellen, die Augen geöffnet und mich überzeugt, wie widersinnig die falsche Scham ist, die uns

nicht erlauben will, wenigstens uns selbst zu gestehen, daß jeder Liebe zu einer gewissen Person ein allgemeines Bedürfniß, zu lieben, zum Grunde liegt. Fern sei es von mir, darüber zu erröthen, daß lieben und geliebt werden für mich eine Bedingung der Glückseligkeit ist. Aber um so mehr liegt mir daran, mich weder wie beim ersten Mal von einem Strom schwärmerischer Gefühle hinreißen zu lassen, noch, da ich jetzt mit völliger Besonnenheit zu wählen fähig bin, mich in der Wahl des Gegenstandes zu irren. Hermotimus hat beides, meinen Verstand und mein Herz, auf seine Seite gebracht. Alles, was ich an ihm sehe, alles, was ich von ihm höre, seine Denkart, seine Sitten, sein ganzes Wesen flößt mir Hochachtung, Vertrauen und Zuneigung für ihn ein. Mir ist, so oft ich ihn sehe, ich höre eine Stimme in meinem Busen, die mir zuflüstere: „Der ist's!" Wagte ich's, dieser Stimme zu gehorchen, ich würde ihm bis zu den Garamanten und Indiern folgen; würde mich mit ihm auch in den beschränktesten Umständen glücklich fühlen; wäre fähig, alles für ihn zu thun und für ihn zu leiden. Aber bin ich gewiß, daß er — wenigstens so viel es einem Manne möglich ist — ebendieselben Gesinnungen für mich hat? und sie immer haben wird? Wenn ich dir und mir selbst glaube, so wage ich nichts bei ihm; aber welches Weib darf sich schmeicheln, die Männer ergründet zu haben? Warum sollte ich mich übereilen? Und wie könnte Hermotimus es übel finden, daß ich ihn auf eine Probe setze, der ich mich selbst unterwerfe?

Aber was ihn, wie es scheint, am meisten schmerzt, ist, daß ich, wenn wir uns allein befinden, entweder wenig rede oder über seine Liebe scherze. Zu beidem könnte ich wohl eine Ursache haben, die ihn vielmehr erfreuen als betrüben sollte. Wenigstens ist meine Absicht nicht, ihn durch ein Benehmen zu kränken, wobei ich blos auf meine eigene Sicherheit bedacht bin. Ich rede wenig aus Furcht, zu viel zu sagen, und scherze, um nicht von seinem Ernst angesteckt zu werden. Wenn es aber auch bloße Laune von mir wäre, bei einer Verbindung auf das ganze Leben ist nichts weniger als überflüssig, Versuche zu machen, wie viel man allenfalls von einander ertragen könne. Ich gestehe ihm das nämliche Recht zu und unterwerfe mich allen Proben, auf die er mich stellen will.

„Aber wozu (hör ich dich sagen) so viele Proben, da du selbst gestehst, daß sein ganzes Wesen und Betragen dir Achtung und Zutrauen einflößt?" Ich muß bekennen, dies sieht einem Widerspruch mit mir selbst ähnlich; aber bin ich nicht vielmehr zu beklagen als zu schelten, daß ich mit allem meinem Zutrauen zu Hermotimus mich doch eines unvermerkten Einflusses meines allgemeinen Mißtrauens gegen die Männer nicht erwehren kann? —

Und doch wär' es lächerlich, ihn dafür büßen zu lassen, daß er ein Mann ist. — Habe also, ich bitte dich, noch etwas Geduld mit mir, liebe Leontion. Eben darum, weil ich entschlossen bin, von dem Augenblick an, da ich mich ihm gegeben haben werde, alle seine Fehler mit der holdesten Sanftmuth zu ertragen: so liegt mir daran, sie erst alle zu kennen, damit ich mich nicht verbindlich mache, mehr zu tragen, als ich vermag.

Was du mir von Nannion meldest, übertrifft meine Erwartung, wiewohl zu vermuthen war, daß sie diesen Weg einschlagen würde; denn warum hätte ihre Base sie sonst nach Athen geführt? Auch sehe ich nicht, wie ein Mädchen von Nannions Schlage sehr zu tadeln sein könnte, wenn sie die überschwängliche Thorheit und Ueppigkeit eurer reichen Wüstlinge benutzt und einen so hohen Werth auf ihre Person und Kunst setzt, als sie kann. Ihr Marktpreis wird bald genug fallen, und es ist ein Glück für das wilde kurzsinnige Ding, daß sie eine Vormünderin hat, die in Zeiten auf die Sicherheit der Zukunft bedacht ist.

XL.

Glycera an Ebendieselbe.

Meine Mutter ist im Begriff, von meinen ältern Schwestern begleitet nach Sicyon abzugehen, um die Erbschaft ihres Oheims, die uns gegen alles Vermuthen durch den Tod seines kinderlos gebliebenen Sohnes zugefallen ist, in Besitz zu nehmen. Ich werde mit meiner Schwester Melissa in Athen zurückbleiben, wofern du dich entschließen kannst, uns indessen als Kostgängerinnen anzunehmen und uns irgend einen kleinen Winkel in deinem (soviel ich weiß) ziemlich geräumigen Gartenhause zu überlassen. Ich würde sehr betroffen sein, wenn du mich eine Fehlbitte thun ließest, und fürchte mich doch beinahe vor der Gewißheit, daß es nicht geschehen wird. Bin ich nicht ein widersinniges Geschöpf?

Noch etwas Neues, liebe Leontion. Menander hat sich unvermuthet wieder bei uns sehen lassen. Mich dünkte nicht, daß er sich so sehr verändert habe, als du neulich sagtest; nur schien mir's, er schiele etwas stärker als ehmals. Uebrigens spielte er eine sonderbare Rolle, und es fiel in die Augen, daß er, um seine Verlegenheit zu verbergen, eine Laune erkünsteln mußte, die ihm nicht recht natürlich saß. Anfangs sagte er mir sehr verbindliche Dinge, oder die es doch scheinen sollten: ich wäre am Ende doch das einzige

durchaus liebenswürdige Weib, das er kenne, und wenn er sich auch tausendmal von mir verirrte, sein Geschmack und sein Herz würden ihn doch immer zu mir zurückführen. Du kannst leicht denken, daß ich in meiner Antwort auf diese unziemliche Liebeserklärung die Ironie nicht sparte. Dies warf ihn auf einmal in eine ausgelassene Lustigkeit, die sich mit einem allgemeinen Ausfall auf unser ganzes Geschlecht endigte, wobei er so viel witzig tolles Zeug vorbrachte, daß man drei Aristophanische Komödien daraus hätte machen können. Aber unvermerkt wurde er wieder artiger, sagte mir allerlei Schönes über mein freundschaftliches Verhältniß mit dir und Metrodor und fand zuletzt sogar Gelegenheit, mit der unbefangensten Miene auch etwas vom Hermotimus einfließen zu lassen, der das Ansehen habe, sich (wie er zu sagen beliebte) in der guten Gesellschaft, die in den Gärten Epikurs zu Hause sei, zu einem sehr liebenswürdigen Mann auszubilden. Endlich sagte er mir beim Abschied: er schmeichle sich, ich würde nie aufhören, ihn als den wärmsten meiner Freunde zu betrachten, wiewohl er mir, so wie die Sachen ständen, keinen stärkern Beweis seiner hohen Achtung für mich zu geben wisse, als indem er sich einstweilen wie eine Schnecke, die ihre Hörner zu weit vorgestreckt, in sein Haus zurückziehe und auf einige Zeit in Vergessenheit zu kommen suche, da er gestehen müsse, die öffentliche Aufmerksamkeit mehr beschäftigt zu haben, als seinem Ruhm zuträglich gewesen sei. Ich fand seinen Vorsatz sehr löblich; die Musen, sagte ich, würden ihn für die kleinen Opfer, die er ihnen zu bringen gedenke, reichlich entschädigen; und so schieden wir als alte gute Freunde von einander, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir ihn vor Aufführung seiner nächsten Komödie nicht wieder sehen werden.

XLI.

Leontion an Glycera.

Ich bin vor Freude über die Nachricht, die du mir mitgetheilt hast, hoch aufgesprungen, liebste Glycera. Es werden bereits alle Anstalten zu deinem Empfang in meinem Häuschen, das zur Noth für ein Haus gelten kann, gemacht. Denn an so viel Raum, als wir nöthig haben, soll es uns nicht fehlen. Du kennst, denke ich, das Schlafzimmer mit dem artigen Kämmerchen, das die Aussicht auf den Garten hat und ringsum von einem geschickten Lehrling des Pausias mit der Art von Blumenketten, die deine berühmten Kränze bei uns Mode gemacht haben, bemalt ist. Dies

ist für dich und die kleine Melitta bestimmt, und ich hoffe, du wirst dich wohl darin befinden. Meine beiden Nachbarn — die ich dir nicht zu nennen nöthig habe — nehmen an meiner Freude so lebhaften Antheil, daß ich, wenn ich nicht eine so gute Seele wäre, auf den Argwohn gerathen könnte, ihre Mitfreude sei nicht so ganz uneigennützig, als sie sich die Miene geben möchten. Mein Verlangen, dich bei mir zu haben, ist so ungeduldig, daß du, wenn du mich liebst, deinen Einzug so sehr, als dir nur immer möglich ist, beschleunigen wirst.

XLII.

Menander an Dinias.

Wieder aus einem süßen Traum erwacht, Freund Dinias! Wenn Endymion in seinem langen Schlaf von solchen Träumen besucht wurde, so wird er sich bei Dem, der ihn aufweckte, nicht sehr bedankt haben. Ich saß wie Tantalus an Jupiters Tafel und schwelgte gleich den Unsterblichen in Nektar und Ambrosia. Aber es ist sehr zu besorgen, daß ich auch nun, da der Götterrausch verdünstet ist, zwischen Glycera, die ich um Nannions willen verscherzte, und Nannion, die mich dem Krösus Xanthippides aufopfert, mich wenig besser befinden werde, als Tantalus zwischen den köstlichen, zu ihm herabhangenden Früchten, die er nicht erreichen kann, und dem frischen Wasser, das an seinen dürren Lippen vorbeifließt, ohne sie zu berühren. Die Erinnerung an den ehemaligen Genuß kann wohl den gegenwärtigen erhöhen, schärft hingegen auch das peinliche Gefühl, auf immer verloren zu haben, was uns glücklich machte.

Doch weg mit den albernen Klagen! Ich will nicht bedauert sein, Dinias! Ich bin um eine Menge goldner Erfahrungen reicher, und sobald der erste Schmerz des Verlusts verbraust sein wird, werde ich auch durch die bloße Erinnerung noch immer glücklicher sein, als zehntausendmal tausend Andere im Gegenwärtigen sind. Unter allen Leidenschaften, die aus Pandorens Unglücksbüchse flogen, um die armen Sterblichen zu täuschen, zu necken und zu peinigen, kenne ich keine heillosere, niederträchtigere und hassenswürdigere als die Reue; und unter allen Arten von Reue die unsinnigste und lächerlichste wäre doch wohl, wenn ein Mensch sich's verdrießen lassen wollte, daß er glücklich war? — Wahr ist's, so ganz unentgeltlich habe ich an der Göttertafel nicht geschmaust. Alle meine Freunde behaupten, ich sei seit einigen Dekaden um zehn Jahre älter geworden. Wenn dem so wäre, so müßte es

nur daher kommen, daß die Natur die Hastigkeit, womit der überschwänglich Glückliche die Zeit verschlingt, zum Maßstab genommen und mir unvermerkt einzelne Tage und Nächte für Jahre angerechnet hätte. Indessen, falls es auch mit dem raschen Fortschritt meines Alters seine Richtigkeit hätte: so bedenke, daß ich dadurch um zehn Jahre klüger worden bin und mich nun rühmen kann, daß Nannion (wenigstens so lange sie so hoch im Preise steht) nie wieder über meine Tugend siegen soll, wiewohl es in der That nicht an der letztern lag, daß ich die Sirene dem weisen Xanthippides abtreten mußte, der sie in den drei nächsten Monaten um baare fünfundzwanzig Talente für sich allein haben wird.

Ich bitte dich, bester Dinias, keine Moral über alle diese Geschichten! Sie springt so nackt und bloß von selbst daraus hervor, daß es ganz überflüssig wäre, sie mir noch, in Vernunftschlüsse eingekleidet und mit zierlichen Redensarten behangen, vorzuführen. Sei versichert, ich habe mir, seit ich meiner gewöhnlichen Besonnenheit wieder habhaft worden bin, alles Mögliche, was du mir sagen könntest, selbst gesagt; in manchen Stunden sogar mit Bitterkeit; und ich schwöre dir, daß mich dieser einzige Frühling in der Philosophie meines Meisters weiter vorwärts gebracht hat, als ich in allen zwei und dreißig Jahren meines Lebens gekommen bin. In ganzem Ernst, Dinias, ich fühle, daß es hohe Zeit ist, von meinen Verirrungen zurückzukommen und mich der Liebe der Musen, deren Zauber doch über allen andern geht, gänzlich und einzig zu ergeben. Sie sind freilich auch — Mädchen, so gut wie andere, und haben mich schon manchmal, unwürdigen Nebenbuhlern zu lieb, zurückgesetzt. Aber am Ende lag die Schuld doch nur an mir selbst, und ich habe nun gute Hoffnung, sobald ich ihnen mit allem Eifer, dessen ich fähig bin, dienen werde, wenn gleich nicht der einzige, doch der erste ihrer Günstlinge zu sein.

Die schöne Glycera — wirklich dermalen schöner und reizender als je — hat seit unserm letzten Abenteuer mit den Absagebriefen die Eroberung eines ziemlich liebenswürdigen Lesbiers gemacht und zum Ueberfluß noch von einem alten Großoheim so viel geerbt, daß sie allenfalls einer sorgenfreien Unabhängigkeit sicher ist. Ich denke aber, Hermotimus (so nennt sich der Lesbier), der mir einer von den gemäßigten, rechtlichen Erdensöhnen scheint, die zur Beharrlichkeit im Lieben ausdrücklich zugeschnitten sind, werde zuletzt doch den Sieg über ihre Bedenklichkeit davon tragen und so glücklich durch sie werden, als Menander es hätte sein können, wenn er — Hermotimus wäre.

Anmerkungen.

I. Weiberfeind — Diejenige Komödie Menanders, welche den Titel Weiberfeind führte, wird für seine vorzüglichste erklärt. — Panathenäen, der Athene, und Eleusinien, der Demeter gefeiert, waren zwei Hauptfeste für die Athener.

III. Andria — Das Mädchen von Andros, uns noch durch die Nachbildung des Terenz bekannt. — Dionysien, Fest des Bacchus, an welchen die dramatischen Dichter mit einander wetteiferten.

VIII. Aedo — Die Schamhaftigkeit, die zu Athen einen Altar hatte. — Brüder (Adelphi), eine vom Terenz ebenfalls frei übersetzte Komödie.

X. Arrephoros hieß die Jungfrau, die am Feste der Minerva die Heiligthümer trug. Aus Menanders Komödie unter diesem Titel hat uns Stobäus folgende Stelle aufbehalten:

A. Nein, du heirathest nicht, so lange du
Bei Sinnen bleibst. Ich selbst heirathe vordem,
Drum eben rath' ich dir, heirathe nicht!
B. Es ist beschlossen, Freund; die Würfel mögen
Nun fallen, wie sie können! A. Gut, so bleib' es denn
Dabei, und wohl bekomm' es dir! Genug, du wirst
Dich in ein Meer von schlimmen Händeln stürzen; nicht
Ins lybische, noch ins Aegeermeer,
Noch ins ägyptische, wo unter dreißig Schiffen
Nicht drei zu Grunde gehn, indeß von denen, die
Sich in den Ehstand stürzen, noch nicht Einer
Mit völlig heiler Haut davon gekommen ist.

Angebrannte — Empipramena — Aus diesem Stücke führt Athenäus diese drei hieher gehörige Verse an:

— — Der Henker hole
Den Ersten, der ein Weib nahm, dann den Andern,
Hernach den Dritten, dann den Vierten, dann
Den Folgenden —

XIII. Elaphebolion — Der neunte Monat des attischen Jahrs.

XVIII. Leontion — Attische Hetäre, mit welcher sowohl Epikur als sein Freund Metrodor in vertrauteren Verhältnissen gelebt haben soll. — Lenäen, das dritte große Fest, welches zu Athen dem Bacchus nach der Weinlese gefeiert wurde.

XXVI. Jynx — Ein Vogel (vermuthlich unser Wendehals), dem die Alten eine magische Kraft, zur Liebe zu reizen, zuschrieben.

XXVIII. Thesmophorien — Ein Fest, das zu Ehren der gesetzgebenden Ceres gefeiert wurde. Männer durften dabei nicht anwesend sein.

XXXVII. Pothos und Himeros — Verlangen und Sehnsucht, werden öfters als Brüder Amors genannt.

XXXVIII. Grundlehre des Lyceums — Das Lyceum (Lykeion) ein Gymnasium zu Athen, am Ufer des Ilissus gelegen, wo Aristoteles seine Philosophie vortrug. — Chilon, einer der sieben Weisen Griechenlands.

Göttergespräche.

Vorbericht.

Diese Göttergespräche wurden in den Jahren 1789—93 nach und nach aufgesetzt.

Die acht ersten sind bloße Versuche in Lucians Manier, Spiele des Geistes, worin der Verfasser nach der langen Arbeit einer Uebersetzung der sämmtlichen Werke dieses in seiner Art einzigen alten Schriftstellers eine angenehme Erholung fand. Sie sind so wie die Göttergespräche seines Vorbildes von ungleichem Gehalt; indessen war der Verfasser, als er sie zu Papier brachte, noch so voll von Lucian, mit welchem und für welchen er drei Jahre lang beinahe ganz allein gelebt hatte, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn etwas von Lucians Geist und Laune in diese Aufsätze übergegangen sein sollte. Leser, denen man erst sagen müßte, daß einige derselben einen sehr ernsthaften Zweck haben, wünscht sich der Verfasser nicht.

Die fünf letzten sind theils durch die französische Revolution überhaupt, theils durch besondere Epochen derselben in den Jahren 1790, 1792 und 1793 veranlaßt worden, und athmen einen Geist von Mäßigung und Billigkeit, der ihnen bei keiner Partei zur Empfehlung dient, aber desto gewisser auf den Beifall späterer Zeiten rechnet.

Göttergespräche.

I.

Hercules, Jupiter.

Hercules. Ist es erlaubt, Herr Vater, weil wir hier unter vier Augen sind, eine etwas freie Frage zu thun?

Jupiter. Frage was du willst, mein Sohn.

Hercules. Ich hätte schon lange gern gewußt, ob es denn auch wirklich wahr ist, daß du, wie die guten Menschlein da unten sich schmeicheln, so gar großen Antheil an ihrem Befinden nimmst, dich in alle ihre Händel mengest, über alle ihre Wünsche und Bitten ein Register hältst und kurz, die Welt blos um ihrentwillen regierest?

Jupiter. Da fragst du mich viel auf einmal, mein Sohn! und ich würde nicht einem Jeden so offenherzig antworten wie dir. Allein vor dir, der mir immer unter meinen Söhnen der liebste war, vor dir hab' ich kein Geheimniß. Also, was die Weltregierung anbelangt, — (indem er den Kopf gegen das Ohr des Hercules neigt, leise) — die — ist meine Sache nie gewesen.

Hercules (macht ein paar große Augen an ihn). Das wäre! Und wer regiert sie denn, wenn du sie nicht regierst?

Jupiter. Höre, lieber Hercules, mehr als ich selbst weiß, mußt du mich nicht fragen! Ich habe mich nie viel mit Metaphysik abgegeben; auch wäre wenig Gewinn für mich dabei. Jeder hat nun einmal seinen Wirkungskreis; ich habe den meinigen; und es ist schon etwas lange her, daß ich mich gewöhnt habe, was über mir ist, als etwas, das nicht in mein Fach gehört, zu betrachten. Die Welt, mein guter Schlangenwürger, ist um ein namhaftes Theil größer, als du dir einzubilden scheinest. Mir ist noch nie eingefallen, sie ausmessen zu wollen: aber das kannst du mir sicher nachsagen, daß der Distrikt, der mir und meiner Familie zu besorgen zugefallen ist, im Ganzen noch lange nicht so viel Raum einnimmt als das kleine Königreich Thespia, wo du an dem Löwen von Cithäron und an den fünfzig Töchtern des Thespius deine erste Heldenprobe abgelegt hast.

Hercules. Was die letztern betrifft, Herr Vater, damit ging es so natürlich zu, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, mir ein Kompliment darüber zu machen, wenn die närrischen Kerle, die Poeten, eine Sache lassen könnten, wie sie ist. — Doch ich bitte um Verzeihung, daß ich dir in die Rede gefallen bin.

Jupiter. Ich habe mir die Sache nie anders als just so natürlich gedacht, wie du es zu verstehen giebst. Es bleibt immer eine That, deren sich ein Sohn Jupiters nicht zu schämen hat, und die dir keiner so bald nachthun wird. Also, um wieder auf das Vorige zu kommen, das Dörfchen Thespia, wo der Großvater deiner fünfzig Söhne König war, machte damals eine sehr kleine Figur auf dem Erdboden; und doch war dieses nämliche Königreich Thespia vielleicht ein zehntausendmal tausendmal größerer Theil vom Erdboden, als der Planetenkreis, den ich regiere, von dem Ganzen ist, welches wir in unserer Göttersprache, an die du dich nun gewöhnen mußt, die Welt nennen. Höher, lieber Alcid, wollen wir uns diesmal in das Geheimniß des Universums nicht versteigen.

Hercules. Dein Antheil ist noch immer ansehnlich genug, Jupiter —

Jupiter. Um in unsern eignen Augen etwas zu sein, müssen wir uns immer mit Kleinern messen.

Hercules. Es ist also trotz dem naseweisen Schäker, der neulich zu Athen das Gegentheil behaupten wollte, doch wahr, daß du der höchste Beherrscher der Menschen bist und eine unmittelbare Aufsicht über ihre Angelegenheiten führst?

Jupiter. Wahr und nicht wahr, wie du es nehmen willst.

Hercules. Wahr und nicht wahr? — Ich wüßte nicht, wie ich das nehmen sollte. Du treibst deinen Scherz mit mir.

Jupiter. Und was sagte denn der naseweise Kerl zu Athen?

Hercules. Als ich neulich im Vorbeigehen meinen Tempel im Cynosarges einen Augenblick besuchte, hörte ich einen halbnackten breitgeschulterten Burschen, dem die Haare in dicken Zotteln um die Stirne hingen, mit einem hagern, ziegenbärtigen alten Manne über diese Sache sehr hitzig disputiren. „Da müßte Jupiter viel müßige Zeit haben", sagte jener, „wenn er sich um alle die albernen und einander widersprechenden Bitten bekümmern sollte, die alle Augenblicke aus allen Winkeln des Erdbodens zu ihm abgeschickt werden."

Jupiter. Der Mensch hatte so Unrecht nicht!

Hercules. „Ist es", fuhr er fort, „nicht unverschämt, daß ein jeder Pinsel sich träumen läßt, der König der Götter und der Menschen sei nur darum da, sein ewiger Geschäftsträger, Hausverwalter, Küchen- und Kellermeister, Reisemarschall und Obersteuermann, kurz, sein Alles in Allem zu sein und immer auf der

Lauer zu stehen, um zu sehen, wo und wann ein Jeder, der zu träg oder zu ungeschickt ist, sich selbst zu helfen, seiner Dienste nöthig habe?"

Jupiter. Der Mann sprach ja lauter Gold, mein Sohn! Ich muß mir den Menschen in meine Schreibtafel notiren. Hörtest du nicht, wie er sich nannte?

Hercules. Sie hießen ihn Menipp, wenn ich recht gehört habe.

Jupiter. Den kenn' ich! Einer der bissigsten Cyniker, aber ein Bursche von so hellen Augen und einer so feinen Nase, als jemals einer seines Gleichen gehabt hat.

Hercules. „Und wenn auch (fuhr er fort) Jupiter so übermäßig gefällig wäre und sich zu allem brauchen lassen wollte, so muthen ihm die Leute offenbar mehr zu, als er mit dem besten Willen thun kann."

Jupiter. Nur zu wahr! nur gar zu wahr!

Hercules. Wie, Vater Jupiter? Du kannst nicht alles, was du willst?

Jupiter. Was ich will? Das kann ich freilich, mein guter Hercules! Und weißt du warum?

Hercules. Warum sonst, als weil du Jupiter bist?

Jupiter. Schlecht gerathen, mein Sohn! Ich kann, was ich will, weil ich nichts will, als was ich kann.

Hercules. Du kannst also, wie ich höre, nicht alles?

Jupiter (lächelnd). Es liegt blos an einem paar Kleinigkeiten, über die ich noch nicht habe Meister werden können.

Hercules. Und die sind? —

Jupiter. Fürs Erste, daß ich mit aller meiner Allgewalt nicht zuwege bringen kann, daß zweimal zwei mehr oder weniger als vier wären; und dann, daß ich, sobald die ganze Ursache von einem Dinge da ist, nicht verhindern kann, daß im nämlichen Augenblicke nicht auch die Wirkung erfolge. Du kannst dir nicht einbilden, mein Sohn, in was für enge Grenzen meine Allmacht blos durch diese zwei fatalen Schlagbäume eingeschränkt wird.

Hercules. Wie? wenn Jemand deinem großen Stellvertreter zu Olympia mit einem skythischen Waidmesser die Nase abhauen wollte, könntest du ihm den Arm nicht zurückhalten?

Jupiter. Wenn ich gleich neben ihm stände und es zu rechter Zeit gewahr würde, allerdings. Aber bis ich von hier aus zu Olympia angelangt wäre, könnte das ganze herrliche Werk des Phidias in tausend Stücke zerschlagen sein.

Hercules. Und wofür schmieden dir denn die Cyklopen Jahr aus Jahr ein so viele Donnerkeile?

Jupiter. Du begreifst doch, daß ich nicht immer mit zehn-

tausend Donnerkeilen in der Faust da stehen werde, um sie überall hinzuschleudern, wo sie nöthig wären. Und wenn ich es auch thun wollte, so könnte ich doch nicht machen, daß etwas, das einmal geschehen ist, nicht geschehen wäre.

Hercules. Aber du kannst doch machen, daß es nicht geschieht.

Jupiter. Ja, in sofern die Ursache, wodurch es geschieht, nicht vorhanden ist.

Hercules. Eben die Ursache, meine ich, ist es, mit der du es zu thun hast. Du mußt sie verhindern, Ursache zu werden.

Jupiter. Aber wenn sie es nun einmal ist?

Hercules. Mit allem Respekt gesprochen, Jupiter, du machst mich ungeduldig. Als der Centaur Nessus vor meinen Augen mit der schönen Dejanira davon laufen wollte, wußte ich ihn sehr gut zu verhindern, die Ursache ihrer Entführung zu werden. Ich schickte ihm einen meiner Pfeile nach und traf ihn so richtig, daß er die schöne Beute fahren lassen mußte.

Jupiter. Das kam blos daher, weil der Centaur Nessus zwar die Ursache war, die mit der schönen Dejanira davon lief, aber nicht die Ursache, die ihre Entführung zu Stande brachte. Sage mir einmal, als du unter den Mägden der Königin Omphale in Lydien in Weiberkleidern am Spinnrocken saßest und ihren Pantoffel an deinen Ohren fühltest, wenn du den Faden zu dünn oder zu dick zogst, glaubtest du etwa, eine Rolle zu spielen, die dem Sohne Jupiters und Alkmenens große Ehre machte?

Hercules. Nein, bei Hebens Nektarschale! das glaubt' ich nicht.

Jupiter. Und du konntest dich zu solchen Unwürdigkeiten erniedrigen?

Hercules. Ich that, was ich nicht lassen konnte.

Jupiter. So? und warum das?

Hercules. Weil mich die Liebe überwältiget hatte.

Jupiter. Und wie kam die Liebe dazu, einen Mann von deiner Stärke zu überwältigen?

Hercules. Um Verzeihung, Jupiter! wenn du das fragen kannst, so mußt du die schöne Omphale nie gesehen haben. Es wäre wahrlich dir selbst, mit allem Respekt zu sagen, nicht besser ergangen als mir.

Jupiter. Lassen wir das! — Du gestehst also, daß die Augen der schönen Omphale Wirkungen thaten, denen man nicht entgehen konnte. Und doch hättest du es können, mein Sohn, wenn du gewollt hättest.

Hercules. Wie hätte ich das machen sollen?

Jupiter. Das unfehlbarste Mittel, wodurch du es ihren

Augen unmöglich machen konntest, eine so tyrannische Gewalt an dir auszuüben, war, die deinigen — zuzuthun.

Hercules. So hätte ich die Augen zuthun müssen, ehe ich sie sah; denn sobald ich sie einmal gesehen hatte, war mir's schon unmöglich, sie nicht immer sehen zu wollen.

Jupiter. Du erfuhrst also bei dieser Gelegenheit, daß es Ursachen giebt, deren Wirkung sich nicht immer verhindern läßt.

Hercules. Freilich, eine Leidenschaft wie die Liebe —

Jupiter. Die Leidenschaften der Menschen sind es eben, mein Sohn, was mir meinen Plan, wenn ich einen mit ihnen hätte, alle Augenblicke verrücken würde. Ich überlasse sie also gewöhnlich ihrer eigenen Thorheit. Sie haben just Vernunft genug, es immer hinterdrein zu merken, wenn sie was recht Albernes gethan haben, und so werden sie endlich durch lauter Thorheiten klug; wiewohl meistens erst, wenn es ihnen nichts mehr helfen kann.

Hercules. Aber, mit Erlaubniß, das ist eine sonderbare Art zu regieren, wenn ich so frei reden darf.

Jupiter. Das ist sie auch. Doch will ich damit nicht gesagt haben, daß ich durch die Kenntniß, die ich von der Natur der Menschen und der Dinge, von welchen sie abhangen, besitze, nicht im Stande sei, einen gewissen Einfluß zu behaupten und Ursachen und Wirkungen so zu leiten, wie ich es für das Ganze am zuträglichsten halte. Aber daß ich mir Mühe geben sollte, einem Jeden seinen Willen zu thun, oder ihren Dank und Beifall verdienen zu wollen, das ist mir noch nie in den Sinn gekommen.

Hercules. Da hättest du auch ein Stück Arbeit zu verrichten, wogegen alle meine zwölf oder dreizehn weltberühmten Arbeiten nur Kinderspiel wären.

Jupiter. Es hieße das Unmögliche unternehmen, und das ist, wie gesagt, meines Thuns nicht. Um dir das begreiflich zu machen, mein Sohn, will ich nur dies Einzige anführen, daß nichts in der Welt entgegengesetzter sein kann, als meine Art von den Sachen zu denken und die ihrige.

Hercules. Wie meinst du das eigentlich, Herr Vater?

Jupiter. Ich will dir ein kleines Beispiel geben. Neulich machte, ich weiß nicht, welcher Epigrammendrechsler zu Rom ein paar unverschämte Verse, um sich darüber aufzuhalten, daß ein pfiffiger Kerl, der durch Cäsars Gunst aus einem Barbier ein Senator und ein reicher Mann geworden war, von seinen Erben ein marmornes Grabmal bekommen hatte. „Wie", sagte der Witzling, „der Barbier Licinus soll ein Grabmal von Marmor haben? und Pompejus hat nur einen schlechten Grabstein, Cato gar keinen! Wer kann das sehen und noch Götter glauben?" — Der Mensch

bildete sich ein, ein gewaltiges Argument gegen uns aufgetrieben zu haben, und zehntausend Strohköpfe klatschten ihm Beifall zu.

Hercules. Das war dumm von ihnen! Pompejus konnte sich für das, was er gewesen war, immer an einem Sandstein begnügen; und ein Mann wie Cato braucht gar kein Grabmal: aber der Barbier mußte eines von Marmor haben, um die Eitelkeit seiner Erben zu befriedigen und der Nachwelt weiß zu machen, daß ihr Vetter ein großer Mann gewesen sei — das greift sich mit Händen.

Jupiter. Und gesetzt, es wäre Unrecht gewesen, daß Licinus ein marmornes Grabmal hatte und Cato gar keines, was ging das die Götter an? Hätte ich etwa das marmorne Grabmal zu Boden donnern, oder auf Catos Grab hinüber zaubern, oder diesem ein noch prächtigeres von Vulkan bauen lassen sollen? — Die Narren! Wenn sie ja glaubten, daß etwas über die Sache gesagt werden müsse, warum griffen sie nicht in ihren eigenen Busen? Warum sollen es die Götter entgelten, wenn die ausgearteten Römer alles Gefühl für Freiheit und Tugend und alle Scham vor ihrem eigenen Namen verloren haben?

Hercules. Gegen solches Gesindel wären ein paar Donnerkeile nicht übel angebracht.

Jupiter. Wo denkst du hin, Hercules? Was würde aus dem armen Menschengeschlechte werden, wenn ich alle ihre Dummheiten mit Donnerkeilen bestrafen wollte? Denn solche Urtheile und solche Schlüsse höre ich alle Tage.

Hercules. Der Kerl mit dem Zottelhaar und dem Knotenstocke hatte also doch so Unrecht nicht?

Jupiter. Das brauchen wir ihm nun eben nicht so gleich ohne alle Einschränkung zuzugeben. Zwischen dir und mir ist's ein Andres, mein Sohn.

Hercules. Bei dieser Gelegenheit, Herr Vater, weil ich doch (was mir selten begegnet) im Fragen bin, dürft' ich nicht noch eine Frage thun?

Jupiter. Ich höre die Musen schon zur Tafel blasen; also mach' es kurz!

Hercules (indem er Jupitern scharf in die Augen sieht). Es betrifft einen Punkt, worüber Niemand bessere Auskunft geben kann als du. Ist es wirklich an dem, daß ich die Ehre habe, dein Sohn zu sein, Jupiter?

Jupiter. Woher kommt dir auf einmal dieser demüthige Zweifel? Hast du nicht Thaten genug gethan, um dich als einen Sohn Jupiters zu erweisen?

Hercules. Aufrichtig zu reden, wenn man alles davon abzieht, was die Poeten nach Handwerksgebrauch dazu gelogen

haben, so möchte ich mit dem Uebrigen zu Stande gekommen sein, wenn auch nur Amphitryon mein Vater gewesen wäre.

Jupiter. Das ist mehr, als Amphitryon selber glaubte. Deine Mutter Alkmene konnte es mit jeder Europa, Danae, Semele und Leda aufnehmen, und ich dächte, du könntest mit dem Vater zufrieden sein, den sie dir gegeben hat. Ist dir's nicht genug, daß du von den Menschen für meinen Sohn gehalten und von mir selbst nicht verläugnet wirst? Was verlangst du mehr?

Hercules. Ich spreche mit dem Herzen in der Hand. Am Ende kann Einer doch weder mehr noch weniger sein, als er ist, wofür er auch von Andern gehalten werden mag. Wenn ich also dem, was ich bin, die Ehre, die mir erwiesen wird, zu danken habe —

Jupiter. Nun, nun, Herr Sohn! gar zu genau müssen solche Dinge nicht berechnet werden. Auf der Geburt und den Verdiensten der Göttersöhne muß immer ein heiliger Schleier von etwas dichtem Gewebe liegen, und mit Grübeln kommt dabei nicht viel heraus. Genug, mein lieber Hercules, daß du nun einmal im Besitz der Göttertafel und der schönen Hebe bist. Beide erwarten dich. Wir wollen gehen!

II.

Diva Julia, bekannter unter dem Namen **Livia Augusta**, und **Diva Faustina** die Jüngere, hernach **D. Augustus** und **D. Marcus Aurelius**.

Livia. Woher, schöne Faustina, wenn man fragen darf?

Faustina. Von Rom, Julia. Die Lust kam mich an, einem hochzeitlichen Opfer beizuwohnen, das die Tochter eines Konsulars dem Dekret des Senats zufolge auf meinem Altare darbrachte.

Livia. Und das sagst du mir, ohne roth zu werden, Faustina?

Faustina (erröthend). Ich? worüber sollte ich roth werden?

Livia. Die Frage ist sonderbar genug! Hat man dich etwa vorher aus dem Lethe trinken lassen, ehe du in den Olymp aufgenommen wurdest, wo die Hochachtung der Römer für deinen Vater und für deinen Gemahl dir einen Platz verschaffte? — Warum wurdest du denn jetzt roth?

Faustina. Das ist meine Art so, Julia; ich erröthe immer, wenn man will, daß ich erröthen soll.

Livia. Das gute sanftmüthige Weibchen! Wolltest du mir wohl, weil du doch so gefällig bist, im Vertrauen sagen, ob du jemals in deinem Leben Jemand etwas abgeschlagen hast?

Faustina. Wenigstens erinnere ich mich nicht, daß es durch meine Schuld geschehen wäre.

Livia. Das ist sehr aufrichtig gesprochen!

Faustina. Wie so, Julia?

Livia. Du bist auch gar zu naiv für die Gemahlin eines so großen Philosophen, wie dein guter Marcus war!

Faustina. Ich begreife nicht, was ich so Naives gesagt haben sollte.

Livia (lachend). Du hast also wirklich in deinem Leben Niemand etwas abgeschlagen?

Faustina. Meine Macht war sehr eingeschränkt; und wiewohl mein Gemahl viel Liebe für mich hatte, so wagte ich es doch nur selten, ihn für Jemand um eine Gnade zu bitten, weil ich wußte, wie unangenehm es ihm war, wenn er mir nicht gefällig sein konnte. „Marcus Aurelius", pflegte er zu sagen, „kann so viel Gutes thun, als sein Privatvermögen erlaubt; aber der Kaiser ist der Gerechtigkeit so viel schuldig, daß ihm keine Gnaden zu erweisen übrig bleiben." Indessen war ich für mich selbst reich genug, um selten in den Fall zu kommen, daß ich eine Bitte aus Mangel an Vermögen abweisen mußte. Und wenn es auch geschah, so benahm ich mich wenigstens so dabei, daß die Leute beinahe eben so vergnügt von mir weggingen, als ob sie ihres Wunsches gewährt worden wären.

Livia. Wir verstehen uns nicht, holde Faustina; die Rede war gar nicht von dieser Art von Gefälligkeit. —

Faustina. Und von was für einer andern könnte zwischen dir und mir die Rede sein? Du warst die Erste, die den Namen Augusta trug, und mußt also doch wohl aus eigner Erfahrung wissen, daß eine Frau mit diesem Namen ziemlich sicher davor ist, um andere Gefälligkeiten angesprochen zu werden.

Livia. Eben deswegen soll es, wie man sagt, so mildherzige Göttinnen geben, die mit zuvorkommender Güte den ersten Schritt selber thun und auch den blödesten Sterblichen zu überzeugen wissen, daß man nichts wage, wenn man bei ihnen alles wagt.

Faustina. So? — Ich für meine Person habe immer gern das Beste von meinem Geschlechte gedacht.

Livia. Man hat oft ganz eigene Ursachen, so nachsichtsvoll zu sein.

Faustina (empfindlich). Ich weiß nicht, was dich berechtigen könnte, eine solche Sprache gegen mich zu führen. Doch wohl nicht der Stolz darauf, die Ehre der Apotheose, die dein eigner Sohn dir zu ertheilen Bedenken trug, endlich von einem Claudius erhalten zu haben? Ich war die Tochter, die Gemahlin und die Mutter eines Augustus, und begreife nichts von der Freiheit, die du dir gegen mich herausnimmst.

Livia. Wie, Faustina? Vorhin hofftest du, mir mit der Miene der naiven Unschuld einer jungen Vestalin auszuweichen, und jetzt glaubst du mich durch diesen vornehmen Ton stumm zu machen? Wie kannst du, ohne vor Scham in die Erde zu sinken, dich nur erinnern, geschweige noch stolz darauf sein, daß du die Mutter eines Commodus warst?

Faustina. Hast du auch etwa von dem schönen Märchen gehört, das die Fischweiber zu Rom einander erzählten, um sich das mächtige Wunder zu erklären, warum mein Sohn ein so großer Liebhaber von Gladiatorspielen war?

Livia. Ich habe etwas gehört, Faustina, das mir noch mehr erklärt; das mir erklärt, wie natürlich es zuging, daß dein Sohn — selbst ein Gladiator war. Wenigstens wirst du nicht läugnen wollen, daß er auch nicht eine Ader von dem tugendhaften Manne hatte, der schwach genug war, sich für seinen Vater zu halten!

Faustina. War Antonius Commodus etwa der erste Sohn eines vortrefflichen Vaters, der aus der Art schlug? Wenn du so billig sein wolltest, zu bedenken, in welchem Grade die Römer dieser Zeiten verderbt waren; wie wenig der weise Marc-Aurel selbst diese Hefen des Romulus zu reinigen vermochte; von was für Menschen der Erbe des Throns der Cäsarn trotz aller Sorge, die sein Vater für seine Erziehung trug, schon in seinen frühesten Jahren umlagert war; — wenn du bedächtest, daß die edelste Jugend von Rom, daß sogar Männer, die seiner Erziehung vorgesetzt waren, zu einer Zeit, da es Pflicht war, ihn nichts als Wahrheit hören, nichts als gute Beispiele sehen zu lassen, in die Wette eiferten, seinen Verstand durch die niedrigsten Schmeicheleien, seine Sinne durch die schändlichsten Gefälligkeiten zu verführen und jeden Keim von Gerechtigkeit und Menschlichkeit in seinem Herzen zu ersticken, indem sie ihm in den Kopf setzten, daß dem Herrn der Welt alles erlaubt sei, daß er selbst über alle Gesetze, und sein bloßer Wille das Gesetz aller Uebrigen sei: wenn du das alles, wie es doch billig wäre, mit in Rechnung bringen wolltest, würdest du vielleicht finden, daß es in dem ordentlichen Laufe der Natur kaum möglich war, daß etwas Besseres als ein Ungeheuer aus ihm werden konnte. Aber auch ohne dies sehe ich nicht, warum die Mutter eines Tiberius, die Großmutter eines Claudius,

und die Aeltermutter eines Caligula — mir das Unglück, den Römern, die nichts Besseres werth waren, einen Commodus gegeben zu haben, zum Vorwurf machen dürfe!

Livia. Ich gestehe, daß Caligula und Claudius der Julischen Familie nicht mehr Ehre gemacht haben als Commodus den Antoninen. Alles, was du zur Entschuldigung des letztern gesagt hast, kommt auch den erstern zu Statten. Die tugendhafteste aller Mütter kann in unserm ehemaligen Stande den Unstern haben, einen Sohn in die Welt zu setzen, der für das Glück der Menschen nie hätte geboren werden sollen. Aber! um ohne Vorwurf deswegen zu sein, muß Diejenige, die ein solches Unglück trifft, sich nicht muthwillig in den Fall gesetzt haben, Gladiatoren oder Bootsknechte in eine edle Familie einzuschwärzen.

Faustina. Und welche Frau, die nur das mindeste Gefühl für Ehre hat, könnte fähig sein, sich so wegzuwerfen?

Livia. Wie? du kennest keine solche Frau? — Ich komme auf meine vorige Vermuthung zurück; du mußt einen starken Zug aus dem Lethe gethan haben, ehe du in den Olymp versetzt wurdest! Wie wäre es sonst möglich, daß du die Bootsknechte zu Bajä vergessen haben könntest?

Faustina. Die Bootsknechte zu Bajä? — Entweder ich träume, oder du sprichst im Fieber?

Livia. Keines von beiden, Faustina! du hörest nichts, als was du dir selbst bewußt bist, was ganz Bajä von dir sagt, und was die ganze Welt glaubt, und trotz deiner Apotheose glauben wird, so lange die Geschichte den Namen Faustina nennt.

Faustina. Du erschreckst mich, Livia! — Gute Götter! Die Welt ist, wie ich höre, boshafter, als ich mir einbildete. Nie hätte ich mir vorgestellt, daß die giftigste Lästerzunge in etwas, das im Grunde die unschuldigste Sache von der Welt war, Stoff zu einer so wenig verdienten Verläumdung finden könnte! — Höre, Diva Julia! ich bin nun eine Göttin wie du, und ich verschmähe es, mich für besser geben zu wollen, als ich war. Ich läugne nicht, daß ich in meinem Erdenleben ein schwindliges kurzsichtiges Geschöpf gewesen bin. Leichtsinn und gutes Herz machten die Grundzüge meines Charakters aus; und das Glück oder Unglück, als einzige Tochter des Herrn der römischen Welt geboren zu sein, war nicht sehr geschickt, mich vor den Fehlern zu verwahren, wozu diese Sinnesart die Anlage ist. Ich war fähig, in der Fröhlichkeit meines Herzens unbesonnene Dinge zu thun, weil ich sie bei einer Person von meinem Rang für unbedeutend hielt und mir nicht einfallen ließ, daß Jemand Arges bei einer Sache denken könne, bei der ich selbst nichts Arges dachte. Ich zweifle sehr, ob mir in meinem ganzen Leben jemals der Gedanke aufstieß,

die Welt könnte irgend einer meiner Handlungen eine meinem Ruhm nachtheilige Deutung geben. Aber nun, da du mir auf einmal die Augen öffnest, besinne ich mich einer kleinen närrischen Begebenheit, die, indem sie nach und nach durch tausend ungewaschene Mäuler lief, endlich die Gestalt der schändlichen Lüge bekommen konnte, welche, wie es scheint, auf Unkosten meiner Ehre herum geflüstert wurde, und endlich auch zu deinen Ohren gekommen ist. Höre mich an, wenn du geneigt bist, das Wahre von der Sache zu hören!

Livia. Sehr gerne. Setzen wir uns dazu unter diese Rosenlaube.

Faustina. Ich hielt mich öfters einige Wochen zu Bajä auf einer Villa auf, die ich von meiner Mutter geerbt hatte. Eine Galerie der Villa stieß unmittelbar an den Quai des luciner Sees. Ich befand mich eines Abends mit verschiedenen römischen Damen, mit welchen ich sehr vertraut umging, in dieser Galerie. Eine lebhafte und von allem Hofzwang entbundene Fröhlichkeit, die nicht selten über die Grenzen des strengern Wohlstandes hinaus schweifte, war der herrschende Geist dieser ländlichen Partien, wodurch ich mich für die lange Weile entschädigte, die mir (warum sollt' ich es läugnen?) die gutartige, aber etwas traurige Ernsthaftigkeit meines Philosophen machte, der, mit aller Hochachtung, die er mir einflößte, für eine junge Frau von meiner Sinnesart einen zu langen Bart und zu strenge Grundsätze hatte, um ihr nicht zuweilen durch seine Zärtlichkeit selbst ein wenig lästig zu sein. Denke dir also eine noch junge Kaiserin, wie ich damals war, mitten in einem Zirkel der lebhaftesten und, wenn du willst, leichtfertigsten römischen Frauen aus der ersten Klasse, unter dem schönsten Himmel der Welt und in dieser Zauberluft von Bajä, dem Orte, der unter allen in der Welt (das einzige Daphne in Syrien vielleicht ausgenommen) am wenigsten zum Aufenthalt der Weisheit gemacht ist, und wo sogar Antonin (wenn er sich etliche Tage von den Geschäften losreißen konnte, mich mit einem Besuche zu überraschen) seine ernste Stirn entfaltete und, von der allgemeinen guten Laune angesteckt, an den Spielen und Kindereien meines kleinen Hofes sich zu ergötzen pflegte — denke dir, mit Einem Worte, Faustinen in ihrer bajanischen Villa und stimme, wenn du kannst, zum voraus den Ton deiner Seele von der Majestät der Gemahlin des feierlichen Cäsar Augustus so weit herab, um das, was ich dir zu bekennen habe, mit einiger Nachsicht anzuhören!

In einem engern Ausschuß dieser Gesellschaft — von welcher alle Männer ausgeschlossen waren — befand ich mich einmal an einem schönen Abend in der besagten Galerie; und indem wir uns

an dem Anblick einer Menge von Ruderschiffen aller Arten, die den Hafen bedeckten, und an dem bunten Gewimmel von Leben und Geschäftigkeit, das wir vor uns sahen, ergötzten, machte uns Popilia, eine meiner Freundinnen, mit einem lauten Ausruf etliche junge Bootsleute bemerken, deren schöne Gestalt unter einer nicht geringen Anzahl wohlgebildeter Matrosen, womit diese Schiffe bemannt waren, stark genug hervorstach, um unsre Augen auf sich zu ziehen. Die Galerie, worin wir uns befanden, war mit auserlesenen Bildsäulen und Büsten von griechischen Meistern ausgeziert, unter welchen vorzüglich ein junger Hercules, ein Mercur und ein Bacchus, der den Arm um Ariadne schlang, für Werke von der höchsten Schönheit anerkannt waren. Auf einmal fiel es Popilien (die auf den Namen einer großen Kunstkennerin Anspruch machte) ein, zu behaupten, daß keine dieser drei Bildsäulen eine Vergleichung mit den jungen Matrosen, die sie uns gezeigt hatte, aushalten könnte. Es entstand darüber ein lebhafter Streit zwischen ihr und ein paar Andern, die sich für die Bildsäulen erklärten, und in kurzer Zeit theilte sich die ganze Gesellschaft in zwei Parteien. Dieser scherzhafte Zank, der mit eben so viel Witz als Urbanität verlängert wurde, belustigte mich dermaßen, daß ich mich unvermerkt selbst hinein ziehen ließ und mit etwas mehr Wärme, als nöthig war, die Partei meiner Bildsäulen nahm. Nun erhitzte sich der Streit immer mehr; und da sich kein Theil für überwunden bekennen wollte, so schien es zu beiderseitigem Verdruß unmöglich, ein Mittel zur Beilegung unsers Handels ausfindig zu machen. Endlich rief Popilia: „Auf diesem Wege werden wir nie auseinander kommen; aber ich setze drei meiner schönsten ägyptischen Zwerge gegen diesen jungen Hercules, daß ich Recht behalten werde, wenn die Kaiserin es auf einen Augenschein ankommen lassen will, wobei wir die Vergleichung gelassen und ungehindert anstellen können." Dieser närrische Einfall wurde anfangs mit allgemeinem Gelächter aufgenommen; aber je länger über ihn und seine Urheberin gescherzt wurde, desto besser leuchtete er uns ein, und zuletzt gestand man, daß es das einzige Mittel sei, unsre Fehde zu entscheiden. Alle drangen in mich, zu Popiliens Vorschlage ja zu sagen; keiner Einzigen stieg der mindeste Zweifel über die Unfüglichkeit der Sache auf, und ich selbst ließ mich überreden, daß nichts unschuldiger in der Welt sein könne, als einen Wettkampf zwischen Natur und Kunst auf diese Art auszumachen. — In der That war es mein Glück, daß dergleichen Einfälle etwas Seltenes bei mir waren; denn ich glaube selbst, daß ich mit einem ungenügsamern Temperamente, als das meinige war, gar wohl eine zweite Messalina hätte werden können; so wenig Zeit pflegte ich zwischen

den ersten besten Einfall, der mich anwandelte, und seine Ausführung zu setzen. Warum, dachte ich, — und so dachten alle meine Römerinnen, die zum Theil bei eben so viel Unbesonnenheit viel wärmeres Blut hatten als ich — warum sollte eine Frau, der die ganze Welt zu Gebote steht, sich eine Befriedigung versagen, die ihr einen bloßen Wink kostet? Kurz, Julia, das bedeutsame Ja wurde ausgesprochen; Popilia ertheilte etlichen Eunuchen meinen Befehl, und in einer Stunde traten fünf oder sechs junge Männer so, wie sie aus dem Bade kamen (wo die Eunuchen sie zu diesem Wettkampfe vorbereitet hatten), mit einem Bewußtsein ihres Vorzugs über unsre Statuen herein, der dem Streit auf einmal ein Ende machte. Denn beim ersten Anblick liefen wir Alle mit großem Geschrei und in einer Verwirrung und Eilfertigkeit, die das einzigste Gemälde in seiner Art abgegeben hätte, davon; und Popilia, die kurz zuvor die herzhafteste von uns Allen gewesen war, hatte jetzt keine größere Furcht, als unter den Fliehenden die letzte zu sein. Dieses Abenteuer gab uns mehrere Tage lang Stoff zu scherzhaften Unterhaltungen; indessen blieb es auf meiner Seite ohne alle Folgen, die Wunde ausgenommen, die es, wie ich sehe, meinem Ruhme beigebracht hat, wiewohl ich mir damals nicht das Geringste von einem solchen Erfolge träumen ließ. In der That war weder meine Einbildungskraft, noch mein Temperament so heiß, als manche Leute sich vorstellen mochten, die mich nicht kannten, und eben darum nur desto dreister über das, was vermöge meines Charakters möglich oder unmöglich war, urtheilten. Ich rechne mir eine Weisheit, die mir nichts kostete, zu keinem Verdienst an; hingegen ist es auch nicht billig, daß ich einer bloßen Unbesonnenheit wegen für Sünden büßen soll, die ich nicht begangen habe. Was aber Popilien und einige andere von meinen edeln Römerinnen betrifft, diese konnten sich freilich, wie ich in der Folge erfuhr, nicht so leicht von der Phantasie befreien, die zu rasch abgebrochene Untersuchung in der Stille ohne so viele Zeugen wieder vorzunehmen. Die Nebenbuhler meiner Bildsäulen wurden mehrere Nächte hindurch heimlich in den Palast eingeführt und vielleicht wohl gar absichtlich in dem Wahn unterhalten, daß es die Kaiserin selbst sei, die dem Seewesen eine so unverhoffte Ehre erweise.

Dies, ehrwürdige Augusta, ist — zwei oder drei kleine Verirrungen der Augen oder des Herzens ausgenommen — das einzige zweideutige Abenteuer, worein mich die arglose Fröhlichkeit meiner Gemüthsart in meinem ganzen Leben verwickelt hat. Du kannst mir glauben oder nicht glauben, wie es dir beliebt; aber ich begreife nun aus meiner eigenen Erfahrung, wie es zugehen konnte, daß die liebenswürdige Julia, deine Stieftochter, auf eine

so grausame Art das Opfer der Verläumdung und einer zu ihrem Untergang verschwornen Kabale werden konnte, ohne vielleicht strafbarer gewesen zu sein als ich.

Livia. Mich wundert nicht, schöne Faustina, daß du dich einer Person annimmst, die dir so ähnlich war. Ich verlange nicht, zu entscheiden, ob du die Ehre verdientest, die Gattin eines Marc-Aurel zu sein; aber gewiß war diese Julia, die du aus Sympathie so zärtlich in deinen Schutz nimmst, höchst unwürdig, die Tochter Augusts zu heißen!

Faustina. Auch die sanfteste Taube ist nicht ohne Galle, Livia! Du reizest die meinige zu sehr, als daß ich dich länger schonen könnte. Stolzes, bösartiges Weib! Glaubst du, der bessere Theil der Welt lasse sich eben so wie der große Haufe durch die Larve der Weisheit täuschen, hinter welche du das hassenswürdigste aller Laster — wenn es auch das einzige gewesen wäre, das man dir vorzuwerfen hatte — zu verbergen wußtest? Die schöne Julia wurde mit allen ihren Fehlern von dem römischen Volke mit Entzückung geliebt; denn ihre Fehler schadeten Niemand als ihr selbst. An dir war sogar die Tugend hassenswürdig, denn sie war die Mitschuldige und Hehlerin deiner Laster. Ein zu warmes Herz und ein zu leichtes Blut war die einzige Quelle der Fehltritte der unglücklichen Julia; oder vielmehr, ihr größter Fehler war, daß sie nicht schlimm genug von dir dachte und dir leichtsinniger Weise die Dolche selbst in die Hände spielte, womit du ihre Ehre und das Glück ihres Lebens ermordetest. Zu den Verbrechen, deren sie von ihren Feinden — und wann hatte sie jemals andere als dich und deinen Anhang? — beschuldiget wurde, gehörte nur Leichtsinn und allzu große Sicherheit auf ihre Vorzüge und auf die Rechte, die sie an die allgemeine Liebe der Römer hatte; aber der Verbrechen, die du begehen mußtest, um eine so liebenswürdige Tochter aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen, ist nur eine schwarze Seele fähig! Schmeichle dir nicht, Livia, daß der Zauber, womit du die Augen eines leichtgläubigen Gemahls zu verblenden wußtest, seine Kraft bis auf die Nachwelt erstrecke! Dein Inwendiges, das du mit einer so seltenen Gewalt über dich selbst vor deinen Zeitgenossen zu verbergen wußtest, liegt blos und aufgedeckt vor ihr; und anstatt eine wohlthätige Schutzgöttin Roms — der das Reich, wie deine Schmeichler sagten, alle Tugenden Augusts und alle Glückseligkeiten seiner milden Regierung zu danken habe — in dir zu ehren, sieht und verabscheut sie in dir die unerbittliche Verfolgerin einer Unglücklichen, deren Reize die deinigen verdunkelten, — die Mörderin ihrer Kinder, die zwischen den deinigen und dem Throne der Welt standen, den du, wie viele Verbrechen er dir auch kosten möchte, keinem Andern überlassen

wolltest, und — warum sollte man von einem Weibe, die ihrer Herrschsucht jedes Gefühl der Menschheit aufzuopfern fähig war, nicht das Aergste glauben? — die Mörderin deines eigenen Gemahls, dessen Tage du abkürztest, um den Folgen seiner geheimen Zusammenkunft mit dem jungen Agrippa zuvorzukommen und deinem würdigen Sohn eine Erbfolge zuzuwenden, an welche der einzige noch lebende Enkel Augusts ein ganz anderes Recht in den Augen der Römer hatte als der Sohn des Claudius Nero und der Livia Drusilla.

Livia. Hat das sanfte Täubchen sich nun seiner Galle entlediget? oder ist noch eine Lästerung zurück, welcher du Luft machen mußt, um eine Person, deren bloßer Anblick ein stillschweigender Vorwurf deiner Unwürdigkeit ist, wo möglich so tief herabzusetzen, daß du dir schmeicheln könntest, in Vergleichung mit ihr unschuldig zu sein?

Faustina. Vergieb mir eine Hitze, die nie in meinem Charakter war, und wozu du selbst mich gar zu sehr gereizt hast! Ich möchte dir nicht Unrecht thun, wie sehr auch die Anscheinungen gegen dich sind. Meine eigene Erfahrung sollte mich billig behutsamer gemacht haben; und überdies war der Unterschied zwischen deiner Sinnesart und der meinigen zu groß, als daß ich nicht Gefahr laufen sollte, dich falsch zu beurtheilen, wenn ich dich nach mir beurtheile.

Livia. Schwaches, zu einer ewigen Kindheit verurtheiltes Seelchen, laß dich nichts gereuen, was du jemals gethan oder gesprochen hast! denn du kannst nichts sprechen noch thun, was dir zugerechnet werden könnte. Geschöpfe deiner Art gleiten unbedeutend und ohne Spur hinter sich zu lassen wie Schatten durch das Leben hin und sind nicht einmal der Verachtung werth, womit die Menschen den Mangel an Verdienst und Tugend zu bestrafen pflegen. Es wäre lächerlich von mir, wenn ich mich gegen deine Beschuldigungen vertheidigen wollte. Wie sollte deine kleine Kinderhand den Maßstab fassen können, womit eine Seele wie die meinige gemessen werden muß? Die Natur hatte dich zu einer kleinen Leierspielerin oder Tänzerin zugeschnitten; der Zufall legte dich in die Wiege einer Kaiserin, und dann in das Ehebett eines Kaisers, — der es zu einer Zeit war, wo der alltäglichste Mensch den Stuhl des Augustus ausfüllen konnte, ohne weder seinen Geist, noch solche Gehülfen, wie August zu Ausführung seines großen Werkes bedurfte, nöthig zu haben. Zu meiner Zeit erforderte es eine Klugheit, die ihr Ziel nie aus den Augen verlor, eine Wachsamkeit, die nie einschlummerte, die Geschicklichkeit, alles vorauszusehen, alles vorzubereiten, allem vorzubeugen, alles zu rechter Zeit und auf die rechte Art zu thun, mit jedem Winde zu segeln, jeden Zufall, wie unerwartet, wie hinderlich er

unsern Absichten war, zu ihrem Vortheil anzuwenden, mit Einem Wort, eine Verbindung aller möglichen Lebens- und Regierungskünste, wenn man die erste Rolle auf dem Weltschauplatze gut spielen wollte. Ein einziger Fehltritt wäre genug gewesen, um die Arbeit vieler Jahre vielleicht unwiederbringlich verloren zu haben. Und, indem ich so viele Künste nannte, die der erste August in sich vereinigen mußte, hätte ich doch beinahe die schwerste und unentbehrlichste von allen vergessen, die große Kunst, alle diese Künste zu verbergen und, indem wir immer blos unsern eigenen Zweck verfolgen, dem Ansehen nach blos für Andre zu arbeiten; nichts zu scheinen, als was Andre wollen, daß wir sein sollen; die Miene zu haben, als ob man einem Jeden traue, sich von einem Jeden täuschen lasse, durch Jedermanns Augen sehe, mit Jedermanns Ohren höre, eines Jeden Sache zu seiner eigenen mache. — Doch, zu wem sage ich das alles? Wie sollte Faustina dazu gekommen sein, sich einen Begriff davon machen zu können, was Augustus den Römern, und was Livia dem Augustus war? Oder von wem sollte sie gelernt haben, daß Seelen, die von der Natur selbst dazu bestimmt wurden, sich die übrigen zu unterwerfen und einen alles umfassenden Wirkungskreis auszufüllen, aus ihrem Standpunkte natürlicher Weise alles anders sehen müssen als diejenigen, die nur eine Spanne weit um sich herum sehen; daß in ihren Augen jedes Mittel gut ist, das am sichersten zum Endzweck führt; und daß sie entweder das nicht wären, was sie sind, oder immer bereit sein müssen, dem, was ihr letztes Ziel ist, alles andere Interesse, alle andern Gefühle, Verhältnisse und Rücksichten aufzuopfern?

Faustina. Wie glücklich preise ich mich, daß die Natur mich nicht dazu bestimmte, eine dieser großen Seelen zu sein und eine so hohe Rolle zu spielen, als die von einer Medea, Klytemnestra, Semiramis, Kleopatra oder Livia! Die meinige war, immer fröhlich zu sein und, so viel an mir lag, alles froh zu machen, was um mich war. Immerhin mag ich mit dieser Art zu denken klein und unbedeutend in deinen Augen sein, Julia! Mein höchster Ehrgeiz ging nie weiter, als das ehrenvolle Zeugniß zu verdienen, welches mein Gemahl von seiner Zufriedenheit mit meiner Gemüthsart und unserer langen Verbindung öffentlich abgelegt hat. Mein stolzester Wunsch ist dadurch befriediget; und selbst die Ehre, unter die Schutzgötter Roms aufgenommen zu sein, schmeichelt meinem Herzen weniger als der Gedanke, ein solches Denkmal von Marcus Aurelius erhalten zu haben, und mir bewußt zu sein, daß ich es verdiente.

(Augustus und Marcus Aurelius treten hinter dem Gebüsche hervor.)

August. Wir sind unbemerkte Zuhörer eurer Unterredung gewesen, schöne Göttinnen, und wir kommen, Friede zwischen euch zu stiften.

Faustina. Hier ist meine Hand! Wenn ich nicht ganz ohne Galle bin, so bin ich doch ohne Groll; ich erkenne alle Vorzüge der erhabenen Gemahlin eines Cäsar Augustus, und es ist nichts, was ich nicht thun wollte, um einen freundlichern Blick als diesen von ihr zu erhalten.

Livia (halb lächelnd). Kleine Zauberin! Wer könnte so unbillig sein, dich dafür zu bestrafen, daß die Weisheit zu wenig und die Grazien zu viel für dich gethan haben?

Marc-Aurel. Die Weisheit, Diva Julia, that gerade genug für sie, indem sie ihr diese gefällige und leicht zu lenkende Gemüthsart, diese Liebe zu ihrem Manne und zu ihren Kindern, und dieses einfache, bescheidene und genügsame Wesen gab, wofür ich den Göttern so oft, als für einen nicht geringen Theil meiner Glückseligkeit, zu danken pflegte; und wofern die Grazien zu viel für sie gethan haben sollten, so müßte es nur deswegen sein, weil sie, mit einem kleinern Antheil an äußerlichen Reizen und mit einer weniger leichten und fröhlichen Sinnesart, der Verläumdung, welcher in unsern Tagen so schwer zu entrinnen war, vielleicht weniger ausgesetzt gewesen wäre. Aber wer ist ohne Mängel? und was könnte uns, da wir einst Menschen waren, berechtigen, einander nichts zu gute zu halten?

August. Wir hatten beide, Marcus Aurelius und ich, jeder an seinem Platze, große Ursache, den Göttern zu danken; er, daß sie ihm die sanfte, gefällige Faustina, ich, daß sie mir diesen weiblichen Ulysses (wie mein toller Urenkel sie in einem seiner hellen Augenblicke nannte) zur Gefährtin des Lebens gaben. Jeder von uns empfing, was für ihn das Beste war, und jeder fühlte und kannte den Werth dessen, was er besaß. Warum wolltet ihr, da keine Eifersucht zwischen euch stattfinden kann, einander nicht so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen als das römische Volk, welches euch beide einer Stelle unter seinen Göttern würdig gefunden hat?

Livia. Nichts weiter hiervon, August! — Deine Römer sind ein undankbares Volk. — Sie haben Faustinens Andenken durch die ehrenvollsten Dekrete verherrlichet. Was haben sie für mich gethan?

Marc-Aurel. Hätte Julia Augusta durch ein Dekret des Senats größer werden können, als sie durch sich selbst ist?

Livia (indem sie Faustinen umarmt). Was für einen guten Mann du hattest, Faustina!

III.

Jupiter Olympius, Lycinus, ein Bildhauer, und Athenagoras.

Die Scene ist im Tempel zu Olympia.

Lycinus (nachdem er den Gott lange mit stummer Entzückung betrachtet hat, sich vor ihm hinwerfend). Dank sei den Göttern, daß ich nicht aus dem Leben gehen mußte, ohne dieses göttlichsten Anblicks genossen und den König der Götter und der Menschen gegenwärtig angeschaut und angebetet zu haben.

Athenagoras. Wie? bist du auch einer von diesen starrblinden Elenden, die in einem von Händen gemachten Götzenbilde den Feind Gottes und der Menschen, das verworfene Oberhaupt der höllischen Geister, anbeten? Deinen Jahren und Gesichtszügen nach hielt ich dich für vernünftiger!

Lycinus (vor sich, indem er ihn starr ansieht). Was für ein Mensch kann das sein? Doch ich erkenne den Vogel an seinem Gesange. Ich muß ihm gar nichts antworten oder gelassen bleiben. — Wie ist's möglich, Freund, daß dieser zugleich so schauervolle und so herzerhebende Anblick, das Anschauen des Höchsten, was sich jemals einem über die Grenzen der Menschheit emporstrebenden Künstlergenius dargestellt hat, wie ist's möglich, daß es eine so unnatürliche Wirkung auf deine Seele thut?

Athenagoras. Schade um das schöne Elfenbein und das viele Gold, das die abgöttischen Eleaten auf eine so verdammliche Weise verschwendet haben, um das unwissende Volk in der Verblendung zu erhalten und die Ehre der Anbetung, die allein dem wahren Gotte gebührt, einem aus Thon gekneteten, mit Elephantenzähnen überzogenen und inwendig durch unzählige Sparren, Riegel und Latten zusammengehaltenen Kolosse zuzuwenden, der so hohl als der kindische Wahnglaube seiner Anbeter ist und Ratten und Mäusen zur Wohnung dient. Ein feiner Gott, daß ein vernünftiges Geschöpf die Knie vor ihm beugen soll!

Lycinus (fährt fort, während Athenagoras spricht, Jupitern mit unverwandten Augen zu betrachten, und giebt ihm keine Antwort).

Athenagoras (nach einer Pause). Du antwortest mir nicht, Götzendiener? Das war auch die klügste Partei, die du nehmen konntest! Was wolltest du gegen die sonnenhelle Wahrheit aufbringen?

Lycinus. Wenn du ein bloßer Sophist wärest, so würde ich dir vielleicht antworten: aber wer wird mit einem Blinden über die Wirkung von Licht und Farben, oder mit einem Stocktauben über den Zauber der Musik hadern?

Athenagoras. Du thust mir Unrecht, wenn du glaubst, daß ich die Kunst und die Vortrefflichkeit der Arbeit an diesem großen Werke des berühmten Phidias verkenne. Was ich verabscheue, ist blos der Mißbrauch, der von der Kunst gemacht wird, wenn man sie dem verdammlichen Götzenbilde huldigen läßt.

Lycinus. Du hast, mit Erlaubniß zu sagen, eine wunderliche Vorstellungsart. Wie kannst du ein Werk, welches gerade das höchste ist, was Genie und Kunst jemals hervorgebracht haben, einen Mißbrauch der Kunst nennen? Oder wie kann die Kunst edler angewandt werden, als durch sichtbare Darstellung eines Gottes die Sterblichen mit einem Gefühle zu durchdringen, das demjenigen ähnlich ist, womit sie das Erscheinen der Gottheit selbst erschüttern würde? Was wäre Theophanie, wenn es dieser Anblick nicht ist?

Athenagoras. Alles dies würde seine Richtigkeit haben, wenn die Rede von dem einzigen wahren Gotte wäre.

Lycinus. Was nennst du den einzigen wahren Gott?

Athenagoras. Welche Frage von einem vernünftigen Menschen! Wer könnte es anders sein als der unsichtbare, ewige, unerforschliche, allgegenwärtige Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde? — dessen Dasein sogar eure abgöttischen Vorfahren mitten in dem dicken Nebel, der ihren Verstand umhüllte, geahnet haben mußten, da sie ihm zu Athen unter dem Namen des unbekannten Gottes einen Altar widmeten.

Lycinus. Und willst du, daß Phidias diesen unsichtbaren, allgewaltigen, alles erfüllenden unbekannten Gott hätte abbilden sollen?

Athenagoras. Er kann gar nicht abgebildet werden! Das ewige Urwesen läßt sich so wenig in eine Idee als in eine sichtbare Gestalt einschränken.

Lycinus. Das versteht sich! Phidias hätte also deiner Meinung nach seinen Jupiter Olympius gar nicht machen sollen?

Athenagoras. Wie kannst du nur so eine Frage thun? Es war eine höchst frevelhafte Unternehmung, ein Bild zu machen, dessen Anblick einfältige Menschen zu Empfindungen verführt, die allein dem Gotte gebühren, der nicht abgebildet werden kann und in keinem von Menschenhänden gebauten Tempel wohnt.

Lycinus. Mich dünkt, wenn du dies aus deinem Grundsatze folgerst, so mußt du entweder die Religion aus der Welt verbannen, oder verlangen, daß die Menschen Empfindungen haben sollen, welchen kein Objekt in ihrer Vorstellung entspricht. Unsere ältesten Gesetzgeber hielten es in ihrer Weisheit für gut, das dunkle Gefühl einer höchsten Ursache aller Dinge, das sogar in den rohesten Naturmenschen schlummert, und immer von verschmitzten Betrügern auf tausenderlei Arten zu ihrem Nachtheil gemißbraucht

worden ist, zum gemeinen Besten der bürgerlichen Gesellschaft anzuwenden. Sie mußten also diesem Gefühl eine gewisse Bildung und Richtung geben; und wie konnten sie das, ohne es mit einem anschaulichen Gegenstande zu verbinden, dessen Vorstellung jenes Gefühl unmittelbar und lebhaft rege machte? Sie waren also in der Nothwendigkeit, an die Stelle dessen, was an sich selbst unerkennbar ist, etwas zu setzen, das im Grunde zwar ein bloßes Zeichen desselben, aber doch geschickt sein sollte, die Idee des Höchsten und Vollkommensten, was der Mensch sich anschaulich machen kann, in ihm zu erregen; und dies gab in den Zeiten, wo die bildenden Künste sich zu einer gewissen Höhe empor gearbeitet hatten, den menschlichen Götterbildern das Dasein. Denn wie sehr sich auch die Einbildungskraft des erfindungsreichsten Menschen anstrengen mag, es wird ihr ewig unmöglich bleiben, eine schönere, edlere und vollkommnere Gestalt zu erfinden als die menschliche. Da sie sich aber so selten oder niemals bei einzelnen Personen in ihrer ganzen Vollkommenheit zeigt, so geziemt es sich, wenn sie zu einem nicht ganz unwürdigen Zeichen der göttlichen Natur erhoben werden soll, sie nicht nur von allem, was sie durch die Zeit, die Leidenschaften und tausend andere zufällige Ursachen gelitten haben kann, zu reinigen, sondern sie auch, so viel möglich ist, noch zu veredeln und über sich selbst zu erheben, um ihr diese mehr als menschliche Größe und Schönheit, diese Erhabenheit über die Bedürfnisse und Sorgen der Sterblichen, diesen Geist der Unvergänglichkeit und ewigen Jugendkraft, kurz, diesen Charakter der Göttlichkeit zu geben, der die Götterbilder des Phidias so sehr über alle andern erhebt, wiewohl dieser große Künstler in Menschenbildern von mehr als Einem übertroffen wurde. Dies ist es, was er seinem Jupiter in einem so hohen Grade zu geben gewußt hat, daß ich versichert bin, du selbst trotz deiner Vorurtheile mußt dir Gewalt anthun, um das unfreiwillige Gefühl zurückzuhalten, das dich bei seinem Anblick überwältigt und vor ihm niederwirft. — Und dies, was das größte Verdienst des Künstlers ist, willst du ihm zum Verbrechen machen?

Athenagoras. Welche Verblendung! Wie? es sollte nicht das größte Verbrechen sein, dessen ein Bildner sich schuldig machen kann, wenn er alle Kräfte seiner Kunst aufbietet, um euerm Jupiter, dem nicht einmal ein ehrbarer Mensch gleich sein möchte, das wirkliche Ansehen eines Königs der Götter und der Menschen zu geben? Bei mir und bei allen Andern, deren Augen geöffnet sind, hat es keine Gefahr: aber daß Menschen, die von Kindheit an gewöhnt wurden, vor Götzen zu knien, eine Bildnerei wie diese hier nicht anschauen können, ohne in ihrer Abgötterei bestärkt zu werden, das fühle ich selbst, und das ist es eben, was ich dem Phidias nicht verzeihen kann.

Lycinus. Ich für meine Person finde nichts lustiger als die Menschen, die einander ihre Vorurtheile vorwerfen. Ich gestehe dir gerne zu, daß wir die unsrigen haben; aber die deinigen müssen, wenn ich es sagen darf, sehr dick auf deinen Augen liegen, wenn du nicht siehest, daß eben darin das höchste Verdienst des Künstlers liegt, daß er uns den König der Götter und der Menschen in einer Majestät dargestellt hat, die auf einmal alle Spuren der falschen Eindrücke auslöschen muß, welche die allegorischen Märchen der Dichter und die albernen Legenden der Mythologen in unserm Gehirne zurückgelassen haben können. Was braucht es mehr als einen Blick auf diesen Jupiter Olympius, um zu fühlen, daß nicht jener fabelhafte Jupiter, der sich als Schwan um den Busen einer Leda schlingt oder in goldenen Tropfen einer Danae in den Schooß regnet, sondern dieser hier der wahre Jupiter ist?

Athenagoras (lachend). Der wahre Jupiter! Das ist gerade, als wenn du von wahren Centauren und wahren Sirenen sprächest. Ha, ha, ha! der wahre Jup — Kyrie Eleison! was ist das?

Lycinus. Götter! was seh' ich? Ist's möglich, daß die Täuschung der Kunst so weit gehen kann? — Wie? der Gott belebt sich, ein überirdisches Feuer blitzt aus seinen Augen, er bewegt seine Augenbrauen, der Tempel erzittert, die Erde schwankt, ein Donnerschlag! —

Jupiter (mit wieder gesenkten Augenbrauen, lächelnd zu Athenagoras). Du bist ein grausamer Mensch, Athenagoras! Nimm mir, auf deine Gefahr, was du kannst: aber daß ich bin, was ich bin, das wirst du mir doch nicht in meiner eigenen Gegenwart abläugnen wollen?

Lycinus. Nun, weiser Athenagoras, oder wie du dich nennst, wie ist dir nun zu Muthe?

Athenagoras. O, auf dies war ich vorbereitet! — (Er macht eine Menge Kreuze vor sich und fängt an, Jupitern zu exorcisiren.) Apage Satanas! Ego exorcizo te in nomine —

Jupiter. Signa te signa temere me tangis et angis!

Athenagoras (fährt fort, sich zitternd zu bekreuzigen und Beschwörungsformeln zwischen den Zähnen zu murmeln).

Jupiter. Sei ruhig, närrischer Mensch! Du siehst ja, daß ich dir nichts zu thun begehre. Ich wollte dich nur überzeugen, daß Jupiter Olympius wirklich und wahrhaftig — Jupiter Olympius ist.

Athenagoras (für sich). Welche herrliche Bekräftigung unsrer Lehre, daß die Götzen der Heiden nichts Andres als die abtrünnigen Engel sind, die sich von diesen Betrogenen als Götter anbeten lassen und in dergleichen Bildern ihr Wesen treiben!

Jupiter. Was murmelst du da in deinen Bart hinein?

Athenagoras. Trotze nicht zu sehr auf die kurze Frist, die dir noch gegeben ist, verworfner Geist! Dein Reich wird, nur zu bald für dich, zu Ende gehen! Ich hoffe, den Tag noch zu erleben, da man deinen goldnen Bart in die Münze tragen und funkelneue Denarien daraus prägen wird.

Jupiter. Das ist, wie die Welt dermalen geht, nicht unmöglich. Ich hoffe, wohl noch tollere Dinge zu erleben.

Athenagoras. Die ganze Welt wird von dir abfallen, deine Tempel werden zerstört, deine Altäre umgeworfen, deine Bilder zertrümmert werden, und deine Priester Hungers sterben oder anders glauben lernen.

Jupiter. Desto schlimmer für sie und euch! Ich werde darum nicht weniger bleiben, was ich bin, und ihr werdet die Einzigen sein, die dabei verlieren. Denn darauf könnt ihr euch verlassen, eure Mythologen werden keinen Phidias, und eure Phidiasse keinen Jupiter Olympius hervorbringen.

Athenagoras. Wenn ich noch zweifeln könnte, wer du seiest, so würde ich dich an dieser hoffärtigen Sprache erkennen.

Jupiter. Du bist ein drolliger Kerl, und ich möchte mir wohl noch länger Spaß mit dir machen, wenn ich nicht mehr zu thun hätte. Also gehab dich wohl und lerne von Jupiter, wie man die Narren erträgt.

IV.

Juno. Livia.

Juno. O meine liebe Livia! ich bin die unglücklichste Frau von der Welt!

Livia. Ein solches Wort hätte ich aus dem Munde der Königin der Götter und der Menschen nie zu hören geglaubt.

Juno. Wie, Livia? Stehst du auch in dem gemeinen Wahne, daß die Glückseligkeit ein unzertrennliches Eigenthum der Hoheit sei? während wir uns oft selig preisen würden, wenn wir unsern Stand mit allen seinen Vorzügen gegen das unscheinbare Glück einer armen, aber mit ihrem Zustande zufriedenen Schäferin vertauschen könnten!

Livia. Ich erinnere mich nicht, als ich die Erste unter den Sterblichen war, jemals mit meinem Loose so unzufrieden gewesen zu sein, daß ich es gegen ein geringeres hätte vertauschen mögen.

Juno. So mußt du einen zärtlichern oder wenigstens einen höflichern und gefälligern Gemahl gehabt haben als ich.

Livia. In der That hätte ich meine Forderungen übermäßig hoch spannen müssen, wenn ich mich von dieser Seite nicht für glücklich gehalten hätte. Ich wüßte nicht, daß August in den dreiundfünfzig Jahren unsrer Verbindung mir nur ein einziges Mal Ursache gegeben hätte, zu zweifeln, ob ich den ersten Platz in seinem Herzen einnähme.

Juno. Es fehlt viel, Livia, daß ich ein Gleiches von meinem Herrn und Gemahle rühmen könnte. Wer weiß nicht, seitdem der schwatzhafte alte Homer alle unsere Ehegeheimnisse so unbescheiden ausgeplaudert hat, mit wie wenig Achtung und Delikatesse ich von Jupitern behandelt werde! wie unartig er mich oft unter den übrigen Göttern anfährt, was für Ehrentitel ich mir von ihm gefallen lassen muß, und wie er sich eine ordentliche Freude daraus macht, mich bei jedem Anlaß an Mißhandlungen zu erinnern, worüber er vor Scham vergehen sollte, wenn er Wangen hätte, die des Erröthens fähig wären! Wie oft muß ich mir nicht vorrücken lassen, daß er mich einsmals in einer seiner tollen Launen bei den Haaren gefaßt und mit zwei Amboßen an den Füßen zwischen den Wolken habe herunterhangen lassen! Hättest du dir jemals vorstellen können, wenn es der plauderhafte Bänkelsänger nicht verrathen hätte, daß er mir sogar Schläge anzubieten fähig gewesen wäre, und das bei einer Gelegenheit, wo ein Mann von Lebensart sich auch gegen die geringste Milchmagd auf dem ganzen Ida zu Danksagungen verbunden gehalten hätte? Wie wenig er sich aus der ehelichen Treue macht, die er mir schuldig ist, und daß keine Waldnymphe, keine Najade und beinahe kein leidliches Weib noch Mädchen auf dem Erdboden vor ihm sicher ist, davon haben die Dichter nur zu viel gesungen. Hat er nicht den ganzen Himmel mit seinen Bastarden angefüllt? da ich, seine rechtmäßige Gemahlin, in so vielen Jahren nicht ein einziges Kind von ihm aufzuweisen habe, und die Schmach der Unfruchtbarkeit tragen müßte, wenn ich nicht Mittel gefunden hätte, auf eine übernatürliche Art zur Mutter von Mars, Vulcan und Hebe zu werden. (Livia lächelt, aber beinahe unmerklich.) Gleichwohl siehst du, daß er überflüssige Ursache hätte, sich an mir zu begnügen, und daß ich in allem, was die Wünsche eines Mannes befriedigen kann, keiner seiner Liebschaften nachstehe. Und es sollte mich nicht verdrießen, blos auf den leeren Titel einer Himmelskönigin eingeschränkt zu sein? und was noch das Unerträglichste ist, so wenig Einfluß zu haben, daß ich mich zu Kunstgriffen, die meiner unwürdig sind, herablassen, und Aphroditens Zaubergürtel borgen muß, wenn ich nur die geringste Kleinigkeit durchsetzen will?

Livia. Man kann nicht läugnen, daß die Männer, vielleicht keinen einzigen ausgenommen, in Vergleichung mit uns eine rauhe,

unzärtliche und ungeschlachte Art von Wesen sind. Ohne etwas Kunst möchte es wohl einer Göttin selbst zu schwer sein, über den gemeinsten Sterblichen so viel Gewalt zu erlangen, als eine Frau über ihren Mann haben muß, um sich für leidlich glücklich zu halten.

Juno (lachend). Wenn es natürlich damit zuging, Livia, so möcht' ich wohl wissen, wie du es anstelltest, um über einen Mann, der so eifersüchtig auf seine Vorrechte, so mißtrauisch und zurückhaltend und dabei so rasch und hitzig in seinen Leidenschaften war wie August, eine so große Gewalt zu erlangen.

Livia. Im Grunde kann nichts Einfacheres sein. Ich machte ihn, so lang er lebte, glauben, daß ich keinen andern Willen hätte als den seinigen, und erhielt dadurch gerade das Gegentheil: er glaubte mich zu regieren, und ich regierte ihn. Ich richtete mich in allen Dingen, die mir gleichgültig waren und auf die er hingegen einen Werth legte, gänzlich nach seinem Geschmack und seiner Laune; ich war immer gerade so, wie er glaubte und wollte, daß Augusts Gemahlin sein müsse. Meine Gefälligkeit in solchen Dingen hatte keine Grenzen. Weit entfernt, ihm durch Eifersucht beschwerlich zu fallen, schien ich von seinen Liebeshändeln nicht die geringste Ahnung zu haben, war ihm sogar darin unter der Hand und mit der besten Art von der Welt förderlich, und vermöge einer Sympathie, in welche er nicht den geringsten Zweifel setzte, traf es sich, daß die Damen, die den meisten Reiz für ihn hatten, immer auch diejenigen waren, die ich vorzog und mit denen ich auf dem vertrautesten Fuße lebte. Durch diese vollkommne Gleichgültigkeit gegen seine kleinen Geheimnisse erhielt ich, daß er keine andern für mich hatte; und indem ich ihn in dem Wahne ließ, daß er mich in diesem Punkt unbemerkt betrüge, konnte ich sicher sein, daß er mich in keinem andern betrog und in allen Dingen, die seine Regierung, seine Familie und seine politischen Verhältnisse betrafen, nichts ohne meinen Rath vornahm und keine Entschließung faßte, die ich ihm nicht eingegeben hatte; aber freilich mit so guter Art, daß er immer nur seinem eigenen Kopfe zu folgen glaubte, indem er blos das Werkzeug des meinigen war. Durch diese Kunstgriffe (um ihnen ihren rechten Namen zu geben) erhielt ich den Vortheil, daß er über meinen Verstand eben so wenig eifersüchtig war, als ich über seine Liebschaften; und alles war gewonnen, sobald ich dies gewonnen hatte. Ueberzeugt, daß ich kein anderes Interesse haben könne als das seinige, betrachtete er nun alle Vorzüge meines Geistes als sein Eigenthum; und da er sich bei meinem Rathe immer wohl befunden hatte, ward es endlich ein mechanisches Bedürfniß für ihn, durch meine Augen zu sehen und keinen Schritt anders als an meiner Hand

zu thun. Wirklich begegnete es ihm, seitdem ich durch Mäcens und Agrippas Tod sein einziger geheimer Minister geworden war, nur ein einziges Mal, daß er (seine Galanterien ausgenommen) etwas vor mir verheimlichte; und dieses einzige Mal mußte er (unter uns gesagt, Göttin) mit seinem Leben bezahlen.

Juno. Das nenne ich eine Frau von Geiste! Wie, Julia Augusta? du konntest es von dir erhalten, eine Verbindung von mehr als fünfzig Jahren, die für beide Theile immer so glücklich gewesen war, auf eine solche Art zu zerreißen?

Livia. Die Nothwendigkeit, große Göttin, ist, wie du weißt, das höchste Gesetz der Götter und der Sterblichen.

Juno. Da du mir einmal so viel gesagt hast, würdest du mich verbinden, wenn du mich von der Nothwendigkeit, die erste Zurückhaltung deines Gemahls gegen dich so streng zu bestrafen, etwas umständlicher überzeugen wolltest.

Livia. Ich würde dich selbst um die Erlaubniß, es zu thun, gebeten haben, Göttin, so viel liegt mir daran, in keinem falschen Lichte von dir gesehen zu werden. Augusts einzige Tochter Julia hatte in ihrer Verbannung durch ihre Freunde zu Rom (die nicht die meinigen waren) Mittel gefunden, den alten Imperator zu einer geheimen Zusammenkunft mit ihrem jüngsten Sohne Agrippa zu bewegen, der sich durch unbedeutende, aber einer sehr schwarzen Ausdeutung fähige jugendliche Ausschweifungen die Ungnade seines Großvaters und die Verbannung in die Insel Planasia zugezogen hatte. Man fand nöthig, mir ein Geheimniß aus dieser Zusammenkunft zu machen; aber ich war so gut bedient, daß ich sogar erfuhr, daß der alte Herr außerordentlich weichherzig dabei geworden sei. Kurz, er hatte sich mit seinem Enkel ausgesöhnt, und die Partei der Julia machte sich mit großer Wahrscheinlichkeit Hoffnung, August werde ihn zum Nachtheil meines Sohnes Tiberius Nero zu seinem Erben und Nachfolger erklären. Ich sah nur zu deutlich, daß Dinge vorgingen, die man mit großer Sorgfalt vor mir zu verbergen suchte. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich mir die Frucht eines von so vielen Jahren her mit so vieler Anstrengung und Kunst bearbeiteten Planes nicht beinahe in dem Augenblicke, da sie sich loswand, um mir reif in den Schooß zu fallen, wie eine Thörin vor dem Munde weghaschen lassen wollte. Was für unendliche Mühe hatte es mir nicht gekostet, diesen Plan den Augen eines so argwöhnischen Mannes wie August seit dreißig Jahren zu entziehen! Was für Hindernisse von der schwierigsten Art hatte ich nicht wegräumen müssen, um den Sohn des Claudius Nero, den einzigen, durch welchen ich auch nach dem Tode Augusts fortzuregieren hoffen konnte, auf den Stuhl der Cäsarn zu erheben! Der Neffe Augusts,

Marcellus, Virgils spes altera Romae, mußte in seinem zwanzigsten Jahre sterben; die jungen Cäsarn, Cajus und Lucius, seine Enkel und adoptirten Söhne, mußten in der ersten Blüthe des Lebens fallen, und ihre Mutter Julia, der Liebling des römischen Volkes und ihres Vaters, mußte mit ihrem einzigen noch lebenden Sohne aus seinen Augen und aus seinem Herzen verbannt werden, ehe die Ausführung eines solchen Entwurfs nur möglich war. Ich hatte alle diese Schwierigkeiten überwunden, war vor keinem Mittel erschrocken, das zu meinem Zwecke nothwendig gewesen war, — und ich hätte vor dem einzigen erschrecken sollen, ohne welches alle übrigen verloren waren? ohne welches ich nicht nur so viele Jahre lang vergebens, sondern sogar gegen mich selbst und blos zum Vortheil einer tödtlichen Feindin gearbeitet hätte, von welcher ich keine Schonung erwarten konnte? Meine eigene und meines Sohnes Erhaltung mußte in diesem dringenden Augenblicke mein einziges Gesetz sein; und im Grunde war die Verkürzung der wenigen Tage, die ein abgelebter Mann noch zu sehen hoffen konnte, nur eine Kleinigkeit gegen das, was mir mein Entwurf bereits gekostet hatte.

Juno. Du bist ein Weib nach meinem Herzen, Julia Augusta! Wir müssen genauer mit einander bekannt werden. Indessen zweifle ich sehr, ob ich mit dem Titanischen Blute, das in meinen Adern rinnt, jemals Geschmeidigkeit genug haben werde, von den Winken, die du mir gegeben hast, Gebrauch zu machen. Vielleicht sollte ich eine gefährlichere Nebenbuhlerin in dir sehen, als mein Gemahl mir jemals eine gegeben hat. Warum sollte ein Stolz wie der deinige im Himmel nicht eben sowohl als ehmals auf der Erde nach dem ersten Platze streben?

Livia. Du scherzest, Göttin! — Wie könnte ich mir nur träumen lassen —

Juno (Livien auf die Achsel klopfend). Sei ruhig, Livia! mein eigener Stolz ist deine Sicherheit. Aber wenn ich jemals wieder auf den Einfall komme, mich von Jupitern zu scheiden, so bist du die Einzige im Olymp, die meinen Platz an seiner Seite zu ersetzen würdig ist. (Sie geht ab.)

Livia (allein). Stolze Saturnia! was für einen Gedanken rüttelst du aus seinem Schlummer in meinem Busen auf! Ich bin nun eine Göttin wie du, und Jupiter, so viel ich ihn bereits kenne, ist der wahre August des Olymps. Es könnte Ernst aus der Sache werden, wenn du dich dessen am wenigsten versähest.

V.

Proserpina, Luna, Diana, die einander auf einem Dreiwege begegnen.

Proserpina. Ei, wie schön, daß uns der Zufall alle drei so unvermuthet zusammengebracht hat! So können wir doch endlich einmal einen Punkt ins Reine bringen, der mir schon lange den Kopf warm macht.

Luna. Was kann das sein, Proserpina?

Proserpina. Sieh mir recht scharf ins Gesicht, Luna, betrachte mich von Kopf zu Fuß, von vorn und von hinten, und sage mir auf deine jungfräuliche Ehre, ob du mich wohl für Dianen angesehen hättest, wenn ich dir allein begegnet wäre?

Luna. Ich zweifle sehr daran. Gestalt und Costume ist ja so verschieden an euch, daß es unmöglich ist, euch selbst bei meinem blassesten Lichte zu verwechseln.

Proserpina. Aber dir und Dianen muß es doch öfters begegnet sein, daß jede sich selbst zu sehen glaubte, wenn ihr einander von ungefähr in den Wurf kamet?

Diana. Wir? Welch ein seltsamer Einfall! Ich sollte mich selbst in Lunen zu sehen glauben? Sie müßte sich nur in einen Spiegel verwandeln, wenn das möglich sein sollte.

Luna (ironisch lächelnd). Wenn der Unterschied zwischen Dianen und mir auch geringer wäre, als ich mir jemals geschmeichelt habe, so kenne ich mich doch selbst zu gut, um eines so seltsamen Irrthums fähig zu sein.

Proserpina. Ihr scheint also nicht zu wissen, daß wir alle drei, wiewohl unter verschiednen Eigenschaften und Namen, nur eine und eben dieselbe Göttin sind?

Luna. Wie? Du wärest — Ich?

Diana. Du — Diana?

Proserpina. Das will ich eben nicht behaupten; aber ich bin Hekate, du bist Hekate, und sie ist Hekate, und ihr seid beide Hekate, ohne daß ich selbst deswegen weniger Hekate bin als ihr.

Diana. Vortrefflich! Und wer sagt uns solche Ungereimtheiten nach?

Proserpina. O, das sagen Leute, die es wissen müssen! Das sagen die Mythologen!

Diana. Die Mythologen können sagen, was ihnen beliebt! Ich denke doch, ich muß selbst am besten wissen, was ich bin; und so lange ich nicht wie die Tochter des Prötus von der Nymphenwuth befallen werde, soll mir Niemand weiß machen, daß ich Luna oder Proserpina, geschweige daß ich beide zugleich sei.

Luna (lachend). Ereifere dich nicht, Diana! Wer weiß, ob die Mythologen uns am Ende nicht besser kennen als wir selbst? Sie würden so etwas doch wohl nicht so positiv behaupten, wenn nichts Wahres daran wäre?

Diana. Höre, Luna, über diesen Artikel verstehe ich keinen Scherz. Ich habe alle Achtung für dich; aber ich würde es auf keine Weise gut aufnehmen, wenn man mich mit dir verwechselte. Ich gönne dir deinen Endymion und die fünfzig Töchter, von welchen du ihn auf dem Latmos zum Vater gemacht haben sollst, von Herzen, nur verbitte ich mir die Ehre, ihre Mutter zu sein.

Luna. Diana, Diana! zwinge mich nicht zum Reden! oder ich erinnere dich an etwas, worüber ich, wenn ich Diana wäre, mehr erröthen würde als über die Ehre, Mutter von fünfzig hübschen Mädchen zu sein. Aktäon —

Diana. Du wirst mir doch den Aktäon nicht vorrücken wollen, der für das Unglück, mich ohne seine Schuld im Bade gesehen zu haben, hoffentlich strenge genug von mir bestraft wurde?

Luna. Die Faunen haben freilich lose Mäuler! und die Sterblichen, die von uns immer nach sich selbst urtheilen, können sich unmöglich vorstellen, daß eine Göttin, die keine persönliche Ursache hat, warum sie nicht im Bade überrascht werden will, einen so schönen Jäger wie Aktäon für einen Augenblick unschuldiger Augenlust so grausam bestrafen sollte. Sie meinen, dir weit weniger Unrecht zu thun, wenn sie den Faunen glauben, die bekannter Maßen große Lauscher sind, und die Verwandlung des armen Aktäon für eine bloße Folge der Kollision ausgeben, in welche die zärtliche Sorge für deinen Ruhm mit deinen Gefälligkeiten gegen ihn gerathen sei.

Proserpina. Wie ich höre, so stände es eigentlich nur bei mir, die Ehre, mit Dianen und Lunen nur Ein Subjekt auszumachen, ein wenig zweideutig zu finden. Allein da ich für meine eigene Person Proserpina bin, so kann ich es ganz wohl geschehen lassen, wenn ihr dieses oder jenes auf eurer Rechnung haben solltet, mit dessen Verantwortung ich mich eben nicht gern beladen möchte. Denn daß wir alle drei ein und eben dieselbe Hekate sind, hindert (wenn ich die Mythologen recht verstanden habe) nicht, daß jede für sich bleibt, was sie ist; so daß ich weder Luna noch Diana, sondern Proserpina bin, du hingegen weder Proserpina noch Luna, sondern die jungfräuliche Jägerin Diana, und du, Luna, weder Diana noch Proserpina, sondern die nämliche Luna bist, die den glücklichen Endymion mit fünfzig Töchtern beschenkte.

Luna. Ah! nun habe ich die Auflösung des Räthsels gefunden! Hekate ist blos ein Name, der uns allen dreien zukommt.

Proserpina. Um Vergebung! Hekate ist kein bloßer Name, sondern die wahre wirkliche leibhafte Hekate, die aus uns dreien zusammengenommen besteht und deswegen die dreifache und dreiförmige genannt wird.

Diana. Wir beide sind also so gut Hekate wie du?

Proserpina. So sagen die Mythologen.

Diana. Wenn dies ist, so sind drei Hekaten; das ist doch klar.

Proserpina. Mit nichten! ich sehe, daß ihr mich noch immer nicht verstanden habt.

Luna. Wenn du dich nur erst selbst verständest, gute Proserpina! Wie können wir nur Eine sein, da unser doch, wie du siehest, drei sind?

Proserpina. Freilich drei, in sofern ich Proserpina, du Luna und diese Diana ist, aber nur Eine Hekate, in sofern Luna und Diana eben so gut Hekate sind als ich selbst.

Luna. Gestehe, Göttin, daß du uns mit deinen mythologischen Subtilitäten ein wenig zum Besten hast! Wir sind, und sind nicht; ich bin du, und du bist nicht ich; wir sind drei, und sind Eins, und was keine von uns einzeln ist, das sind wir alle drei — Was für ein Galimathias! Ich will nicht Luna sein, wenn ich Ein Wort davon verstehe.

Proserpina. Es geht mir selbst nicht besser, meine Liebe. Ich hoffte, die Sache sollte durch unsre Zusammenkunft ins Klare gesetzt werden, aber ich muß bekennen, daß mir über dem Bestreben, euch etwas, das ich selbst nicht begreife, begreiflich zu machen, grün und blau vor den Augen wird. Wenn wir nur gleich einen Mythologen hier hätten!

Luna. Der würde uns vollends so verwirren, daß uns mit aller Niesewurz in der Welt nicht wieder zu helfen wäre.

Diana. Wißt ihr was, Göttinnen? Das Beste ist, wir denken dem Dinge gar nicht mehr nach. Die Mythologen mögen von uns sagen, was sie wollen, sie können uns doch zu nichts mehr noch weniger machen, als wir sind. Ziehen wir jede unsre Straße, und — Großer Jupiter! was für ein fürchterlicher Lärm ist das? Hört ihr?

Luna. Ich höre ein Gebell wie von tausend Hunden, und ein Gezische wie von zehntausend Schlangen —

Proserpina. Blitze fahren aus dem Boden auf, Sturmwinde heulen durch den Wald, Eichen werden krachend aus ihren Wurzeln gerissen —

Diana. Die Erde erbebt unter meinen Füßen, sie spaltet sich, dicke Schwefelflammen züngeln empor — Welch eine Gestalt

steigt aus dem Abgrund auf? Habt ihr in euerm Leben so was Entsetzliches gesehen?

Proserpina. Eine Frau steigt hervor, die zum wenigsten dreihundert Ellen hoch ist; die Blitze fahren armsdick aus ihren Augen, und statt der Haare wirbeln sich braun und blaugefleckte Schlangen in gräßlichen Zöpfen um ihre Scheitel, oder zischen in rollenden Locken an den schwarzgelben Schultern herab. Anstatt auf Füßen zu gehen, windet sie sich auf zwei ungeheuern Drachen daher, einen flammenden Kienbaum in der linken Hand, einen vierzig Ellen langen Dolch in der rechten schwingend —

Luna. Hier ist nicht gut zu verweilen — laßt uns fliehen!

(Sie laufen alle drei in den Wald hinein, und stoßen auf einige gleichfalls entfliehende Nymphen und Faunen, die einander keuchend zurufen: „Es ist Hekate! laßt uns fliehen! Hekate kommt.")

Diana (zu Proserpinen). Hörst du, was die Nymphen sagen? Diese Hekate wird wohl die rechte sein.

Luna. Immer besser! Aber das hoffe ich wenigstens gewiß zu wissen, daß ich nicht diese Hekate bin.

Proserpina. Dank sei dem Himmel, daß mich eine andere, der es besser ansteht, von der beschwerlichen Ehre befreit, Hekate zu sein! Was sie ist, und ob sie dreifach oder vierfach ist, mag sie mit den Mythologen ausmachen; ich für meinen Theil bin sehr zufrieden, künftig nichts weiter als die einfache Proserpina vorzustellen. Gute Nacht, Göttinnen! ich kehre zu meinem finstern Ehegemahl zurück.

Diana. Ich zu meinen Dryaden und Windspielen.

Luna. Und ich (leise) zu meinem Endymion.

VI.

Flora. Antinous.

Flora. Warum so einsam und so düster, schöner Antinous?

Antinous. Ich würde vielleicht weniger düster sein, wenn ich einsamer wäre, schöne Flora.

Flora. Wiewohl das Kompliment das verbindlichste ist, so finde ich es an deinem Platze so natürlich, daß ich mich nicht dadurch beleidigt halten kann. Es ist ein wahres Unglück, gar zu liebenswürdig zu sein.

Antinous. Niemand kann ein größeres Recht haben, dies zu sagen, als die schöne Flora.

Flora. Wozu diese erzwungene Galanterie? Glaubst du, ich könne so wenig Wahrheit ertragen, daß du mich gleich wieder streicheln müssest?

Antinous. Ich habe darum nicht weniger Augen, ob sie gleich ihr Gefühl meinem Herzen nicht mittheilen können. Ich sehe so gut als irgend ein Anderer, wie liebenswürdig du bist, wiewohl keine Statue, deren Augen ein Gott mit Sehkraft begabte, kälter bei deinem Anblick bleiben könnte als ich.

Flora. Ich begreife dies vollkommen. Gerade so, schöner Antinous, geht es mir mit dir. Ich höre, seitdem du hier angekommen bist, alle unsre Göttinnen mit Entzücken von dir sprechen. Sie versuchen es nicht einmal, die Regungen zu verbergen, die du ihnen einflößest. Sogar die alte Cybele heftet kleine funkelnde Augen auf dich und gesteht, daß der schöne Atys nicht so reizend war als du. Ich allein finde nichts in meinem Herzen, das mir begreiflich macht, wie man dich mit allen deinen Reizungen lieben kann.

Antinous. Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich.

Flora. Spotte meines Unglücks nicht, Antinous! Wie gern wollte ich das Glück, zu fühlen, sogar mit der Qual, ungeliebt zu lieben, erkaufen!

Antinous. Du kennst vermuthlich diese Qual nur von Hörensagen?

Flora. Dafür giebt es ein andres Unglück, womit ich nur zu sehr bekannt bin —

Antinous. Von Jedermann mit Liebe verfolgt zu werden, ohne Jemand zu finden, der sie dir hätte mittheilen können? Nicht wahr?

Flora. Ich kenne kein größeres.

Antinous. Du bist, wie es scheint, nie bis zur ausschweifendsten Schwärmerei von einem Einzigen, und von einem Einzigen, dem die ganze Welt zu Gebote stand, geliebt worden und genöthigt gewesen, seine Liebe zu dulden, ohne sie erwiedern oder nur durch die mindeste Theilnehmung dir selbst erträglich machen zu können: denn da hättest du ein noch größeres Unglück gekannt.

Flora. Ist es ein Fluch, den irgend ein mißgünstiger Dämon auf die Schönheit gelegt hat? oder liegt es in der Natur der letztern, nichts außer sich zu bedürfen und in völlig befriedigter Selbstgenügsamkeit die Huldigung der Sterblichen als etwas, das ihr gebührt, anzunehmen, ohne sich dadurch geschmeichelt zu fühlen? Ich habe es nie recht ins Klare bringen können: aber das weiß ich, daß ich mir oft gewünscht habe, häßlich zu sein.

Antinous. Welch ein Wunsch!

Flora. Erträglich häßlich, versteht sich; — ungefähr wie mir die meisten Personen meines Geschlechts vorkamen, wenn ich sie neben mir in einem Spiegel erblickte. Es ist wahr, eine Häßliche flößt nicht leicht Liebe ein: aber wenn es ihr begegnet, so wird sie auch dafür bis zum Unsinn geliebt; und dies muß ein Genuß für sie sein, dem keine andere Wonne gleicht.

Antinous. Wie so?

Flora (verwundert). Wie so? Ich dächte, das begriffe sich auf der Stelle.

Antinous. So muß ich nicht recht gehört haben, was du mir sagtest.

Flora. Du erweisest mir die Ehre, Zerstreuungen bei mir zu haben, schöner Antinous?

Antinous. Das ist sehr natürlich, wenn man dir gegenüber ist.

Flora. Bald hätte ich auch gefragt, wie so? Aber in diesem Augenblick wandelt mich ein Wunsch an, der dir noch närrischer vorkommen wird, als der Wunsch häßlich zu sein.

Antinous. Und der wäre?

Flora. Daß ich ein Zaubermittel wissen möchte, dich selbst ein wenig häßlich zu machen.

Antinous. Du bist sehr gütig, Flora.

Flora. Wohl verstanden, nicht eben häßlich in meinen Augen, aber doch in den deinigen.

Antinous. Und was würden wir, du oder ich, dabei gewinnen?

Flora. O sehr viel! alle beide sehr viel, mein guter Antinous. Du hast in deinem Leben nie geliebt — sagtest du das nicht vorhin?

Antinous. So wenig als du, wie du ebenfalls gestanden hast.

Flora. Nun gut; wenn du in deinen Augen häßlich wärest, so würden wir vielleicht beide eine neue Erfahrung machen.

Antinous. Ich würde in dich verliebt werden, meinst du? Warum dies die Folge sein müßte, sehe ich nun eben nicht ein. Aber, wofern ich aufrichtig sagen soll, wie mir ist, Göttin, so kann ich dir zuschwören, daß ich mir selbst nicht halb so schön vorkomme, als du vielleicht glauben magst.

Flora (lächelnd). Das wäre ein Zeichen von guter Vorbedeutung, Antinous.

Antinous. Und wenn du eben so aufrichtig gegen mich sein wolltest —

Flora. O das bin ich gewiß! Ich dächte, du hättest es schon lange merken sollen.

Antinous. So würdest du mir gestehen, daß ich auch in deinen Augen nichts weniger als das Wunder von Schönheit bin, das die Schmeichler Hadrians aus mir machten.

Flora. Lassen wir das dahingestellt sein, lieber Antinous! Erst sollte die Aufrichtigkeit deines Geständnisses etwas genauer untersucht werden. Wenn ich nur gleich einen Spiegel hätte!

Antinous. Wozu einen Spiegel? Ich brauche keinen andern als dich selbst. Aber wenn ich dir nun die bloße Wahrheit gesagt hätte, was würde mir's bei dir helfen?

Flora. Du bist eigennütziger, als man dir zutrauen sollte.

Antinous. Es kann nichts Langweiligeres sein, wie du weißt, als sich lieben lassen zu müssen, ohne wieder lieben zu können; aber lieben, ohne wieder geliebt zu werden, muß ein noch unerträglicheres Gefühl sein.

Flora. Es ist doch wenigstens ein Gefühl. Immer besser, auch nur die Schmerzen der Liebe zu fühlen, als vor langer Weile zu Grunde zu gehen.

Antinous. Wie? du hältst es für eine Kleinigkeit, zu den Qualen des Tantalus verdammt zu sein?

Flora. Wer wollte aber auch gleich den ärgsten Fall setzen?

Antinous. Gesetzt also, ich liebte dich, schöne Flora —

Flora (lachend). Vor lauter langer Weile! Wie kommt Antinous zu einer solchen Voraussetzung?

Antinous. Sagte ich nicht vorhin, es würde mir nichts bei dir helfen? Du bist zu schön, um etwas außer dir selbst zu lieben.

Flora. Wenn dies auch wäre, so bin ich doch nicht so gar gefühllos, daß ich nicht wenigstens des Mitleidens fähig sein sollte.

Antinous (stolz). Des Mitleidens!

Flora. Wenn ich dir doch zeigen könnte, mit was für einer Miene du das sagtest, schönster Antinous!

Antinous. Du bläsest auch gleich so muthwillig den ersten Funken der Empfindung wieder aus, den mein Herz aus deinen Augen gefangen hatte.

Flora. Ein kleines Unglück, das meine Augen leicht ersetzen können, oder der Fehler müßte an deinem Zunder liegen.

Aber zu viel mußt du freilich nicht von mir erwarten, mein schöner Herr! Mit Funken ist so ein Kieselherz wie das meinige nicht in den Fluß zu bringen.

Antinous (wirft einen schmachtenden Blick auf sie und entfernt sich). Hätte ich je gedacht, daß es so weit mit mir kommen sollte!

Flora. Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, ein wenig Seele in dieses Marmorbild zu bringen. Aber, wo dachten die Leute hin, da sie einen Gott aus ihm machten?

VII.

Jupiter, Juno, Apollo, Minerva, Venus, Bacchus, Vesta, Ceres, Viktoria, Quirinus, Serapis, Momus und Merkur.

Jupiter und Juno mit allen übrigen Bewohnern des Olymps sitzen in einer offenen Halle des olympischen Palastes an verschiedenen großen Tafeln: Ganymed und Antinous schenken den Göttern, Hebe den Göttinnen den Nektar ein; die Musen machen Tafelmusik, die Grazien und Horen tanzen pantomimische Tänze, und Jokus reizt die seligen Götter von Zeit zu Zeit durch seine Karrikaturen und Lazzi's zu lautem Gelächter. Im Augenblicke der größten Fröhlichkeit kommt Merkur eilfertig angeflogen.

Jupiter. Du hast dich verspätet, mein Sohn, wie du siehest. Was bringst du uns Neues von da unten herauf?

Venus (zu Bacchus). Er scheint schwer daran zu tragen. Wie verstört er aussieht!

Merkur. Das Neueste, was ich mitbringe, ist nicht sehr geschickt, die Fröhlichkeit, die ich hier herrschen sehe, zu vermehren.

Jupiter. Wenigstens ist es deine Miene nicht, Merkur. Was kann sich denn so Schlimmes zugetragen haben, daß es sogar die Götter in ihrer Freude stören soll?

Quirinus. Hat etwa ein Erdbeben das Kapitol umgestürzt?

Merkur. Das wäre eine Kleinigkeit.

Ceres. Hat ein heftiger Ausbruch des Aetna mein schönes Sicilien verwüstet?

Bacchus. Oder ein unzeitiger Frost die kampanischen Weinstöcke versengt?

Merkur. Kleinigkeiten! Kleinigkeiten!

Jupiter. Nun, so rücke heraus mit deiner Jammergeschichte!

Merkur. Es ist weiter nichts, als — (er hält ein).

Jupiter. Mache mich nicht ungeduldig, Hermes! Was ist denn weiter nichts als —?

Merkur. Nichts, Jupiter, als — daß du zu Rom — auf eine Motion, die der Imperator in eigener Person im Senat gemacht hat — durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen — förmlich abgesetzt worden bist.

(Die Götter stehen alle in großer Bewegung von der Tafel auf.)

Jupiter (welcher allein sitzen bleibt, lachend). Nichts als das? — Dessen habe ich mich schon lange versehen.

Alle Götter (auf einmal). Jupiter abgesetzt! ist's möglich? Jupiter!

Juno. Du redest irre, Merkur — Aeskulap, fühl' ihm doch an den Puls!

Die Götter. Jupiter abgesetzt!

Merkur. Wie gesagt, förmlich und feierlich, mit einer großen Mehrheit von Stimmen, für einen Strohmann — was sage ich? ein Strohmann ist doch etwas! — für weniger als einen Strohmann, für ein Unding erklärt, seiner Tempel, seiner Priester, seiner Würde eines obersten Beschützers des römischen Reichs beraubt! —

Herkules. Das ist eine tolle Neuigkeit, Merkur — aber, so wahr ich Herkules heiße (er schwingt seine Keule), das sollen sie mir nicht umsonst gethan haben!

Jupiter. Ruhig, Herkules! — Also hätte Jupiter Optimus Maximus, Kapitolinus, Feretrius, Stator, Lapis u. s. w. seine Rolle ausgespielt?

Merkur. Deine Bildsäule ist umgeworfen, und sie sind in voller Arbeit begriffen, auch deinen Tempel zu zerstören. Die nämliche Tragödie wird in allen Provinzen und Winkeln des römischen Reichs gespielt. Ueberall stürzen Legionen bocksbärtiger Halbmenschen, mit Fackeln und Mauerbrechern, Hämmern, Hacken und Aexten daher, und verwüsten in fanatischer Wuth die ehrwürdigen Gegenstände des uralten Volksglaubens.

Serapis. O wehe! wie wird es da meinem herrlichen Tempel zu Alexandrien und meinem prächtigen Koloßbilde ergehen! Wenn die Thebaische Wüste nur die Hälfte ihrer heiligen Waldteufel über sie ausspeit, so ist keine Rettung.

Momus. O mit dir hat es keine Noth, Serapis. Wer wird sich unterfangen, dein Bild anzutasten, da es zu Alexandrien eine ausgemachte Sache ist, daß bei dem geringsten Frevel, den eine gottesräuberische Hand an demselben beginge, Himmel und Erde zu Trümmern gehen, und die ganze Natur in's alte Chaos zurücksinken würde?

Quirinus. Man kann sich nur nicht immer auf dergleichen Sagen verlassen, mein guter Serapis. Es könnte dir ergehen wie der massiv goldnen Bildsäule der Göttin Anaitis zu Zela, von welcher man auch glaubte, der erste, der sich an ihr vergriffe, würde auf der Stelle vom Schlage getroffen zu Boden stürzen.

Serapis. Und wie ging es dieser Bildsäule?

Quirinus. Als der Triumvir Antonius den Pharnaces bei Zela auf's Haupt geschlagen hatte, wurde die Stadt sammt dem Tempel der Anaitis ausgeplündert, und Niemand konnte sagen, wo die massiv goldne Göttin hingekommen war. Nach einigen Jahren trug sich's zu, daß August zu Bononien bei einem Veteran des Antonius übernachtete. Der Imperator wurde herrlich bewirthet, und da über der Tafel die Rede auf das Treffen bei Zela und die Plünderung des Tempels der Anaitis fiel, fragte er seinen Wirth als einen Augenzeugen, ob es wahr sei, daß der erste, der Hand an sie gelegt habe, plötzlich todt zu Boden gestürzt sei? — Du siehst diesen Verwegenen vor dir, antwortete der Veteran, und du speisest wirklich von einem Beine der Göttin. Ich hatte das Glück, mich ihrer zuerst zu bemächtigen; Anaitis ist eine sehr gute Person, und ich gestehe dankbarlich, daß ich ihr meinen ganzen Wohlstand schuldig bin.

Serapis. Da gibst du mir einen schlechten Trost, Quirinus! Wenn es so in der Welt zugeht, wie uns Merkur berichtet, so kann ich meinem Koloß zu Alexandrien kein besseres Schicksal versprechen. Es ist doch entsetzlich, daß Jupiter solchen Unthaten so gelassen zusehen kann.

Jupiter. Du thätest wohl, Serapis, wenn du es eben so machtest. Für einen Gott aus dem Pontus hast du die Ehre, vom Osten bis zum Westen angebetet zu werden, lange genug genossen, und du kannst nicht wohl verlangen, daß es deinen Tempeln besser gehe als den meinigen, oder daß dein Koloß länger daure als das göttliche Meisterwerk des Phidias. Du wirst doch nicht, wenn wir alle fallen, der einzige sein wollen, der aufrecht stehen bleibt?

Momus. Ei, ei, Jupiter! wo hast du deine berühmten Donnerkeile gelassen, daß du dich so geduldig in deinen Fall ergibst?

Jupiter. Wenn ich nicht wäre, was ich bin, so würde ich dir mit einem von ihnen auf diese alberne Frage antworten, Witzling!

Quirinus (zu Merkur). Du mußt es mir noch einmal sagen, Merkur, wenn ich dir's glauben soll. Mein Flamen wäre also abgeschafft? mein Tempel zugeschlossen? mein Fest würde nicht mehr gefeiert? und die entnervten, sklavischen, gefühllosen Quiriten wären bis zu diesem Grade der Undankbarkeit gegen ihren Stifter ausgeartet?

Merkur. Ich müßte dich betrügen, wenn ich dir eine andere Nachricht gäbe.

Viktoria. So brauche ich wohl nicht erst zu fragen, was aus meinem Altar und meiner Bildsäule in der Julischen Kuria geworden sei? Es ist schon so lange, seit die Römer die Kunst zu siegen verlernt haben, daß ich nichts natürlicher finde, als daß sie sogar die Gegenwart meines Bildes nicht mehr ertragen konnten. Bei jedem Blicke, den sie darauf warfen, mußte ihnen sein, als ob es ihnen ihre schmähliche Ausartung vorrücke. Mit Römern, deren Name unter den Barbaren ein Schimpfwort, das nur Blut abwaschen kann, geworden ist, hat Viktoria nichts mehr zu schaffen.

Vesta. Bei so bewandten Umständen werden sie gewiß auch das heilige Feuer in meinem Tempel nicht länger brennen lassen? Himmel! was wird das Schicksal meiner armen Jungfrauen sein?

Merkur. O denen wird kein Haar gekrümmt werden, ehrwürdige Vesta! Man wird sie ganz ruhig — Hungers sterben lassen.

Quirinus. Wie sich die Zeiten ändern können! Ehemals war es ein entsetzliches Unglück für die ganze römische Welt, wenn das heilige Feuer auf dem Altare der Vesta verlosch. —

Merkur. Und jetzt würde mehr Lärm entstehen, wenn das profane Feuer irgend einer römischen Garküche ausginge, als wenn die Vestalen das ihrige alle Wochen zweimal verlöschen ließen.

Quirinus. Aber wer soll denn künftig an meiner Statt Roms Schutzpatron sein?

Merkur. Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel hat sich dieses Aemtchen ausbedungen.

Quirinus. Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel. Wer ist der?

Merkur. Das weiß ich selbst nicht recht; frage den Apollo, vielleicht kann er dir darüber mehr Auskunft geben.

Apollo. Das ist ein Mann, Quirinus, der in seinen Nachfolgern achthundert Jahre lang die halbe Welt regieren wird, wiewohl er selbst nur ein armer Fischer war.

Quirinus. Wie? Die Welt wird sich von Fischern regieren lassen?

Apollo. Von einer gewissen Art von Fischern wenigstens: von Menschenfischern, die in einer sehr künstlichen Fischreuse, Dekretalen genannt, nach und nach alle Nationen und Fürsten Europens fangen werden. Ihre Befehle werden für Göttersprüche gelten, und ein Stück Schafleder oder Papier, mit Sankt Peters Fischerring besiegelt, wird die Kraft haben, Könige ein- und abzusetzen.

Quirinus. Dieser Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel muß ein gewaltiger Zauberer sein!

Apollo. Nichts weniger! Es geht, wie du längst wissen solltest, mit den wunderlichsten und wunderbarsten Dingen in der Welt immer ganz natürlich zu. Die Lawine, die ein ganzes Dorf überschüttet, war anfangs ein kleiner Schneeball, und ein Strom, der große Schiffe trägt, ist in seinem Ursprung eine rieselnde Felsenquelle. Warum sollten die Nachfolger eines galiläischen Fischers in einigen Jahrhunderten nicht Herren von Rom, und vermittelst einer neuen Religion, zu deren Oberpriestern sie sich aufgeworfen, und mit Hülfe einer ganz neuen Moral und Politik, die sie auf dieselbe zu bauen wissen, endlich gar eine Zeit lang Herren der halben Welt werden können? Hast du doch auch die Heerden des Königs von Alba, der ein sehr kleiner Potentat war, gehütet, ehe du dich zum Haupt aller Banditen in Latium aufwarfst und das kleine Raubnest zusammenflicktest, das in der Folge die Hauptstadt und Königin der Welt wurde. Sankt Peter machte in der That in seinem Leben keine große Figur: aber er wird die Zeit sehen, da Kaiser seinen Nachfolgern den Steigbügel halten und Königinnen ihnen demüthig die Füße küssen werden.

Quirinus. Was man nicht erlebt, wenn man unsterblich ist!

Apollo. Es gehört freilich viel Zeit und nicht wenig Kunst dazu, um es mit der Menschenfischerei so weit zu bringen; aber die Fische werden auch dumm genug sein, die sich von ihnen fangen lassen.

Quirinus. Inzwischen sind und bleiben wir alle abgesetzt, nicht wahr?

Merkur. Dabei wird es wohl vor der Hand sein Verbleiben haben.

Verschiedene Götter. Lieber nicht unsterblich sein, als solche Dinge zu erleben.

Jupiter. Meine lieben Söhne, Oheime, Neffen und Vettern, sammt und sonders! Ich sehe, daß ihr diese kleine Revolution, die ich schon lange ruhig kommen sah, tragischer aufnehmt, als die Sache werth ist. Setzt euch, wenn ich bitten darf, wieder an euere Plätze, und laßt uns bei einem Glase Nektar gelassen und unbefangen von diesen Dingen sprechen. Alles in der Natur hat seine Zeit, alles ist veränderlich, und so sind es auch die Meinungen der Menschen. Sie ändern sich immer mit den Umständen; und wenn wir bedächten, was für einen Unterschied nur fünfzig Jahre zwischen dem Enkel und dem Großvater machen, so würde es uns wahrlich nicht befremden, daß die Welt binnen ein- oder zweitausend Jahren unvermerkt eine ganz neue Gestalt zu gewinnen scheint. Denn im Grunde ist es doch nur Schein; es bleibt, wiewohl unter andern Masken

und Namen, immer die nämliche Komödie. Die albernen Leute da unten haben lange genug Aberglauben mit uns getrieben; und sollten einige unter euch sein, denen damit gedient war, so muß ich ihnen sagen, daß sie Unrecht hatten. Es wäre den Menschen wohl zu gönnen, wenn sie endlich einmal weiser würden; beim Himmel! es wäre nicht zu früh. Aber daran ist vor der Hand noch nicht zu denken. Zwar schmeicheln sie sich immer, die letzte Albernheit, zu deren Erkenntniß sie kommen, werde auch die letzte sein, die sie begehen; Hoffnung besserer Zeiten ist ihre ewige Chimäre, von welcher sie immer betrogen werden, um sich immer wieder von ihr betrügen zu lassen: weil sie nie zu der Einsicht kommen, daß nicht die Zeit, sondern ihre angeborne unheilbare Thorheit die Ursache ist, warum es nie besser mit ihnen wird. Denn es ist nun einmal ihr Loos, nichts Gutes rein genießen zu können, und eine Albernheit, deren sie endlich, wie Kinder einer abgenutzten Puppe, überdrüssig geworden sind, immer nur gegen eine neue zu vertauschen, bei der sie meistens noch übler fahren, als bei der vorigen. Diesmal hatte es wirklich das Ansehen, als ob sie beim Tauschen gewinnen würden: aber ich kannte sie zu gut, um nicht voraus zu sehen, daß ihnen auf diesem Wege nicht zu helfen sei. Denn wenn auch die Weisheit selbst in Person zu ihnen herabstiege und sichtbarlich unter ihnen wohnen wollte, sie würden nicht aufhören, sie so lange mit Flittern und Federn, Lappen und Schellen zu behängen, bis sie eine Närrin aus ihr gemacht hätten. Glaubt mir, Götter, der Triumphgesang, den sie in diesem Augenblicke wegen des herrlichen Sieges, den sie über unsre wehrlosen Bildsäulen erfochten haben, anstimmen, ist ein Unglück weissagendes Rabengeschrei für die Nachwelt. Sie glauben sich zu verbessern, und werden aus dem Regen unter die Traufe kommen. Sie sind unser überdrüssig, sie wollen nichts mehr mit uns zu thun haben — aber desto schlimmer für sie! W i r bedürfen ihrer nicht. — Wenn ihre Priester uns für unreine und böse Geister erklären, und das einfältige Volk versichern, daß ein ewig brennender Schwefelpfuhl unsere Wohnung sei: was kümmert das m i ch oder e u ch? Was kann uns daran gelegen sein, was halbvernünftige Erdthiere sich für Vorstellungen von uns machen? oder was sie sich für ein Verhältniß gegen uns geben, und ob sie uns mit einem ekelhaften Gemisch von Opfergestank und Weihrauch, oder mit höllischem Schwefel beräuchern? Weder der eine noch der andere steigt bis zu uns. — Sie verkennen uns, sagt ihr, da sie sich unserer Herrschaft entziehen wollen. Kannten sie uns etwa besser, da sie uns dienten? Was die armen Leute ihre Religion nennen, ist ja immer nur i h r e Sache, nicht die u n s e r e. Sie allein haben dabei zu gewinnen oder zu verlieren, wenn sie ihre Lebensweise vernünftig oder unvernünftig einrichten. Auch werden ihre Nachkommen, wenn sie einst die Fol-

gen der unweisen Dekrete ihrer Valentiniane, Gratiane und Theodosier fühlen, Ursache genug finden, die raschen Vorkehrungen zu bereuen, die eine Flut von neuen und unerträglichen Uebeln, wovon die Welt, so lange sie dem alten Glauben oder Aberglauben beigethan war, keinen Begriff hatte, über ihren schwindligen Köpfen zusammenhäufen werden. Ein anderes wäre, wenn sie sich durch die neue Einrichtung wirklich verbesserten! Wer von uns könnte oder wollte ihnen das übel nehmen? Aber gerade das Gegentheil! Sie gleichen einem Menschen, der, um ein kleines Uebel, womit er so alt wie Titon werden könnte, zu vertreiben, sich zehn andere, zehnmal ärgere, an den Hals kuriren läßt. So erheben sie, zum Beispiel, ein gewaltiges Geschrei gegen unsere Priester, weil sie das Volk, das überall abergläubisch ist und immer abergläubisch bleiben wird, in Täuschungen unterhielten, wovon gleichwohl der Staat eben so gut Vortheile zog als sie. Werden es ihre Priester etwa besser machen? In diesem Augenblicke legen sie den Grund zu einem Aberglauben, der Niemand als ihnen selbst nützlich sein, und, anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und göttlichen Dingen den Zugang verschließen, und, unter dem Vorwand einer chimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die Welt bisher bethörte, das ärgste gesagt hat, was sich mit Wahrheit von ihm sagen läßt, so wird man doch dereinst gestehen müssen, daß er weit menschlicher, unschuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendlichemal harmlosere Leute, als diejenigen, denen sie jetzt weichen müssen. Jene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte im Frieden, vertrugen sich mit Jedermann, und fochten Niemands Glauben an: diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich unter einander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äußersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln Alle, die anders denken und sprechen, als Feinde Gottes und der Menschen. Daß die Priester der Götter, ehe sie von diesen brausenden Bilderstürmern beeinträchtigt wurden, mit der bürgerlichen Obrigkeit in Zusammenstoß gekommen wären, oder sonst die Ruhe des Staats gestört hätten, ist in tausend Jahren kaum erhört worden: die neue Priesterschaft hingegen hat, seitdem ihre Partei die begünstigte ist, nicht aufgehört, die Welt in Verwirrung zu setzen. Noch arbeiten ihre Pontifexe unter Grund: aber in Kurzem werden sie nach den Sceptern der Könige greifen, sich zu Statthaltern ihres Gottes auf-

werfen, und unter diesem Titel sich einer bisher unerhörten Oberherrlichkeit über Himmel und Erde anmaßen. — Unsere Priester waren zwar (wie billig) keine sehr eifrigen Beförderer, aber doch wenigstens keine erklärten Feinde der Philosophie, von welcher sie unter dem Schutz der Gesetze nichts besorgten. Am allerwenigsten ließen sie sich einfallen, die Gedanken und Meinungen der Menschen unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen, und ihren freien Umlauf in der Gesellschaft hindern zu wollen. Die ihrigen hingegen, — die, so lange sie die schwächere Partei waren, sich so viel damit wußten, die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, und sie beim Angriff der unsern immer in's Vordertreffen stellten, — geben ihr nun, da sie ihnen zu ihren weitern Operationen nur hinderlich sein würde, den Abschied, und werden nicht eher ruhen, bis sie alles um sich her finster gemacht, dem Volke alle Mittel zur Aufklärung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben. Ehemals, da sie selbst noch vom Almosen lebten, war ihnen die Wohlhabenheit und anständige Lebensart unserer Priester ein Greuel: nun, da sie mit vollen Segeln fahren, sind die mäßigen Einkünfte unserer Tempel, deren sie sich bemächtigen, viel zu wenig, die Bedürfnisse ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit zu befriedigen. Schon jetzt haben ihre Pontifexe zu Rom, durch die Freigebigkeit aberwitziger, reicher Matronen, deren schwärmerische Empfindsamkeit sie meisterlich zu benutzen wissen, durch die unverschämteste Erbschleicherei und tausend andere Kunstgriffe dieser Art, sich in den Stand gesetzt, es den ersten Personen im Reich an Pracht, Aufwand und Ueppigkeit zuvor zu thun. Aber alle diese Quellen, wiewohl durch immer neue Zuflüsse zu Strömen angewachsen, werden den Unersättlichen nicht genügen: sie werden tausend nie erhörte Mittel erfinden, die Einfalt roher und verblendeter Menschen zu besteuern: sogar die Sünden der Welt werden sich durch ihre Zauberkunst in Goldquellen verwandeln, und, um diese desto ergiebiger zu machen, wird man eine ungeheure Menge neuer Sünden erdenken, wovon die Theophrasten und Epikteten keine Ahnung hatten. — Doch wozu sage ich dies alles? Was geht es uns an, was diese Leute thun oder nicht thun, und wie wohl oder übel sie sich ihrer neuen Herrschaft über die kränkelnden Seelen nervenloser, durch Wollust und Sklaverei verkrüppelter Menschen, bedienen werden? Auch die Verführer der übrigen sind Betrogene; auch sie wissen nicht, was sie thun: uns aber, die wir in allem diesem klar sehen, kommt es zu, sie als Kranke und Wahnsinnige mit Schonung zu behandeln, und ihnen, ohne Rücksicht auf ihre Dankbarkeit oder Undankbarkeit, auch in Zukunft so viel Gutes zu erweisen, als ihr eigener Unverstand uns Gelegenheit dazu übrig läßt. Die Unglücklichen! Wem als sich selbst schaden sie, da sie sich von freien Stücken des wohl-

thätigen Einflusses berauben, durch welchen Athen zur Schule der Weisheit und der Kunst, Rom zur Gesetzgeberin und Regentin des Erdbodens wurde? wodurch beide einen Grad von Kultur erreichten, zu welchem selbst die bessern Nachkommen der Barbaren, die im Begriff sind, sich in die Länder und Reichthümer dieser ausgearteten Griechen und Römer zu theilen, niemals wieder sich werden erheben können. Denn was soll aus Menschen werden, von welchen die Musen und Grazien, die Philosophie und alle verschönernden Künste des Lebens und des feinern Lebensgenusses, mit den Göttern, ihren Erfindern und Schützern, sich zurückgezogen haben? Ich sehe mit Einem Ueberblicke alles Böse voraus, das sich in den Platz des Guten eindrängen wird; alles Unförmliche, Verschrobene, Ungeheure und Mißgestaltete, das diese fanatischen Zerstörer des Schönen, auf der Asche und den Trümmern der Werke des Genies, der Weisheit und der Kunst, aufthürmen werden, — und mir ekelt vor dem widerlichen Anblicke. Weg damit! — Denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschen die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich, mit unserer Hülfe, wieder über den Schlamm empor gearbeitet haben wird. Die Zeit wird kommen, da sie uns wieder suchen, unsern Beistand wieder anrufen, und bekennen werden, daß sie ohne uns nichts vermögen; die Zeit wird kommen, da sie, mit unermüdeter Arbeit jedes zertrümmerte oder verunstaltete Ueberbleibsel der Werke, die einst durch unsern Einfluß aus dem Geist und den Händen unserer Lieblinge hervorgingen, wieder aus dem Staube ziehen, oder tief aus Schutt und Moder herausgraben, und sich vergebens erschöpfen werden, durch affektirten Enthusiasmus jene Wunder der ächten Begeisterung und des wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachzuahmen.

Apollo. Ganz gewiß wird sie kommen, Jupiter, diese Zeit! ich sehe sie, als ob sie schon im vollen Glanze der Gegenwart vor mir stände. Sie werden unsre Bilder wieder aufstellen, sie mit dem Schauder des Gefühls und der anbetenden Bewunderung anstaunen, sie zu Modellen ihrer Idole nehmen, die unter barbarischen Händen zu Scheusalen geworden waren, und — o welch ein Triumph! — ihre Pontifexe selbst werden stolz darauf sein, uns, unter einem andern Namen, den prächtigsten Tempel zu erbauen!

Jupiter (einen großen Becher voll Nektar in der Hand). Es lebe die Zukunft! — (Zu Minerven). Meine Tochter, auf die Zeit, wo du ganz Europa, in ein neues Athen verwandelt, mit Akademien und Lyceen angefüllt sehen, und die Stimme der Philosophie mitten aus den Wäldern Germaniens vielleicht noch freier und heller erschallen hören wirst, als ehemals aus den Hallen von Athen und Alexandrien!

Minerva (den Kopf ein wenig schüttelnd). Es erfreut mich, Vater Jupiter, dich bei den gegenwärtigen Aspekten so gutes Muthes zu sehen: aber mir wirst du verzeihen, wenn ich so wenig an ein neues Athen, als an ein neues Olympia glaube.

Quirinus (zu Merkur). Ich kann mir den Peter mit dem Doppelschlüssel, der mein Nachfolger werden soll, noch nicht aus dem Kopfe schaffen, Merkur. Wie ist es denn mit diesem Schlüssel? Ist es ein wirklicher oder emblematischer, natürlicher oder magischer Schlüssel? Wo hat er ihn her? und was will er damit aufschließen?

Merkur. Alles, was ich dir darüber sagen kann, Quirinus, ist, daß er mit diesem Schlüssel, wem er will, die Pforte des Himmels oder des Tartarus aufschließt.

Quirinus. Den Tartarus mag er unserthalben aufschließen wem er will; aber auch den Himmel! das könnte mehr zu bedeuten haben.

Merkur. In der That haben sie es darauf angelegt, den Himmel mit einer so ungeheuern Menge neuer Götter ihres Schlages zu bevölkern, daß für uns alte kein Raum mehr übrig bleiben wird.

Jupiter. Dafür laß mich sorgen, Hermes! Unsere Tempel und Ländereien auf der Erde konnten sie uns leicht nehmen: aber im Olymp sind wir schon zu lange etablirt, um uns verdrängen zu lassen. Uebrigens wollen wir, zum Beweis unsrer vollkommenen Unparteilichkeit, den neuen Römern, ihrer Insolenz ungeachtet, das Recht der Apotheose unter denselben Bedingungen zugestehen, wie den alten. Wie ich höre, sollen die meisten von ihren Kandidaten, die an diese Standeserhöhung Anspruch machen, keine Personen von der besten Gesellschaft sein. Wir werden also, mit Sankt Peters Erlaubniß, immer vorher, ehe wir einen einlassen, eine kleine Untersuchung mit ihm vornehmen. Findet sich, daß er seiner übrigen Eigenschaften und Verdienste halben seinen Platz unter uns behaupten kann, so soll ihm, des goldnen Zirkels um den Kopf wegen, keine Einwendung gemacht werden; und Momus selbst soll ihm die Wunder, die man seine Gebeine oder seine Garderobe thun läßt, nicht vorrücken dürfen.

Juno. Mit den Mannspersonen kannst du es halten, wie du willst, Jupiter; aber die Damen will ich mir verbeten haben.

Venus. Es sollen sehr artige darunter sein.

Jupiter. Darüber wird sich, wenn der Fall eintritt, sprechen lassen. Und nun — kein Wort mehr von odiosis! Einen frischen Becher, Antinous!

VIII.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hätte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts Neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade, als wenn ein kaldäischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist er eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtiget haben?

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Dekret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden. — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewissermaßen für den Stifter der altrömischen Religion gelten kann, so

war es doch nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Polizirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts Wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte: indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der größten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer, noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Voreltern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbole der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letztern Vorstellung wenigstens, nicht sehr irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Phidiasse und Alkamenen in Latium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas anderes gehalten hast, als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von euerer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätte ich Lust, aus dem Helldunkel hervorzutreten und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeßliche Ganze zu sein angefangen hätte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so

großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der olympische Jupiter des Phidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufstellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen und durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war: aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte, sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmälig aus den Fluten empor: aber der größte Theil der alten Erdbewohner ging unter dieser furchtbaren Umwälzung der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmälig wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größten Theils in Wäldern und Höhlen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicher Weise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenern Menschenrace bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genusse aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthigt, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre An-

kunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herabgewürdigt hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßeren Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war) von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergange in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte. —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten, als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte, noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, daß etwas nicht erfolge, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen: — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind; und, weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur

Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Frechheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Märchen gefallen lassen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehört hat? Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deswegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist daran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es gibt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun, als sie empfänglich sind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben; und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

Der **Unbekannte** erscheint.

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zu kommt? Oder kennest du ihn etwa schon, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt, an eurer Unterredung Theil zu nehmen? Ich gestehe, daß sie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (vor sich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt also schon, wovon wir sprachen?

Der Unbekannte. Ich besitze die Gabe zu sein, wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit suchen, da ermangle ich selten, sichtbar oder unsichtbar der dritte zu sein.

Numa (den Kopf ein wenig schüttelnd, leise zu Jupiter). Ein sonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es, deine Bekanntschaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten.) Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommst?

Der Unbekannte. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir sprachen blos von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den übrigen.

Der Unbekannte. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkte richtig gesehen werden.

Numa. Und der ist? —

Der Unbekannte. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leise zu Numa). Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennest also das Ganze?

Der Unbekannte. Ja.

Numa. Und was nennest du seinen Mittelpunkt?

Der Unbekannte. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich weit entfernt ist, und der sich alles nähert.

Numa. Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

Der Unbekannte. Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einsenkung in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfälscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt sich hören!

Numa. Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft besprachen? Die große Katastrophe, die in diesen Tagen alles, was dem Men-

schengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

Der Unbekannte. Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoß, um ein altes, übel zusammengefügtes, durchaus morsches, und überdies nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

Numa. Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bei der größten Mannichfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathsamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsere Philosophen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemaliges Ansehen, sondern sogar einen viel größeren Glanz und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von so großem Umfang und von so künstlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich sein wollte — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbekannte. Schade, daß es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichem Sand gebaut war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du, daß in einer Sache von so großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

Numa. Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glauben.

Der Unbekannte. Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch nicht ihr Loos sein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniß und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber sind?

Jupiter. Du liebest die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

Der Unbekannte. Ganz unfehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit

wird sie in den Besitz der Freiheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniß der Glückseligkeit ist: denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins ist. Sobald du mir die Nachricht bringen wirst, daß die albernen Leute da unten, seitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Voreltern, bessere Menschen geworden seien, als ihre Voreltern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

Der Unbekannte. Die Verderbniß der Menschen war zu groß, als daß selbst die außerordentlichsten Anstalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch; nur dünkt mich, sei damit nicht mehr gesagt, als wenn du sagtest: so bald alle Menschen weise und gut sein werden, werden sie aufhören, thöricht und verkehrt zu sein; oder, wenn die goldene Zeit, da Jedermann vollauf hat, gekommen sein wird, wird Niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbekannte. Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsetzlich verschließen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weisen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Bist du in den Mysterien zu Eleusis iniciirt?

Der Unbekannte. Ich kenne sie so gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt sein, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist?

Der Unbekannte. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben —

Jupiter. Du scheinst mir ein großer Menschenfreund zu sein: weißt du etwas Wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbekannte. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf!

Der Unbekannte. Ihnen das wirklich zu geben, was die Mystagogen zu Eleusis versprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das ist mehr, als du oder ich zu leisten vermöchten.

Der Unbekannte. Du hast es nie versucht, Jupiter.

Jupiter. Wer spricht gern von seinen Verdiensten? Indessen kannst du leicht ermessen, daß ich zu der Ehre, die mir von so vielen großen und wohl policirten Völkern seit einigen Jahrtausenden

erwiesen wird, nicht gekommen sein kann, ohne etwas um sie verdient zu haben.

Der Unbekannte. Das mag schon lange sein! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel Heilbringendes thun. Ich gestehe, daß es mir saurer geworden ist.

Jupiter. Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerei, die sich selbst für Andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer könnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken, als sie werth sind?

Der Unbekannte. Ich denke weder zu gut, noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe, daß ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das ist es eben, was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolkes hat dich noch nicht mürbe gemacht; in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

Der Unbekannte. Du sprichst, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen großen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihm; dein weit sehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben, damit zu Stande zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mir's nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor, wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht, etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind, was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbekannte. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? — (Lachend). Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch, ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben — das Modell dazu ist da — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen, wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir

alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbekannte. Der Lehm (um bei deinem Gleichnisse zu bleiben) ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbekannte. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbekannte (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nun ja! man hofft immer das Beste von der Zeit! Wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbekannte. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ah! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiten die hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister gegen das deinige!

Der Unbekannte. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachse; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Uebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlechte wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und, was noch ärger ist, an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? —

Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, das die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbekannte. Alle diese Uebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zu Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist; es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzu lange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel blos dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! — Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das Beste ist, daß wir unsterblich sind, und also Hoffnung haben, die Entwicklung endlich doch noch zu erleben, wie viele platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbekannte. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden einzelnen Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist — daß es keinen andern gibt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich, nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise und, wie sie im besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist

der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiermit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was sagst du zu dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in fünfzehn hundert Jahren wieder.

IX.

Jupiter, halb sitzend, halb liegend auf einem mit Rosen bestreuten Ruhebette. **Juno,** zu seinen Füßen sitzend.

Jupiter. Und ist dies alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu Gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn, da ich deine dermaligen Grundsätze kenne, so wär' es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke, meinst du, ich neige mich zu stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch blos darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig; die Reihe ist nun an den Völkern; und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdebewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude davon haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber diesmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksal zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegirten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich IV. in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts bessers zu sein.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl! Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Produkte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eignen Beinen stehen können. Mein Amt ist, Niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist, mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Weidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer
König!"

Und damit sich Niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkür der Völker abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dies ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben freilich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Kultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer;
Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer
König!"

Jupiter. Zugegeben! Nur, daß jedem Volke, wenn es so weit gekommen ist, seine Rechte zu verstehen, und seine Kräfte berechnen zu können, — wozu im Grunde der gemeinste Menschenverstand zureicht — unbenommen bleibe, selbst zu seiner politischen Wirthschaft zu sehen. (Juno schüttelt den Kopf.) — Ich meine, daß es denjenigen aus seinem Mittel, welchen es am meisten Einsicht und Rechtschaffenheit zutraut, auftragen dürfe, eine solche Einrichtung zu treffen, daß die willkürliche Macht des Einzigen, und der Weni-

gen, die sich seiner Gunst und seines Vertrauens zu bemächtigen wissen, verhindert werde, Böses zu thun, die Kräfte des Staats zu verschwenden, die Sitten zu verderben, Weisheit, Tugend, und die Freimüthigkeit, alles laut zu sagen, was man für wahr hält, zu Verbrechen zu machen, kurz —

Juno. O, da hast du vollkommen Recht, Jupiter! Das sollen die Könige nicht dürfen! Sie müssen durch Religion und Gesetze eingeschränkt sein, das versteht sich! Sie müssen wissen, daß sie ihren Zepter blos von Jupiter empfangen haben. —

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist; aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige Niemand über sich hätten, als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren, als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respektiren müssen —

Jupiter (etwas hitzig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respektiren. Sie sind es eben, die den großen ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen diese Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkür regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von Niemand zur Rede gestellt werden dürfen — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleichviel ist), als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist es eben, was wir verhindern müssen, Jupiter oder, wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran Niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheiter werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß es mir einfiele, eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt in's Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen, als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehst?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchieen, und (etwas leise) die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß sein: es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gea; dann kam das Reich des Saturnus; dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Nationalversammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des delphischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn," sagt das Orakel, „nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblick aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden unter Ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein."

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen, was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung, und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selber regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr wirkliches Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, in's rechte Maß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selbst vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue, was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht, meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe: Du sollst mit mir zufrieden sein.

X.

Jupiter Olympius, Sankt Ludewig, hernach **Jupiter Horkius** und **Pluvius,** zwei Subdelegirte des Olympischen Jupiters.

Jupiter Olympius. Hättest du dir wohl, Freund Ludewig, zu deiner Zeit vorgestellt, daß deine Gallofranken sich nach fünfhundert Jahren so mächtig hervorthun, aus dem frivolsten und leichtsinnigsten Volke in der Welt, wofür sie noch vor kurzem von ihren eigenen Sittenmalern erklärt wurden, auf einmal das vernünftigste werden und dem ganzen Erdboden Beispiele geben würden, welche (wenn ich anders recht in den Hieroglyphen des Schicksals gelesen habe) unvermerkt eine neue und auf alle Fälle bessere Ordnung der Dinge da unten veranlassen werden?

Sankt Ludewig. Ich muß gestehen —

Jupiter Olympius. Hat man jemals von einem so schnellen Uebergang von Knechtschaft zu Freiheit, einem raschern Sprung von der schmählichsten Herabwürdigung der Menschheit zum lebendigsten Bewußtsein ihrer ganzen Würde und zur glänzendsten Entfaltung ihrer edelsten Kräfte gehört? Noch einmal, braver Ludewig, hättest du deiner Nation — gerade in dem Augenblicke, da sie bis zur Verachtung der verächtlichsten Völker Europens herabgesunken war, eine so erstaunliche Energie und, was noch unerwarteter ist, eine so beispiellose Beharrlichkeit in einer Unternehmung, die vor kurzem noch den Klügsten unausführbar schien, zutrauen sollen?

Sankt Ludewig. Der Kern meiner Nation war immer brav und bieder. Wie unausgebildet auch ihre Naturanlagen, wie roh ihre Begriffe, wie ungebändigt ihr Feuer zu meiner Zeit noch war, so hatte ich doch Gelegenheit genug, die Keime von allem, was schön und groß ist, in dem Charakter meiner wackern Franken zu entdecken. Seit kurzem haben sie meine Hoffnung von ihnen mehr als zu sehr gerechtfertigt. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Lebhaftigkeit und der Drang der Umstände sie nicht vielleicht ein paar gefährliche Sätze zu viel machen ließ; aber das glaube ich ohne Ruhmredigkeit sagen zu können: wären meine Nachfolger den Maximen und Gesinnungen treu geblieben, die mich in meiner Regierung (die fatalen Kreuzzüge abgerechnet) leiteten, so würde es mit dem sechzehnten Ludewig und mit den übrigen Nachkommen meines sechsten Sohnes Robert, die jetzt eine so traurige Rolle spielen, so weit nicht gekommen sein.

Jupiter Olympius. Hier ist meine Hand, Sankt Ludewig! Für einen Ritter aus jenem rohen Zeitalter, der schon in seinem

eilften Jahre einen König vorstellen mußte, von Mönchen erzogen worden war, und Tag und Nacht seinen Rosenkranz murmelte, warst du ein wahres Wunder von einem weisen und guten Fürsten!

Sankt Ludewig. Dies ist mehr, als ich verdiene! Wenn ich auch einige Tugenden hatte, so kann ich mir doch, seitdem ich hier oben einen richtigern Maßstab von Recht und Unrecht bekommen habe, länger nicht verbergen, daß die wenigen ruhigen Jahre, worin Frankreich unter mir den Segen des Friedens und einer milden Regierung genoß, nicht den hundertsten Theil des Unheils vergüten konnten, welches ich — freilich in der besten Meinung von der Welt — durch meine zwei Ritterfahrten gegen die Ungläubigen über mein armes Volk brachte. Das Herz blutet mir, so oft ich daran denke.

Jupiter Olympius. Ich würde an deinem Platze lieber gar nicht mehr daran denken. Was nicht mehr zu ändern ist, muß man zum Besten kehren. Es war freilich eine große Thorheit, Völkern, die einen andern Propheten hatten als du, den deinigen mit dem Degen in der Faust aufdringen zu wollen, der Eroberung irgend eines Grabes wegen (mein eigenes zu Kreta nicht ausgenommen) alles Gold und Silber deines Königreichs nach Italien und Aegypten zu tragen und die Blüthe deiner Ritter und Knechte aufzuopfern, um am Ende nichts als zerfetzte Glieder, leere Beutel und den palästinischen Aussatz nach Hause zu bringen. Indessen hattest du diese ritterliche Narrheit mit einer Menge großer und kleiner Potentaten deines Jahrhunderts gemein: aber deine Tugenden waren dein eigen; und was du zum Besten deines Volkes gethan hast, muß dir billig doppelt angerechnet werden, da nur eine außerordentliche Rechtschaffenheit dich fähig machen konnte, in einer solchen Zeit unendlichemal weiser zu regieren als die drei Könige, die im Jahrhundert der höchsten Kultur und Aufklärung deinen Namen getragen und dein Fest alle Jahre an der Spitze ihrer Ludewigsritter mit großen Ceremonien gefeiert haben.

Sankt Ludewig. In der That muß es mir zum Trost gereichen, daß ich aus bloßem Antrieb des gemeinen Menschenverstandes die nämlichen Wege im Regieren einschlug, auf welchen jetzt die aufgehelltesten Köpfe Frankreichs die Wiederherstellung des Staats zu bewirken suchen. Meine angelegensten Sorgen hatten immer das Wohl des zahlreichsten, nützlichsten und unbilliger Weise am wenigsten geachteten Theils der Nation zum Gegenstande. Ich setzte den übermüthigen Anmaßungen der Baronen, der Klerisei und der römischen Kurie so enge Schranken, als es bei einer Verfassung, die ich nicht ändern konnte, nur immer möglich war. Ich öffnete den Gelehrten vom Bürger- und Bauernstande den Zutritt zu allen den Aemtern, die nur von den aufgeklärtesten

Männern wohl verwaltet werden können, aber bisher ausschließlich von rohen Rittern und Edelknechten versehen wurden, deren die wenigsten ihren Namen zu schreiben wußten; und um den willkürlichen Richtersprüchen meiner Baronen Ziel und Maß zu setzen, errichtete ich vier königliche Gerichtshöfe, wo einem Jeden, der es verlangte, von gelehrten und erfahrnen Männern Recht gesprochen wurde. Ich vergaß nie, daß die königliche Würde nur ein Amt ist, für dessen Führung wir unserm Volke und der Nachwelt eben so verantwortlich sind als dem Himmel. Nie streckte ich meine Hand nach dem Eigenthume meiner Unterthanen aus: dafür aber wurden meine eigenen Domänen mit der größten Oekonomie verwaltet; und weil ich wenig auf meinen Hof, und auf meine eigene Person beinahe gar nichts verwandte, so sah ich mich immer im Stande, zu rechter Zeit freigebig zu sein und sogar große Dinge ohne Belästigung meines Volkes unternehmen zu können. Kurz, wie gering auch das Gute, was ich that, gegen das ist, was ich entweder nicht vermögend genug auszuführen, oder nicht weise genug zu unternehmen war: so finde ich doch nicht wenig Beruhigung in dem Gedanken, daß ich meinen Nachfolgern die ersten Grundzüge eines Regierungsplans hinterließ, durch dessen Ausführung Frankreich schon lange das geworden wäre, was es nun mit großer Gefahr und vielen Aufopferungen durch die Arbeit seiner neuen Gesetzgeber zu werden hofft, ohne daß meinem armen Sohne Ludewig XVI ein anderes Verdienst dabei übrig bleibt, als gern oder ungern — zu allem Ja zu nicken.

Jupiter Horkius (erscheint. Zu Jupiter Olympius). Großmächtigster Beherrscher des Olympus, eine Nation, auf welche die Augen der ganzen Welt geheftet sind, ist im Begriff, eine Feierlichkeit zu begehen, dergleichen die Sonne, seitdem sie der Erde leuchtet, noch keine gesehen hat. Der Tag ist angebrochen, an welchem ihr König mit den Stellvertretern der ganzen Nation, als Verwesern der gesetzgebenden Macht, und mit den Abgeordneten des stehenden Kriegsheeres sowohl, als der bewaffneten Bürger aller Municipalitäten des Reichs, sich vereinigen wird, am Altare der Freiheit und Eintracht der neuen Verfassung zu huldigen, die das Glück ihrer Nachkommenschaft auf ewig befestigen soll. Der gesellschaftliche Vertrag, ohne welchen ein Staat nicht wie ein lebendiger organischer Körper, sondern blos wie ein mit Draht verbundenes Knochengerippe zusammenhängt — diese freiwillige Verbrüderung freier Menschen, um Ein Volk auszumachen, das bei gleichen Menschen- und Bürgerrechten sich verpflichtet, einerlei Gesetzen in gleichem Maße zu gehorchen — Gesetzen, deren Gründe die allgemeine Vernunft mit unauslöschlichen Zügen in jede Menschenseele geschrieben hat, und welche den Genuß jener unverlierbaren Rechte allen Bür-

gern des Staats auf gleiche Weise versichern: dieser Vertrag, der bisher nur ein Traum der Weisen und der fromme, aber eitle Wunsch der Freunde der Menschheit war, soll heute zum erstenmale von dem ersten und größten aller freien Völker der Welt im Angesicht des Himmels und der Erde beschworen werden. — Welch ein Tag! Welch ein Schauspiel für Götter und Menschen! Welch ein Beispiel für Zeitgenossen und Nachwelt! — Dieses in seiner Art einzige Fest, dieser große Triumph der über alte Vorurtheile siegenden Vernunft, dieser glorreiche Vorläufer der wiederkehrenden Asträa und ihrer goldnen Zeit verdient es, auch äußerlich der heiterste, fröhlichste und glückweissagendste aller Tage zu sein; und es ist deiner würdig, großer Olympius, die feierliche Stunde des schönsten Bundes, der jemals unter deinen Auspicien beschworen wurde, mit einem augenscheinlichen Zeichen deines Wohlgefallens zu begünstigen. Laß also, wenn es dir gefällt, den gemessensten Befehl an den Gott der Winde und besonders an deinen untergeordneten Jupiter Pluvius ergehen, daß sie von Stund an alle Stürme an Fesseln legen, alle Regenwolken vom Pariser Horizont entfernen, und nur so viel leichtschwebendes Gewölke um die Sonne herwehen sollen, als nöthig sein mag, die unzählbare Volksmenge die der große Cirkus der Nationalverbrüderung einschließen wird, vor der allzu feurigen Glut des Helios zu schirmen, welcher stolz darauf ist, diese Feierlichkeit mit aller Pracht seiner reinsten Strahlen zu verherrlichen.

Jupiter Olympius (lachend). Ei, ei, mein lieber Horkius! Was du in der Rednerschule, die du seit einiger Zeit besucht zu haben scheinst, schon für Fortschritte gemacht hast! — Uebrigens ist dein Begehren nicht mehr als billig, und ich lobe den Eifer, womit du als Vorsteher und Handhaber aller Eide der Sterblichen an meiner Stelle dein Amt bei dieser Gelegenheit verwaltest. — Merkur, hole sogleich den Jupiter Pluvius herbei! — Nun, König Ludewig, was denkst du von dem neuen Schauspiele, das uns deine Franken heute zum Besten geben wollen?

Sankt Ludewig. Es ist in der That so neu, so ganz über alles, was wir gewohnt sind zu sehen, wenn wir unsere Blicke über diesen traurigen Schauplatz der menschlichen Thorheiten und alles ihres selbstgemachten Elends fallen lassen — daß ich, selbst wenn ich es mit Augen sehe, kaum meinen eigenen Sinnen werde glauben können.

Jupiter Olympius. Dahin mußte es kommen, mein Freund, wenn der schöne Bau, an dessen Plane die Weisen unter den Sterblichen schon Jahrtausende im Stillen arbeiten, auf einer dauernden Grundfeste ruhen sollte! Ich gestehe dir, daß mich die Menschen zu interessiren anfangen, seitdem ich, wenigstens auf

Einem Flecke des Erdbodens, die größere Zahl sich wie vernünftige Leute betragen sehe. Wenn sie so fortfahren sollten, werden sie es am Ende noch gar dahin bringen, daß ich sie lieb gewinne.

(Jupiter Pluvius erscheint.)

Jupiter Olympius. Nicht zu nahe, Pluvius!

Pluvius. Was ist dein Befehl, großer Jupiter!

Jupiter Olympius. Hat dir Merkur nicht schon gesagt, wovon die Rede ist?

Pluvius. Er hat es; aber erlaube mir, dir im Namen der ganzen sublunarischen Natur vorzustellen, daß es mir mit allem guten Willen, das Meinige zur Verherrlichung dieses 14. Julius beizutragen, eine pure Unmöglichkeit ist, deine Wünsche zu erfüllen.

Jupiter Olympius. Eine Unmöglichkeit? Wie so, Pluvius?

Pluvius. Dir brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß beim Departement des Luft- und Dunstkreises, bei welchem ich mit angestellt bin, eine so genaue Ordnung in Einnahme und Ausgabe eingeführt ist, daß kein einziger Regentropfen mehr oder weniger, früher oder später, auf diesen oder jenen Fleck des Erdbodens fallen könnte, ohne die Oekonomie des ganzen Erdplaneten in Unordnung zu bringen. Vermöge einer schon lange getroffenen und vorbereiteten Einrichtung, an welcher ohne die nachtheiligsten Folgen für einen großen Theil des Menschengeschlechtes und eine unzählige Menge von Thier- und Pflanzengeschlechtern nicht das Geringste geändert werden kann, muß ich heute beinahe den ganzen Tag so stark zu Paris regnen lassen, daß ich nicht sehe, wie die angesetzte Feierlichkeit nur mit einigem Anstande, geschweige mit Bequemlichkeit und Vergnügen, sollte vollzogen werden können.

Horkius. Der Tag kann nicht mehr geändert werden! Also, mein guter Pluvius —

Pluvius. Es ist mir leid; denn ich werde strömen lassen, daß ihr euch wundern sollt! Da kann nichts davon abgehen!

Horkius. Alles ist nun einmal auf heute angeordnet und zwischen der ganzen Nation auf die nämliche Stunde abgeredet. Es muß dabei bleiben, und wenn gleich das Marsfeld zur See werden sollte! Aber hängt denn am Ende nicht alles von deinem Willen ab, großmächtigster Olympius? Wenn du zu befehlen geruhen wolltest —

Jupiter Olympius. Wo denkst du hin, Horkius! Ich sollte um deiner Feierlichkeit willen einen Befehl geben, worunter Millionen Geschöpfe unverschuldet leiden würden? Das hast du doch hoffentlich nicht in der Nationalversammlung gelernt?

Horkius. Um Verzeihung! Ich verlange dir keine Ungerechtigkeit zuzumuthen; nur kann ich nicht begreifen, was die Welt

im Ganzen darunter leiden sollte, wenn in diesem Augenblick ein tüchtiger Nordostwind käme und die Wasserschläuche, aus welchen uns Pluvius so reichlich zu beträufeln Willens ist, ins atlantische Meer zurückjagte. Wenigstens kann doch so viel nicht daran gelegen sein, wenn er seine Operation um etliche Stunden aufschieben müßte.

Pluvius. Das muß ich am besten wissen, wie viel daran gelegen ist! Nicht einen Augenblick!

Jupiter Olympius. Du verstehst das nicht, mein guter Horkius. Wenn es so ist, wie er sagt, so kann ich dir nicht helfen.

Horkius. Aber meine Feierlichkeit! Ein solcher Tag! Ein solches Fest! Ein Tag, wie noch keiner gewesen ist, seitdem die Erde sich um ihre Achse dreht! — Was mich am meisten ärgert, ist nur, daß diese verruchten Aristokraten die boshafte Freude haben sollen, uns auszulachen!

Jupiter Olympius. Die Natur kann darauf keine Rücksicht nehmen, mein Kind! Sie geht ihren eigenen Gang —

Pluvius. In sofern du, großer Olympius, nicht etwa ein Wunder thun —

Jupiter Olympius. Höre, Pluvius! laß mir dieses verwünschte Wort nicht noch einmal über den Zaun deiner Zähne springen, oder, bei dem großen diamantnen Spinnwirtel der Parzen! ich ergreife dich beim Schopfe und hänge dich mit einem Amboß an jedem Haare deines langen Zottelbartes drei Tage und Nächte lang zwischen Himmel und Erde auf! — Wofür seht ihr mich an, daß ihr mir durch solche alberne Reden noch zu schmeicheln glaubt? — Du sollst regnen lassen, weil es nun einmal geregnet sein muß, und kein Wort mehr über diesen Punkt!

(Jupiter zieht die Augenbrauen zusammen, und Pluvius macht sich davon.)

Horkius (indem er sich entfernt). Wohlan denn! Diesem griesgrämischen Wassermanne zu Trotz soll die Feierlichkeit dennoch vor sich gehen! Mögen doch meinethalben alle Wolken in der Welt zu Aristokraten werden, eine Gegenrevolution sollen sie wahrlich nicht zu Stande bringen! Sie können uns bis auf die Haut durchnässen, aber unsere Freude lassen wir uns nicht zu Wasser machen. Wir wollen doch sehen, wer zuletzt am meisten Ehre davon haben wird!

Sankt Ludewig. Ich müßte meine Franken schlecht kennen, oder sie werden sich zu ihrem Ruhm aus der Sache ziehen.

Jupiter Olympius. Es verlohnte sich, dächte ich, der Mühe, daß wir selbst herunterstiegen und aus der durchsichtigsten der Wolken, welche Pluvius über Paris zusammen getrieben hat, dem Ausgang der Sache zusähen. Begleite mich, Freund Ludewig.

Sankt Ludewig. Sehr gern.

Jupiter Olympius (zu Merkur). Ist dies nicht Numa Pompilius, der dort aus dem Lorbeerwäldchen hervorgeht?

Merkur. Er ist es.

Jupiter Olympius. Er kommt eben recht. Der gute Mann war immer ein Liebhaber von Feierlichkeiten; er soll das Vergnügen haben, einer beizuwohnen, wie er in seinem Leben noch keine gesehen hat. Geh, Merkur, und sage ihm, daß er mit uns kommen soll.

XI.

Jupiter Olympius, Merkur, Numa Pompilius, Sankt Ludewig, Heinrich IV. Zuletzt noch der Schatten Ludewigs XIV.

Die Scene ist in einer Wolke über dem Marsfelde zu Paris.

Jupiter. Ventre-Saint-Gris! Ludewig, seh' ich nicht dort den bravsten aller Gascogner, den ersten Bourbon, auf welchen deine Krone erbte, und den würdigsten von allen deinen Enkeln? — Tritt näher, Heinrich! Bist du auch neugierig, einem in Frankreich so unerhörten Feste, dem Triumphe der Bürgerfreiheit über monarchischen und aristokratischen Despotismus, zuzusehen?

Heinrich IV. Ich bin, Dank sei dem Himmel, eh ich ein König wurde, lange genug wenig mehr als jeder andere Erdensohn, und weiß Gott! einer der geplagtesten gewesen, um noch so viel Menschengefühl übrig zu haben, daß ich mich darüber freuen kann, wenn mein gutes Volk glücklich ist, sollt' es auch auf Unkosten meines Hauses sein.

Jupiter. Wären deine Nachfolger, als Menschen, deines Gleichen gewesen, Heinrich Bourbon, so hätte der sechzehnte Ludewig diesen Tag nicht erleben müssen, den er vermuthlich nicht mit rother Tinte in seinem Kalender anzeichnen wird. — Komm und setze dich zu uns! Aus dieser Wolke wirst du alles sehr bequem sehen können.

Sankt Ludewig (herabschauend). Das muß ich gestehen, ein herrlicher Schauplatz für eine solche Feierlichkeit! — Was sich meine gute Stadt Paris seit meiner Zeit verändert hat!

Merkur. Und was für eine Meinung wirst du von den heutigen Parisern bekommen, wenn du hörest, daß dieser ungeheure Halbzirkel von amphitheatralischen Sitzen das freiwillige Werk von mehr als hunderttausend Bürgern von Paris beiderlei Geschlechtes war, die mit einem Enthusiasmus, den auch das ungünstigste

Wetter nicht erkälten konnte, mehrere Tage lang vom Morgen bis zur Abenddämmerung arbeiteten, als sie sahen, daß die bezahlten Tagelöhner bis zum vierzehnten Julius nicht fertig werden könnten.

Numa (zu Sankt Ludewig). Laß diese Schwärmerei zur herrschenden Leidenschaft des Volkes werden, so ist es von diesem Augenblick an das erste in der Welt.

Heinrich IV. Der Enthusiasmus, den die neuerworbene Freiheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu sein, weil die Geliebte ihm eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht; aber er müßte wirklich ein Gott sein, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

Merkur. Welch ein unzählbares Volk sich von allen Seiten dem Marsfelde zudrängt! Welche Ströme von Menschen!

Numa. Und welche Regengüsse!

Jupiter. In der That, Pluvius hält sein Wort über meine Erwartung.

Merkur. Und doch siehst du diese wackern Bürgersoldaten mitten unter dem kräftigsten Platzregen jauchzend und singend um den Altar der Freiheit tanzen!

Numa. Schade um ein so herrliches Fest! Es wäre doch eines freundlichern Wetters werth gewesen.

Sankt Ludewig. Und mir ist es lieb, daß meine braven Franken diese Gelegenheit bekommen haben, zu zeigen, daß es nicht in der Macht der Elemente steht, ein Feuer wie das ihrige nur zu dämpfen, geschweige auszulöschen. Sagte ich nicht voraus, daß es so kommen würde? In welcher schönen Ordnung der ganze unendliche Zug der Repräsentanten der Nation und ihrer Beschützer, von der ganzen Bürgerschaft dieser unermeßlichen Hauptstadt begleitet, mit ihren Fahnen und Panieren trotz dem abscheulichen Wetter daherzieht! Welcher Triumph in ihren Augen funkelt! Die Ströme von oben, der aufgelöste Boden von unten, die triefenden Schirme und Kleider, die Ungemächlichkeiten aller Art, die betrogene Hoffnung eines glänzenden Tages, die tückische Schadenfreude der Gegenpartei, nichts, was ein jedes andere Volk in böse Laune gesetzt hätte, kann ihrem guten Muth etwas anhaben, nichts kann ihnen die Freude dieses Tages verkümmern!

Jupiter. Geradeweg von der Sache zu sprechen, wären sie der Freiheit nicht werth, die ihnen heute auf ewig angetraut wird, wenn eine zerstörte Frisur und ein Nößel Wasser in den

Schuhen sie an einem Feste wie dieses mißmüthig machte. Was könnten sie einer so reizenden Liebschaft zu Gefallen weniger leiden? Heinrich würde, um seiner schönen Gabriele einen verstohlnen Besuch zu machen, ein zehnmal schlimmeres Wetter in der finstersten und frostigsten Winternacht für nichts geachtet haben — nicht wahr?

Heinrich IV. Wer kennt die Allmacht der Liebe besser als Jupiter?

Merkur. Mich deucht, der König läßt ein wenig lange auf sich warten.

Jupiter. Nu, nu! das wollen wir ihm nicht verdenken. Das Vergnügen, sich von ein paar hunderttausend Menschen, wovon der geringste sich in diesem Augenblick ein kleiner König dünkt, hochleben zu lassen, mag wohl nicht so groß in seinen Augen sein, daß er eilen sollte, sich hier den Schnupfen und ein Zahngeschwür zu holen.

Sankt Ludewig. Wer so billig ist, zu bedenken, daß vor zwei Jahren noch eine unterirdische Gruft in der Bastille darauf stand, wenn sich Jemand unterfangen hätte, den großen Grundsatz der Monarchie, „daß der König die einzige Quelle der Gesetze sei und von der Ausübung seiner Macht nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe“, anzufechten; und daß Ludewig XVI. bis in die Mitte des Jahres 1789 nie eine andere Sprache als diese gehört, bei jedem Vive le Roi! das seit seinem Regierungsantritt seine Ohren erschütterte, nie etwas Andres gedacht hatte, als daß sein Volk ihm dadurch eine unbedingte Bereitwilligkeit, alles für ihn zu thun und alles von ihm zu leiden, angelobe: der wird es ihm wahrlich zu gut halten, wenn er eben nicht mit schnellen Schritten herbeieilt, der Nation, die vor kurzem noch nichts war, eidlich zuzuschwören, daß er sie für die einzige Quelle aller Macht im Staate, sich selbst hingegen blos für den ersten Bürgermeister des Reichs erkenne, schuldig, so gut wie der geringste Dorfschulze, den Gesetzen der Volksrepräsentanten unterthan zu sein, und keinen andern Willen zu haben als den ihrigen. Der Sprung von dem, was er war und wofür er von der ganzen Welt anerkannt wurde, zu dem, was er jetzt vorstellt, ist gar zu groß! Es ist ein wahrer Salto mortale, den man unmöglich thun kann, ohne davon betäubt zu werden. Was ich an ihm bewundre, ist, daß er sich bei allen so wenig erwarteten Ereignissen dieser Zeit noch immer mit so guter Art benommen hat.

Heinrich IV. Er ist ein Bourbon, lieber Vater! Bonhomie ist von jeher unser stärkster Familienzug gewesen.

Merkur. Und diese Bonhomie, Heinrich, mit deinem Geiste, deiner Klugheit, deinem Muthe und altritterlichen Biederherzen

verbunden, würde ihn in der gegenwärtigen Krise zum Retter seines Volkes, zur Seele aller öffentlichen Verhandlungen, zum Abgott aller Herzen, zum Stifter einer neuen, eben so dauerhaften als glücklichen Monarchie gemacht haben. Wie gering waren im Grunde seine Schwierigkeiten gegen die deinigen! Wie schwach war in ihrem ersten Anfange die Kabale herrschsüchtiger Demagogen, mit welcher er zu kämpfen hatte, wenn er zu kämpfen gewußt hätte, gegen die furchtbare Ligue, über welche dich blos deine eigene Klugheit und Standhaftigkeit endlich triumphiren machte!

Jupiter. Daß du doch so gern radotiren magst, Merkur! Würde er denn in Ludewigs Lage und Umständen eben derselbe Mann gewesen sein, der er als Heinrich IV. war.

Heinrich IV. Ich bin nie ein großer Raisonnirer gewesen; aber mich deucht, ein Jeder ist, was er unter seinen Umständen sein kann. Ein Fürstenkind ist am Ende ein Menschenkind wie ein anderes; und man kann eben so wenig von ihm fordern, daß ein Minos oder Numa, ein Cäsar oder Trajan aus ihm werde, wenn es ihm nicht gegeben ist, als man ihm zumuthen kann, der erste Tänzer oder der beste Schwimmer unter seinem Volke zu werden. Laßt uns billig urtheilen! Die Schwierigkeiten, die zuletzt alle auf einmal über Ludewig XVI. herstürzten, waren für ihn unendlich größer als die meinigen für mich; und er hatte keinen d'Aubigné, keinen Du Plessis Mornay, keinen Sully zur Seite, wie ich! Hätte er solche Freunde gehabt, wer weiß, ob er sie nicht vielleicht noch besser zu gebrauchen gewußt hätte als ich?

Jupiter. Deine Hand, guter Heinrich! Das ist ein Wort, das deinem Herzen Ehre macht, wenn du es auch mit deinem Vielleicht nicht errathen haben solltest! — Aber was bedeutet das Getümmel, das auf einmal das ganze Marsfeld in Bewegung setzt?

Merkur. Endlich erscheint die Hauptperson des Festes.

Sankt Ludewig. Mein armer Sohn! Wie blaß er ist! Wie wenig er sich noch an diese neue Gestalt der Dinge gewöhnen kann!

Jupiter. Ungeachtet dieses schmetternden Vive le Roi! dessen Donner die Wolken auseinander sprengt, glaubt er gewiß nichts weniger als unter seinen Kindern zu sein, wie oft es ihm auch schon von den Deputirten seiner guten Stadt Paris vorgesagt worden ist. — Gutherziger Ludewig! Wenn du dir das wirklich einbilden könntest, wer wäre glücklicher als du!

Merkur. Aber im Ernste, was kann ein Mann mehr verlangen, als unter fünfundzwanzig Millionen Menschen der Erste zu sein, und fünfundzwanzig Millionen baare Livres Besoldung zu haben, ohne daß man ihm was Andres dafür zumuthet, als daß er sich die zärtlichsten Sachen von der Welt vordeklamiren lasse und zu allem, was man ihm vorträgt, Ja sage?

Sankt Ludewig. Ich gestehe, daß ich mich bei diesen Vortheilen nicht sehr wohl befinden würde.

Heinrich IV. Ueberdies ist noch sehr die Frage, wie gut das ganze Reich sich dabei befinden werde, daß man die königliche Autorität unter zwölfhundert alte und neue Edelleute, Pfarrer, Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Pachter und Bauern vertheilt hat, die (wenn ich anders die Menschen kenne) eben so leicht das Faß der Danaiden füllen, als die allgemeine Ruhe und Ordnung durch Dekrete wieder herstellen werden, die nur so viel gelten, als das Volk sie gelten lassen will.

Jupiter. Du setzest, wie ich sehe, kein großes Vertrauen in die Konstitution, die in diesem Augenblicke beschworen wird, und in die aus ihr entspringende neue Ordnung der Dinge, von welcher die französischen Redner der Nation so viel versprechen?

Heinrich IV. Ich bin mit ganzem Herzen für eine freie Konstitution und für so viel Gleichheit unter allen Staatsbürgern, als mit der Natur einer sehr großen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem letzten Zweck eines jeden Staats bestehen kann. Ich betrachte Verschiedenes, was die Repräsentanten der Nation bisher gethan haben, als die Grundlage einer guten Verfassung, die noch zu machen ist. Aber Manches, deucht mich, war Uebereilung einer einseitigen Vorstellungsart; Manches das Werk des Parteigeistes und unedler Leidenschaften; Manches auch wohl das Werk einer Kabale, die ihre geheimen Anschläge noch durchzusetzen hofft, indem sie die Unwirksamkeit der Gesetze zu verlängern, die Nationalversammlung dem Volke verächtlich zu machen und die Erbitterung der Parteien aufs höchste zu treiben sucht. Ich begreife nicht, wie Jemand es mit dem Vaterland ernstlich wohl meinen, und doch verblendet genug sein könnte, nicht zu sehen, daß man zu weit gegangen ist.

Jupiter. Bedenke, was bei einer solchen Revolution dem Drang der Umstände, der Verschiedenheit der Vorstellungsarten und dem ewigen Streite, worin Privatvortheile und gemeines Bestes mit einander verwickelt sind, zugerechnet werden muß! Bedenke, daß auch die redlichsten und weisesten Menschen nur Menschen sind! Man wollte anfangs nur so weit gehen, als die Noth erforderte, und wurde durch die unaufhaltbaren Wogen der Zufälle weiter fortgerissen. Ohne eine Revolution konnte dem Staate nicht geholfen werden; eine Revolution aber war nur durch überwiegende Gewalt möglich. Wenn ein Staat nur noch durch die Fesseln, die man seinen Bürgern angelegt hat, zusammenhängt: so wird er freilich aufgelöst, sobald diese Fesseln zerbrochen werden. Ist es mit einer Regierung so weit gekommen, daß sie sich nur noch durch Mißbräuche erhält und alle ihre Stärke nur von ihnen

zieht: so muß nothwendig auf die Abstellung dieser Mißbräuche ein Augenblick von Stockung erfolgen; und das kann nach Beschaffenheit der Menschen und der Umstände ein sehr langer Augenblick sein. Aber wenn ein so aufgeklärtes, so edler Gesinnungen, so warmer Menschengefühle fähiges Volk, wie das französische, nur einmal den großen Punkt gewonnen hat, frei zu sein: so verlaßt euch darauf, es wird die Kräfte, die es nun ungehindert gebrauchen darf, endlich zu seinem wirklichen Besten gebrauchen lernen. Alles will gelernt sein, sogar das Leben. Recht zu leben wissen, ist eine schwere Kunst; die Menschen recht zu regieren wissen, die schwerste unter allen. Ich selbst (unter uns gesagt) habe das Beste, was ich davon weiß, erst durch Fehlermachen gelernt; und ich zweifle sehr, daß es den Westfranken anders gehen werde.

Numa. Eine Gesetzgebung für ein freigewordenes Volk, das durch lange Kultur so weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist, daß Vorurtheile nichts mehr über seinen Kopf, religiöse Gefühle wenig oder nichts mehr auf sein Gemüth vermögen, ist eine schwere Aufgabe, deren Auflösung jetzt zum erstenmale versucht wird. Der Gesetzgeber ermangelt dabei aller der Vortheile, die ich von der Rohheit der Romuliden und von der treuherzigen Einfalt meiner Sabiner zog. Die Ueberzeugung, welche seine Gesetze mit sich führen müssen, — „daß ein Jeder sein möglichstes Privatinteresse nicht anders als mit den Aufopferungen, die das allgemeine von ihm fordert, erzielen könne“ — diese Ueberzeugung muß alles thun. Aber um auf sie rechnen zu können, müßte man nicht nur gewiß sein, daß sie allgemein und vollkommen sei, sondern auch, daß die Bürger sich immer in demjenigen Zustande befinden werden, worin die Vernunft über alle Leidenschaften und sinnlichen Reize das Uebergewicht hat; eine Voraussetzung, die in der Anwendung sehr unrichtige Resultate geben wird. Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, blos für Andere lebt und immer für Andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

Jupiter. Wie würdest du es also anfangen, Numa, wenn du auf die Erde zurückkehren müßtest, um den Westfranken Gesetze zu geben?

Numa. Ich würde mir den Auftrag wo möglich verbitten, Jupiter; wofern dies aber nicht anginge, mich nicht verbunden halten, das Urbild der vollkommensten Gesetzgebung für sie vom

Himmel zu stehlen, sondern genug gethan zu haben glauben, wenn ich ihnen (wie Solon den Athenern) die besten Gesetze gäbe, deren sie gegenwärtig fähig wären.

Jupiter. Du würdest also, wie es scheint, einen ganz andern Weg einschlagen als die Philosophen und Physiokraten, die jetzt im Besitze des Gesetzgebens in Frankreich sind?

Numa. Ich würde mich wenigstens hüten, kein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den rohesten Theil des Volks (der doch immer die meisten und derbsten Fäuste hat) von alten Pflichten zu entbinden, eh ich mich hinlänglich versichert hätte, daß sie sich den neuen, die ich ihnen dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würden. Ich würde, wenn ich nothwendig voraussehen müßte, daß meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partei nicht angenehm sein könne, mich sehr hüten, diese Partei noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen und für die Aufopferungen, die sie dem Staate machen müßte, zu entschädigen suchen. Ich würde nicht alles auf einmal thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeiführen lassen; und, während ich mich blos mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden sein, zu den andern, die ich der Zeit und der künftigen Erfahrung überließe, den Grund gelegt, oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben.

Merkur. Der ehrwürdige Numa scheint mir da, mit der unschuldigsten Miene von der Welt, eine scharfe Satire auf meine Freunde hier unten gemacht zu haben.

Numa. Eine Satire? Hab' ich nicht schon gestanden, daß ich das Werk, dem sie sich unterzogen haben, für das schwerste halte, dessen Götter oder Menschen sich unterfangen können? Kann man ohne Unbilligkeit fordern, daß ihr erster Versuch fehlerlos sein soll?

Merkur. Diejenigen, denen dieser Versuch Ansehen, Vermögen oder gar den Kopf kostet, sind freilich geneigt zu glauben, daß sie die Fehler, die dabei begangen werden, etwas theuer bezahlen müssen.

Numa. Dafür sind es auch nicht immer die Weisesten, welche die Mehrheit der Stimmen machen. Und kann ihnen dies zum Vorwurf gereichen? Hat es jemals eine freie Nation gegeben, die sich dieses Vortheils rühmen konnte?

Jupiter. Nicht daß ich wüßte! Wir wollen also, weil doch unter dem Mond und über dem Mond nichts ganz vollkommen

ist, von den wackern Männern da unten keine Wunder erwarten und uns übrigens freuen, daß alles (trotz dem Regenwetter und dem bösen Willen der Aristokraten) so ruhig und fröhlich abgelaufen ist. Die Konstitution wäre also beschworen, und es käme nun blos noch darauf an, ein ehrliches Mittelchen ausfindig zu machen, wie fünf- oder sechstausend Millionen Livres Schulden bezahlt, die ungeheuren Verbindlichkeiten, womit die neuen Gesetzgeber die Nation bereits belastet haben, erfüllt, und überdies noch die Einkünfte, die der Staat zu seinen ordentlichen und zufälligen Ausgaben nöthig hat, aufgebracht werden können, ohne dem Volke mehr aufzulegen, als es zu tragen Lust hat? — Was meinst du, Heinrich? sollte nicht die Auflösung eines solchen Problems deinem Sully eben so gut als dem ehrlichen Necker schlaflose Nächte gemacht haben?

Merkur. Ich fürchte, die armen Westfranken werden sich um einen Finanzminister umsehen müssen, der wie König Midas die Gabe habe, alles, was er anrührt, in Gold zu verwandeln.

Heinrich IV. Ohne die unerschöpflichen Hülfsquellen, womit die Natur das Land und die Einwohner begabt hat, würde ihnen auch ein solcher Goldmacher wenig helfen; mit jenen hingegen werden sich fünfundzwanzig Millionen Menschen auch ohne diesen aus der Verlegenheit zu ziehen wissen! Zumal da noch eine sehr ergiebige Quelle übrig ist, an welche noch Niemand gedacht zu haben scheint.

Merkur. Oder vielleicht nicht denken wollte? Denn ich glaube sie zu errathen.

Heinrich IV. Man hat die Klerisei aus ihren Gütern herausgeworfen und auf sehr mäßige Besoldungen gesetzt; man hat den Adelstand nicht nur zu großen Aufopferungen genöthiget, sondern sogar aller mit dem Blute seiner Vorfahren erkauften Vorzüge beraubt; — und die Kapitalisten, die in den letzten fünfzig Jahren unermeßliche Reichthümer auf Unkosten der Nation zusammen spekulirt haben, sollten allein ruhige Zuschauer der Noth des Vaterlandes abgeben dürfen und für seine Rettung nichts aufopfern müssen? Dann wäre das, was man dem Adel und der Priesterschaft genommen hat, nicht Opfer, sondern Raub! Einer so groben Versündigung gegen die festgestellte Gleichheit der Rechte und Pflichten können sich die Gesetzgeber nicht schuldig machen; oder wenn sie dessen fähig wären, wie könnte die Nation dazu stille schweigen? Laßt die reichen Gläubiger des Staats — nach Abzug dessen, was sie mit ihren auf das bloße Unentbehrliche eingeschränkten Mitbürgern auf gleichen Fuß setzt — nur die Hälfte ihrer Forderung nachlassen: so ist Frankreich gerettet, und

ich kann noch hoffen, die Zeit zu sehen, da ein jeder Bauer des Sonntags sein Huhn in seinem Topfe haben wird!

Jupiter. Diese Zeit mag wohl, seit eure Bauern keine Abgaben mehr bezahlen, schon gekommen sein; die Frage ist nur, wie lange sie dauern wird, und wie indessen den armen Bürgern, die kein Landeigenthum haben, zu helfen sei? — Merkur! siehe doch, wer der Schatten ist, der sich vorhin, als der König schwor, plötzlich mit Unwillen wegwandte, und in diesem Augenblick auf dem Platze Vendome neben Ludewigs XIV. Bildsäule steht und mit ohnmächtigem Fuße die Erde stampft. — An seiner Gestalt und an dem Ehrfurcht gebietenden Anstand eines tragischen Tyrannen, der ihm zur Natur geworden zu sein scheint, sollte man ihn für Ludewig XIV. selbst halten.

Merkur. Er ist es auch.

Jupiter. Geh und bring' ihn hierher!

Sankt Ludewig. Für einen König, der sich so gern mit der Sonne vergleichen ließ, sieht er ziemlich finster aus.

Jupiter. Er hinterließ seinen Nachfolgern große Beispiele — zur Nacheiferung und zur Warnung. Wenn sie nicht weiser dadurch geworden sind, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

Ludewig XIV. (indem er langsam herbeischwebt, vor sich). Daß ich mich selbst überleben mußte, um das königliche Ansehen, das durch mich den Zenith seiner Höhe erreicht hatte, so tief in den Staub gedrückt zu sehen!

Jupiter (lächelnd). Darf man fragen, majestätischer Schatten, warum du vorhin so unmuthig auf die Erde stampftest, als du deine Augen auf das Fußgestell deiner Bildsäule fallen ließest?

Ludewig XIV. Wenn du der bist, der du zu sein scheinst, wie konntest du einen gelassenen Zuschauer bei einem Schauspiel abgeben, das alle Könige zur Rache auffordert? Aber vermuthlich hat sich der Dämon der Demokratie auch des Olymps bemächtiget, und auch Jupiter ist dahin gebracht, zu allem, was seine Unterthanen wollen, Ja zu sagen.

Jupiter. Du bist nicht bei guter Laune, König Ludewig, sonst würde mir ein so höflicher Mann, als du immer gewesen bist, die Antwort nicht schuldig geblieben sein.

Ludewig XIV. Wie? Ich sollte mir noch bewußt sein, wer ich war, und sollte den französischen Namen, vor welchem ich den ganzen Erdboden zittern lehrte, in einem einzigen Jahrhundert so tief herabgewürdigt sehen, ohne vor Scham und Unwillen zu glühen? — Was fehlte dieser einst so glorreichen Nation, nachdem sie alles Ansehen von außen, alle Würde von innen verloren hat, und durch Aufhebung des Unterschiedes der Stände den Kaffern

und Kaliforniern gleich gemacht worden ist, was fehlte ihr noch, um sie bis zu ihrem ersten vierbeinigen Stande zu erniedrigen, um ihre völlige Rückkehr in die Wälder zu beschleunigen, als daß die Barbaren ihre frevelhaften Hände auch nach den Meisterstücken der Kunst ausstreckten und durch Wegschaffung der vier gefesselten Figuren zu den Füßen meiner Bildsäule das prächtigste Denkmal meiner Siege zu verstümmeln sich erfrechten?

Jupiter. Gieb dich zufrieden, König Ludewig! Sie sind immer noch sehr artig gewesen, daß sie wenigstens deine eigene stehen ließen. Was den Frevel betrifft, den sie an den verhaßten Bildern der Sklaverei, die zu deinen Füßen lagen, begangen haben, und den du für ein Zeichen von so böser Vorbedeutung ansiehst, so kann ich dir zum Troste melden, daß sie dafür das Marsfeld in einen Cirkus verwandeln werden, der den herrlichsten Werken, wodurch die alten Cäsarn ihres Namens Gedächtniß stifteten, an Größe und Pracht der Ausführung den Vorzug streitig machen wird. (Zu den Uebrigen.) Es ist nun Zeit, zurückzukehren, meine Kinder. Du Heinrich, begleitest uns. Deine Tugenden und Verdienste hätten dir schon lange einen Platz im Olymp verschaffen sollen. Von dem neuen Rom konnte sich freilich der Liebhaber der schönen Gabriele keine Apotheose versprechen; aber das soll dich nicht hindern, mein Tafelgenoß zu sein und bei uns unter deines Gleichen zu leben! Denn du wirst da noch mehrere finden, von welchen gleich dieser ehrwürdige Sabiner einer ist (er deutet auf Numa), die ihren Platz unter den Göttern nicht dem wenig zuverlässigen Urtheile der Menschen, sondern blos dem unsrigen und sich selbst zu danken haben. Wer sollte ein Gott zu sein verdienen, wenn es nicht Diejenigen verdienten, die den Menschen am meisten Gutes gethan haben? — Gehab' dich wohl, wenn du kannst, Ludewig der Große! — Ihr Uebrigen folget mir.

XII.

Jupiter, Juno, Minerva.

Juno (zu Minerven). Ich glaube gar, er ist über meiner schönen Rede eingeschlafen. — Jupiter!

Jupiter. Fahre immer fort, Juno, da du einmal in Athem bist! Ich höre dich gerne deklamiren, und es wäre nicht das erstemal, wenn ich beim sonoren Klang deiner Stimme eingeschlummert wäre.

Juno. Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber sage mir nur, wie es dir möglich ist, bei Dingen von solcher Wichtigkeit so gefühllos zu bleiben?

Jupiter. Nil admirari, liebe Frau! — Wie kannst du erwarten, daß Einer, der dem Lauf der Welt schon so manches Jahrtausend aus einem so hohen Standpunkte zusieht, sich durch etwas, das bei diesen Liliputern da unten vorgehen kann, aus der Fassung bringen lasse?

Juno. Aber du wirst doch selbst gestehen, daß in allen diesen Jahrtausenden nichts geschehen ist, was mit dem ungeheuern Unsinn, wovon ich sprach, zu vergleichen wäre?

Jupiter. Du mußt wissen, Dame Juno, daß ich, seitdem mich das berühmte Dekret des großen Theodosius zur Ruhe gesetzt hat, vor lauter langer Weile — ein Philosoph geworden bin.

Juno (lachend). Wirklich? So darf mich's freilich nicht wundern, daß du den Sansculotten so günstig bist.

Jupiter. Und daher käm' es also, daß du gegen die Philosophen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache sein, meine Königin; aber freilich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten (wiewohl du so positiv bist), daß deine Begriffe von der Philosophie der Sansculotten und von der Sansculotterie der Philosophen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind, gieb doch deiner Mutter ein wenig Licht über die Sache. Du mußt am besten davon unterrichtet sein, da doch einst die sansculottische Philosophie in deinem geliebten Athen ausgebrütet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

Minerva. Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äußerliche Aehnlichkeit mit den heutigen Sansculotten ist allerdings nicht zu läugnen; aber schon der einzige Umstand, daß der gallofränkischen Sansculotten (Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblicke eben so viele Millionen sind, als es in meinem Athen binnen fünfhundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, dies schon allein setzt einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sansculotten voraus. Ich denke, um über die Sache ins Klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daß es vor uralten Zeiten noch eine andre primitive Art von Sansculotten gegeben hat, welche Juno selbst, wie verhaßt ihr auch die Philosophen sein mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

Juno. Und wer wären diese?

Minerva. Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den großen Eichenwäldern, wovon die Erde damals starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf

allen Vieren herumkrochen, sich von Eicheln und Buchheckern nährten und keine andre Wohnung hatten als Felsenlöcher und hohle Bäume; so frei, daß sie nicht einmal die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daß sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten und also blos die Stärke des Arms oder des Knüttels entscheiden ließen, wenn sie über einen Baum voll wilder Aepfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freiheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine gar zu leichtfertige Art zum Besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sansculotterie, die Sansculotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Namens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der gallofränkischen Freiheit und Gleichheit sein würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemißbrauchten Worte nicht blos einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrschsucht oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen und einen Pöbel, den Nacktheit, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

Juno. Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia!

Jupiter. Für eine Philosophin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Gallofranken sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut, überdies geborne Redner, oder Sykophanten, wenn du lieber willst. Man muß es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminfegerjungen reden, mit ihren Redefiguren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

Juno. Auch nicht, wenn sie von ihrer Kanzel herab zu den Deputirten der ganzen Nation reden?

Jupiter. Das ist einem Sykophanten am Ende gleich viel. Genug, Dame Juno, daß das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herabgeschwärmt, radotirt, hyperbolisirt und sykophantisirt worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daß eine Nation, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Kultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Besten so gänzlich verloren haben sollte, um unter der Freiheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freiheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeunerhorde zu verstehen.

Juno. Nun! antworte du für uns beide, Pallas!

Minerva. Ich denke nicht, daß es Juno's Meinung ist, eine so unsinnige Absicht der ganzen Nation oder auch nur einem kleinen Theile der Nation aufbürden zu wollen, wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freiheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Konsequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurückführen, den ihr großer Apostel Hans Jakob, wie wir Alle wissen, für den wahren Naturstand des Menschen erklärt hat; für den einzigen, worin diese sonderbare Art von Thieren so gut und so glücklich sein könne, als die Natur sie machen wolle. Aber ist etwa weniger Wahnwitz in dem phantastischen Projekt, wovon sich, wie es scheint, so viele wohlgesinnte Leute in diesen Tagen bethören lassen: in dem Projekte, das Eigenthümliche des saturnischen Zeitalters, wo völlige Freiheit und Gleichheit mit Einfalt und Unschuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geselligen Tugenden Hand in Hand gegangen sein sollen — eine Zeit, die nur Dichter zu Geschichtschreibern hat — mit den Vorzügen der äußersten Kultur in einer großen Monarchie, mit dem höchsten Flor aller Künste und Wissenschaften, kurz, mit den Vortheilen der größten Ungleichheit im gesellschaftlichen Stande verbinden zu wollen? Und doch sehe ich nicht, wie man die gallofränkischen Sansculotten von dem einen oder von dem andern dieser aberwitzigen Projekte frei sprechen könnte, wenn die großen Machtwörter Freiheit und Gleichheit, womit sie ein so widerliches Gepolter machen —

Juno. — und ein so schändliches Spiel treiben —

Minerva. — irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben sollen.

Jupiter. Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daß ihre Gesetzgeber —

Juno (mit Hitze). — Die Marat, die Robespierre, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

Jupiter (kalt). — Nein, mein Schatz! — die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die Garat, die Guadet, die Buzot und ihres Gleichen, eben darum, weil sie einsehen, daß eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nation möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Gallofranken von der Identificirung ihrer hochgepriesenen Freiheit und Gleichheit versprechen, kürzlich auf die dritte Generation hinausgesetzt haben; indem sie auf eine ganz neue Art von Nationalerziehung dringen, die allem Ansehen nach unter den jetzt Lebenden nicht zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte oder vierte Generation

unfehlbar die Früchte sehen werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber Niemand hört darauf.

Minerva. Die Gallofranken sind auch die rechten Leute, lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuß dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müßte nur einen ganz neuen Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschenart bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freiheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daß aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstände, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freilich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das Meisterstück des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre; aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Chimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die Platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Sevarambenländer sind nichts Andres; aber nur in einen gallofränkischen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es sein soll, gewonnen hätte, doch nicht länger bestehen könnte als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfließen sieht.

Juno. Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sophisten, Marktschreiern, Heuchlern und Bösewichtern unter dem Vorwand, eine solche Chimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bei Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herumzuirren zwingt — den schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, daß

er die aufrührerischen Bemühungen einer durch die Konstitution verurtheilten republikanischen Faktion vereiteln und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nation empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden, ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet und allen Gräueln einer endlosen Anarchie Preis gegeben zu haben, noch das Mögliche und Unmögliche versucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen und allgemeine Zerrüttung über den Erdboden auszubreiten? Eine Handvoll Narren und Unmenschen — —

Jupiter. Wie du dich ereiferst, meine Königin! Du schimpfst ja, als ob du — Unrecht hättest!

Juno. Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über so hassenswürdige Ungeheuer noch stärker ausdrückten, ich würde sie gewiß nicht sparen. Ich wiederhol' es also: eine kleine Rotte von Wahnsinnigen und Bösewichtern soll vor unsern Augen allen diesen Frevel verüben; soll den Namen eines durch die schnödesten Künste verblendeten und betrogenen Volkes zu Bewirkung eigennütziger Plane mißbrauchen; soll ein schändliches Spiel treiben mit dem, was den Menschen das Heiligste und Theuerste ist; soll Freiheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für sie machen; soll ihre Tugenden selbst gegen sie bewaffnen, sie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurst, ihre Verachtung des Todes auf Wege führen, wo sie ein gewisser Untergang erwartet; — und von allem diesem nie erhörten Unfug sollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuschauer abgeben? sollen nicht alle unsre Macht vereinigen, um diese öffentlich erklärten Feinde der Götter und der Menschen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

Jupiter (ganz gelassen). Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannst?

Juno. Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich so reden zu hören, als ob das alles nichts auf sich hätte und dich nichts anginge.

Jupiter. Wirst du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein flammenzückender, allblendender, schrecklich schmetternder Wetterstrahl erloschen sei, oder die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr schmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willst du, daß ich thun soll? — Nichts davon zu sagen, daß wir Götter mehr als die Hälfte unsrer Macht mit dem Glauben der Menschen an uns verloren haben, würde ich sie etwa durch

Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Ist es meine Schuld, daß die Erdbewohner mit jedem Jahrzehent an Uebermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unsrer Seite nicht vorlängst alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweideutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir sie nicht, als sie noch in dem sansculottischen Zustande, dessen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf Vieren herumliefen und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüße aus der Erde herauskratzten, sich menschlich nähren und bekleiden gelehrt, sie in Familien und Gesellschaften versammelt, sie im Ackerbau und in allen Künsten, die das Leben erleichtern, beschützen und verschönern, unterwiesen? Haben wir ihnen nicht Gesetze, Religion und Polizei gegeben? ihnen die Musen und die Philosophie zugeschickt, um sie von allen Ueberbleibseln der thierischen Wildheit ihres ersten Zustandes zu befreien; sie durch den Reiz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geistes, durch die sanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens und die mannigfaltigen Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuß ihres Daseins zu bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmlischen Funkens zu befördern, der sie so hoch über ihre thierischen Verwandten erhebt und mit uns selbst in Gemeinschaft zu kommen fähig macht? — Damals stand es wohl mit ihnen! — Sie waren so glücklich, als Geschöpfe ihrer Art es sein können, und blieben es, so lange sie sich von uns regieren ließen. Aber die angeborne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, stand nicht in unsrer Macht. Wir brachten sie so weit, daß sie unser zuletzt entbehren zu können glaubten; sie kehrten unsre eignen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienst auf, liefen einem neuen Phantom von übermenschlicher Vollkommenheit nach und verfielen unvermerkt durch die Geringschätzung und Verabsäumung der Mittel, wodurch wir sie zu Menschen gemacht hatten, in eine Barbarei, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres ersten Zustandes grenzte. Jahrhunderte lang von Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus zu Boden gedrückt, von Priestern und Fürsten in unerträgliche Fesseln geschlagen, alles Lichts der Philosophie, aller Künste des Friedens, aller Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt, der willkürlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den Täuschungen hinterlistiger Sophisten Preis gegeben, sahen sie sich endlich wieder nach uns um Hülfe um; und wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu kehren, ließen uns willig finden, unsre kostbarsten Gaben abermals an Geschöpfe zu verschwenden, von denen wir voraus wußten, daß sie keinen bessern Gebrauch davon machen würden als ihre Vorfahren. Aber kaum hatten sie in der Kultur, die ihnen unsere

Töchter, die Künste und die Wissenschaften, gaben, wieder einige Stufen erstiegen, so erfolgte, was ich vorhergesehen hatte: ihre Unstätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durst nach Veränderung und Neuheit, die Widerspenstigkeit, ihre Phantasien und Leidenschaften den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von ihrer halb thierischen Natur unzertrennlich sind, spielten wieder ihr altes Spiel und verderbten uns das unsrige abermals. Denn du würdest eben so leicht einen Mohren durch Waschen weiß machen, als einem Menschen die Vorzüge der Kultur einimpfen, ohne ihm mit jeder Geschicklichkeit einen Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit jeder Tugend ein Laster mitzutheilen. Weit gefehlt, daß die Vernunft die Grenzen ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen und ihre ewigen Feinde, Unwissenheit, Trägheit des Geistes, Willkürlichkeit und Egoisterei endlich gänzlich verdrängen werde; haben wir nicht stets gesehen, daß der Zeitpunkt der höchsten Verfeinerung und der äußersten sittlichen Verderbniß immer ein und derselbe war? daß die Epoche der höchsten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten von spekulativem Wahnsinn und praktischer Schwärmerei am stärksten im Schwange gingen? Unfähig, in irgend etwas das Mittel zu halten, schweifen die Menschen bald diesseits bald jenseits über die Linie des Wahren hinaus; und da es in jeder Sache nur Eine Weise, recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege, zu fehlen, giebt: wer wollte sich darüber ereifern, wenn so schwache und unhaltbare Geschöpfe wie dieses Töpferwerk des Prometheus in irgend einer schweren Probe, worauf das Schicksal ihre Weisheit und Tugend setzt, übel bestehen?

Juno. Und mit dieser für dich sehr bequemen Philosophie, Herr Gemahl, glaubst du dich einer bestimmten Antwort auf meine vorigen Fragen überheben zu können?

Jupiter. Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wolltest, eine so vielseitige Sache von mehr als Einer Seite anzusehen und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereien und Gewaltthaten, die von jeder großen Revolution der menschlichen Dinge immer unzertrennlich gewesen sind, verleiten ließest, die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verstopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaßt wird, zu übersehen.

Juno. Wenn ich irgend einen redseligen gallofränkischen Sophisten in diesem Tone krähen höre, so erkenne ich, daß er seine Schuldigkeit thut; aber wie du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Laufe der Dinge bekannt gemacht hat — wie du, der kein Interesse haben kann, sich selbst oder Andere zu täuschen, dir in solchen Radoterien gefallen kannst,

ist mir unbegreiflich. — „Das unzählige Gute, das durch jene Revolution veranlaßt wird! Die ungeheuern Uebel, deren Quellen dadurch verstopft werden!“ — Wahrhaftig, wenn es höflich wäre, von euch Herren der Welt Konsequenz zu fordern, so möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dies mit dem, was du uns da eben so zierlich vorgetragen hast, zusammenreimen willst! — Nenne mir, wenn du kannst, das Gute, das durch den gewaltsamen Umsturz einer seit Jahrhunderten bestehenden bürgerlichen Ordnung veranlaßt wird, und nicht schon allein von dem Bösen, das dieser Umsturz nach sich zieht, wo nicht überwogen, wenigstens im Gleichgewicht gehalten würde. — Und worin, ich bitte dich, sollen diese Uebel bestehen, deren Quelle dadurch verstopft wird, ohne daß die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts wußte? — Ja, wenn die Menschen die Wohlthaten der Freiheit und Gleichheit in Unschuld und Eintracht zu genießen wüßten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinsamer Einkünfte, eines Kriegsstaats, kurz einer künstlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beständig zu Hülfe kommen muß, nöthig zu haben: dann hättest du Recht, zu sagen, daß eine solche Revolution — in sofern sie sich auf einmal über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Uebel, die von jeder künstlichen Anordnung der menschlichen Dinge unzertrennlich sind, auf immer verstopfen würde. Aber was wäre dies anders als eben jenes fabelhafte goldne Zeitalter, das außer der Phantasie der Dichter nie existirt hat, noch jemals existiren wird als — in den Inseln der Seligen! Du selbst machst uns ein Verdienst daraus, die Geschöpfe des Prometheus aus dem armseligen viehischen Zustande, worin wir sie fanden, gezogen und zu Menschen gebildet zu haben. Und doch waren sie in diesem Zustande so frei und gleich, als die Natur sie gemacht hatte; aber freilich, um so frei und gleich zu bleiben, hätten sie auch in diesem Zustande bleiben müssen. Gebildete Menschen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form sei, welche sie wolle) hebt jene Naturfreiheit auf, so wie der bloße gesellschaftliche Verein unter jedem großen, von seiner äußern Lage begünstigten, fleißigen, erfindsamen und alle Arten von Künsten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn so unmöglich es ist, daß ein solches Volk nicht reich und mächtig werde, eben so unmöglich ist es, daß Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbeiziehe. Im bürgerlichen Gesellschaftsstande kann und darf nichts uneingeschränkt bleiben. Für große und mächtige Völker ist die monarchische Regierungsform, zweckmäßig eingeschränkt, die angemessenste, weil sie die meisten Mittel in sich hat, diese Ungleich-

heit zu vergüten und zum größern Wohl des Ganzen ausschlagen zu machen; die demokratische hingegen die nachtheiligste, weil in einer sehr großen Demokratie der bessere und eben darum kleinere Theil der Nation immer entweder von der überwiegenden Majorität des schlechtern, oder von irgend einem Günstling und Abgott des Pöbels tyrannisirt wird. Nun reize man aber ein solches Volk unter dem Vorwand, es in den Besitz seiner Menschenrechte, seiner primitiven Freiheit und Gleichheit zu setzen, zum Umsturz des Thrones: was bleibt dann seinen Anführern anders übrig, als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen ursprünglichen thierischen Zustand zurückzuwerfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illusorische Freiheit und Gleichheit, wo nicht gleich anfangs, doch unfehlbar nach und nach so lange modificirt und beschnitten werden muß, bis das besagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, sich mit jedem andern, das unter einer gesetzmäßigen Regierung persönliche Freiheit und Sicherheit des Eigenthums genießt, ungefähr auf gleichem Fuße befinden wird? Offenbar sind die gallischen Demagogen nicht wahnsinnig genug, das erste zu wollen; wollten sie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter Freiheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung ließ — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine zusammenverschworne Bande ehrgeiziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Klasse der Sansculotten, die in jeder großen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Diese Herrschlustigen, die bisher im Staate nichts gewesen waren, aber durch Geisteskräfte und Talente, große Reichthümer, oder große Dürftigkeit bei unersättlichen Begierden sich berufen fühlten, eine Rolle zu spielen, wußten sehr wohl, was sie thaten; denn sie wußten, wohin sie auf dem Wege, den sie einschlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, dem so hart gedrückten Volke so viel Freiheit und Gleichheit zu verschaffen, als jeder in bürgerlicher Gesellschaft lebende Mensch kraft des gesellschaftlichen Vertrags zu fordern berechtigt ist, so würden sie einen ganz andern Weg genommen, so würden sie sich begnügt haben, die übermäßige Gewalt des Monarchen durch eine mit den nöthigen Gegengewichten versehene Konstitution einzuschränken, dem Uebermuth der Großen und der Höflinge, der Verschwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Justizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubsucht, Hoffart und Ueppigkeit der Priester des Plutus — kurz, allen Arten von

Mißbräuchen, die (wie ich gestehe) in diesem Lande zu einer unerträglichen Höhe gestiegen waren, abzuhelfen und vornehmlich durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine sittliche Verderbniß von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unversiegbare Quelle des täglich wachsenden öffentlichen Elends gewesen war. Wenn, sage ich, die gallofränkischen Volksrepräsentanten alles dies ernstlich wollten, und sonst nichts wollten als dies, so konnten sie es auch — trotz allem Widerstande des Hofes und der Aristokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Uebergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das seine Rechte geltend zu machen entschlossen war, in keine Betrachtung kam; und so bedurfte es keiner gewaltsamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; so war es eben so unnöthig als unpolitisch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von seinen Rechten nur sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beibrachte, sich auf einmal aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Uebermacht und Unabhängigkeit so wenig als der eigenwilligste Despot daran erinnert sein wollte, daß ihm seine Rechte ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiß waren, die erste Rolle zu spielen; wollten eine Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Souverän zu ihrem Profit tanzen lassen könnten, wie ihnen beliebte. Dies war vom Anbeginn der Revolution der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle ihre Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, mußte nothwendig die ganze Monarchie aufgelöst, mußte sogar die neue Konstitution, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wieder umgeworfen, mußten alle durch sie konstituirten Mächte wieder desorganisirt und alles, so viel möglich, in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit zurückgesetzt werden. — Gleich viel durch welche Mittel! Die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten hatten nichts, das diese Menschen erschreckte. Da sie selbst die Gesetzgeber sind, steht es ja nur bei ihnen, alle Gesetze abzuschaffen, die ihren Absichten zuwider sind, und alles zu Gesetz zu machen, das sie befördert. Mögen doch darüber mit allem Uebrigen auch alle moralischen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Desto besser für ihren Zweck! Desto leichter ist es ihnen, aus der formlosen Masse nach ihrer Konvenienz neue Begriffe und Maximen

zu drehen, die sie ohne Rücksicht auf den innern Gehalt zu Recht oder Unrecht stempeln, denen sie nach Zeit und Umständen jeden Sinn unterlegen und bald eine engere, bald eine weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweifache Maß und Gewicht, womit wir sie bei allen Gelegenheiten messen und wägen sahen! Daher die schamlosen Widersprüche ihrer Beschlüsse und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundsätzen! Daher alle die Taschenspielerkunstgriffe, wodurch sie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden und im Taumel zu erhalten gezwungen sind, um ihm seinen wahren Zustand und ihre wahren Absichten zu verbergen und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für sie sein könnte! Daher die schändliche Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu schmeicheln, dem Abschaum der Nation alles zu gestatten, oder wenigstens alles ungestraft hingehen zu lassen, weil sie nie wissen, wie bald der Fall kommen wird, wo sie (wie schon oft geschah) seiner Spieße und Mordschwerter zu ihrer eigenen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Komplotte oder zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revolution, die dies alles bewirkt, ein großes Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeßlich vergrößert, seinen Bewohnern alle Hoffnung, bessere Zeiten zu sehen, wenigstens auf ein ganzes Menschenalter geraubt, ja sogar alle Wege, ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, – eine solche Revolution kannst du, Jupiter, um der Uebel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzähligen Guten willen, das sie veranlassen soll, in deinen Schutz nehmen?

Jupiter. Darin thust du mir Unrecht, Saturnia; ich nehme sie nicht in meinen Schutz. Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daß ich diesen Begebenheiten als bloßer Beobachter zugesehen habe. Ich gönne den Sterblichen Gutes, aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur; und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer großen Weltbegebenheit zusammenarbeiten, den Punkt ihrer Reife und ihres Einklangs erreicht haben, wie dies dermalen der Fall war, so würden alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend sein, einen einzigen Kopf, welcher fallen muß, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Ludewig den seinigen nicht unter die Guillotine haben legen müssen!

Juno (auffahrend). Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräßlichen und zugleich so unpolitischen Frevel getrieben?

Jupiter. In diesem Augenblicke!

Juno (mit einem grimmigen Blick auf Jupiter). In diesem Augenblicke, sagst du?

Jupiter. Du siehst also, daß nicht mehr zu helfen ist.

Juno. So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen, da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reizen, und selbst die schändlichste aller Gräuelthaten dich nicht bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Phlegethons hinab zu donnern!

Jupiter. Uebereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus übel ärger macht. Würdest du wohl ehemals die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sakrilegischer Ratten zu ersäufen, die dein venerables Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Ueberlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daß du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wüthet, einzuschließen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daß du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest und dich, so warm du willst, für die Erhaltung ihres Ansehens verwendest; aber hüte dich (wenn dir anders Leidenschaft und Einseitigkeit einen guten Rath anzunehmen verstatten), hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegenzusetzen und ihnen durch übermäßige Vorliebe noch mehr zu schaden, als ihre erklärtesten Feinde durch ihren Haß! Wenn du es wirklich gut mit den Königen meinst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meinungen und Beispielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats, mit dem besten Willen sie zu befördern, öfters mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freiern Spielraum man den einzelnen Kräften eines emporstrebenden Volkes lasse, desto unschädlicher sei sogar der Mißbrauch dieser Freiheit. Sage ihnen: eine weise Regierung und ein guter Fürst habe von einem durch freien Gebrauch seiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu besorgen; und wenn du kannst, Dame Juno, so lehre sie auch recht verstehen, was ich ihnen durch dich sage lasse,

und du wirst sehen, daß die Könige und die Welt sich nicht übel dabei befinden werden.

Juno. Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daß die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem du ein so großer Moralist geworden bist. (Sie geht eilends ab.)

Jupiter (nach einer kleinen Pause zu Minerven). Was können wir von den Sterblichen fordern, wenn Götter selbst nicht weiser sind?

XIII.

Juno, Semiramis, Aspasia, Livia, und Elisabeth, Königin von England.

Juno. Ihr wisset bereits, meine Freundinnen, warum ich euch zu dieser geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beschützerin ich bin, sind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage besorglicher werden. Sie sind in ihren Grundfesten erschüttert worden, und einige von ihnen drohen einen nahen Einsturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie noch in Zeiten zu unterstützen. Das Schlimmste ist, daß mein Gemahl — der sich überhaupt seit geraumer Zeit sehr geändert hat und neuerlich ein großer Moralist geworden ist — die demokratischen Anmaßungen zu begünstigen scheint und meinem Eifer für die gute Sache, wenigstens in der Wahl der Mittel, Grenzen setzt, die ich nicht zu überschreiten wagen darf. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die weisesten und erfahrensten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen; und auf welche andere als auf euch, hätte da meine Wahl fallen können? Jede von euch hat, ohne zum Scepter geboren zu sein, unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt. Du, Semiramis, hast dich blos durch die Größe deiner persönlichen Vorzüge aus einer Schäferhütte auf den ersten Thron der damaligen Welt geschwungen, die Eroberungen des großen Ninus fortgesetzt und über eine Menge überwundener Völker mit einem Glücke, das sich vierzig Jahre lang an dich gefesselt zu haben schien, geherrschet. Du, Aspasia, erhobst dich von einer milesischen Hetäre zum Rang einer Gemahlin des Perikles und verdientest durch deinen Einfluß über ihn in einem Sinne, den ich selbst hätte beneiden mögen, den Namen der Juno dieses attischen Jupiters. Du, Livia, warst dem Erben des ersten Cäsars fünfzig Jahre lang noch mehr, als Aspasia dem Demagogen von Athen. Du ersetztest ihm seine zwei unent-

behrlichsten Freunde, Mäcenas und Agrippa, und dir, der Vertrauten seines Herzens und der Seele seiner Rathschläge, hatte die Welt es zu danken, daß sich der grausame und verhaßte Usurpator in einen bis zur Anbetung geliebten Regenten verwandelte, unter welchem das menschliche Geschlecht zum erstenmal einer vierzigjährigen allgemeinen Ruhe genoß. Du endlich, jungfräuliche Elisabeth, nachdem du durch einen Charakter, der die geschmeidigste weibliche Klugheit mit heroischer Standhaftigkeit verband, tausend Gefahren und Schwierigkeiten, die dir und deinem Reiche den Untergang drohten, glücklich besiegt hattest, du hinterließest der Welt das in seiner Art einzige Beispiel einer willkürlichen Regierung über ein freies Volk, das dich abgöttisch liebte, und dessen Zuneigung und Beifall zu erhalten dein höchster Ehrgeiz war. Vier solche Rathgeberinnen lassen mich einen Beistand erwarten, der meine Bemühungen nothwendig mit dem glücklichsten Ausgang krönen muß. Eröffnet mir also eure Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuschlagen sein möchten, um den gänzlichen Verfall der noch bestehenden Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Throns wieder herzustellen, das verlorene Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen und Erschütterungen wie diejenigen, von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede du zuerst, Semiramis!

Semiramis. Große Königin des Olymps! Wie sehr ich mich auch durch die günstige Meinung, die du von meinen Fähigkeiten für die Regierungskunst gefaßt zu haben scheinst, geehrt finde, so kann ich mir doch selbst nicht verbergen, daß ich vielleicht weniger als jede Andere geschickt scheinen muß, in der vorliegenden Sache einen tauglichen Rath zu geben: so groß ist die Verschiedenheit der Umstände, unter welchen ich zu meiner Zeit den ersten Thron der Morgenländer behauptete, von der Lage, worin in diesem Augenblicke die abendländischen Reiche sich befinden. Indessen, da ich einmal dazu aufgefordert bin, will ich meine Gedanken um so freimüthiger sagen, da vielleicht dieser Unterschied selbst uns auf die Spur der einzigen wahren Grundsätze leiten wird, durch welche die Dauer und der Glanz der monarchischen Regierung mit dem Glücke der Unterthanen verbunden werden kann.

Vor allen Dingen setze ich als etwas Unwidersprechliches voraus, daß die Monarchie die natürlichste und eben darum die einfachste, leichteste und zweckmäßigste aller Regierungsformen sei; diejenige, zu welcher die Menschen das meiste Vertrauen und, so zu sagen, eine eingepflanzte Anmuthung haben, an welche sie sich folglich am leichtesten gewöhnen, und in welcher der letzte Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft am gewissesten zu erreichen ist. So müssen

wenigstens die Menschen der ältesten Zeiten, die sich auf dem ganzen Erdboden von Königen regieren ließen, gedacht haben; und wie hätten sie anders denken können? Die Natur selbst, indem sie den Menschen von seiner Kindheit an der väterlichen Gewalt unterwarf, legte den ersten Grund zu dieser Vorstellungsart; die Menschen brachten sie in die bürgerliche Gesellschaft mit, und, gewohnt von einem Vater, den sie sich nicht selbst gegeben hatten, unumschränkt regiert zu werden, ließen sie sich desto williger von einem allgemeinen Vater regieren, der es entweder durch ihre eigene Wahl wurde, oder den sie aus den Händen der Götter zu empfangen glaubten. Denn so betrachteten sie (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) jeden König, unter dessen Scepter sie durch das Loos des Krieges kamen. Sobald Derjenige, dem sie bisher gehorcht hatten, in der Schlacht fiel, trat der Sieger an seine Stelle: die Götter hatten sich für ihn erklärt, und dem überwundenen Volke fiel es nicht ein, sich gegen eine so vollgültige Entscheidung zu sträuben; zumal da der neue Monarch gewöhnlich mehr Macht hatte, sie zu schützen, und seinen eigenen Vortheil mißkannt haben müßte, wenn er seine neuen Unterthanen nicht eben so väterlich hätte regieren wollen als seine alten. Man findet daher in den ersten Zeiten der Welt überall, wo eine größere oder kleinere Anzahl Familien und Stämme beisammen lebten, größere oder kleinere Könige und meines Wissens kein einziges Beispiel, daß rohe Naturmenschen zusammengekommen wären, um sich eine demokratische oder aristokratische Verfassung zu geben. Was hätte sie auch auf die Erfindung so künstlicher, so verwickelter und doch so unzweckmäßiger Regierungsformen bringen können? Als sie sich Königen unterwarfen, war es einem Jeden nur darum zu thun, an seinem väterlichen Herde im Schatten der Bäume, die seine Voreltern gepflanzt hatten, die Früchte seines Feldes und seiner Heerden mit den Seinigen in Sicherheit zu genießen. Für diese gemeine Sicherheit zu sorgen, einem Jeden Recht zu sprechen und die Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen, war das Amt des Königs; und man hielt sich ihm, wie billig, noch sehr dafür verbunden, daß er ein so mühsames Amt auf sich nehmen wollte. Jedermann pries sich glücklich, wenn er nur für sich und die Seinigen zu sorgen hatte, und ließ sich nicht träumen, er würde noch glücklicher sein, wenn er einen Theil seiner Zeit seinen Geschäften, seiner Ruhe und seinem Vergnügen entziehen müßte, um an Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Art zu denken, die zu meiner Zeit in allen kleinen Reichen des Orients herrschte, erhielt sich auch, nachdem unter der Regierung meines Gemahls eine Menge kleiner Staaten in das einzige assyrische Reich zusammengeflossen war. Der Umfang der Monarchie erforderte nun außer einem

glänzenden Hofe und einem ansehnlichen Kriegsstaat eine Menge von obrigkeitlichen Aemtern, unter welche der Monarch seine höchste Gewalt stufenweise so vertheilte, daß er gleichwohl alle Zügel in seiner Hand behielt und, wie er die Quelle aller Autorität war, auch der Richter über das Verhalten Derjenigen blieb, denen er einen Theil derselben anvertraute. Natürlicher Weise waren es anfangs persönliche Verdienste im Krieg und Frieden, die eine Art von Recht, das Jedem einleuchten mußte, an die Ehrenstellen gaben: aber, wiewohl in der Folge aus den Nachkommen der Könige und der obersten Staatsbedienten eine Art von erblichem Adel erwuchs, welchem Geburt und Erziehung, Verdienste der Vorfahren und angeerbte Reichthümer ansehnliche Vorzüge vor dem größten Theile des Volkes gaben, so gewöhnte sich doch dieses durch sein natürliches Gefühl von Billigkeit sehr leicht daran, eine Klasse von Menschen über sich zu sehen, die an die Vortheile, welche sie vor andern genoß, ein selbst erworbenes oder angestammtes Recht zu haben schien und sie dem Staate bei jedem Ruf der Pflicht, auf jeden Wink des Monarchen, durch desto größere Aufopferungen bezahlen mußte. Das Volk blieb desto ruhiger dabei, da am Ende doch vor dem Monarchen alles gleich war, und man oft genug Diejenigen, die sich ihrer Glücksvorzüge gar zu übermüthig bedienten, nur desto schrecklicher fallen sah, je höher die Stufe war, von welcher sie herabstürzten.

Juno (leise zu Livia). Hättest du gedacht, daß diese alte Königin von Babylon so schwatzhaft sein würde?

Livia (eben so leise zu Juno). Ich muß gestehen, sie holt weit aus.

Semiramis (nach einer kleinen Pause). Man kann nicht in Abrede sein, daß in dieser Art von Monarchie — wo alles von dem Willen eines Einzigen abhing und gegen den Mißbrauch dieser unbeschränkten Gewalt kein ander Mittel war, als was Verzweiflung den Unterdrückten eingeben konnte — das Volk nur so lange glücklich, und der Monarch nur so lange sicher war, als dieser seine Unterthanen wie seine Kinder betrachtete, und von ihnen hinwieder als ihr Vater angesehen wurde. In der Folge geschah es freilich nur zu oft, daß die Völker sehr schlimme Väter, und schwache Väter sehr unartige Kinder bekamen. Keine menschliche Einrichtung erhält sich in ihrer ursprünglichen Einfalt und Güte. Es war natürlich, daß die Monarchien ausarteten; daß weise, thätige und gute Könige auch träge, wollüstige und tyrannische Nachfolger hatten; daß die Völker gedrückt und gemißhandelt, und dagegen manche herrschende Familien vom Throne gestürzt wurden, und der Scepter in fremde Hände kam, oder auch ein mächtiges Reich von einem andern verschlungen wurde. Aber bei dem allem ist es

doch sonderbar, daß nach unzähligen Revolutionen dieser Art gleichwohl noch kein morgenländisches Volk auf die Idee einer durch positive Grundgesetze eingeschränkten Monarchie, geschweige auf eine eigentliche Volksregierung gefallen ist! Sollte man nicht mit Recht daraus schließen, daß Völker, die einer Regierungsform, von welcher sie öfters so viel leiden mußten, mit so standhafter Anhänglichkeit ergeben sind, sich, im Ganzen genommen, wohl bei ihr zu befinden glauben, und daß sie Vorzüge haben müsse, die alle ihre Mängel und Gebrechen aufwiegen? Und so ist es auch, wenn mich nicht alles trügt: ja, noch mehr, ich bin überzeugt, daß das Volk in den Abendländern im Grund eben so gesinnt ist und sein Joch überall eben so geduldig auf dem Nacken leiden würde, wenn es nicht von unruhigen regiersüchtigen Menschen aufgewiegelt und durch Vorspiegelungen einer chimärischen Freiheit auf verderbliche Irrwege verleitet würde. Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch sein mag, ist es so sehr, daß sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen sein sollte, in welche ein Volk unvermeidlich gestürzt wird, wenn man ihm auf einmal eine Freiheit giebt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nation durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluß dringender Umstände in den Fall kommen, daß sie sich selbst helfen müßte, so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden: aber die Monarchie selbst, die kein Mißbrauch ist, muß unangetastet bleiben, und nur ein wahnsinniger Arzt wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesetzt aber auch, eine Nation wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muß, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, daß sie sich jemals unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müßten die menschliche Natur selbst umzuschaffen wissen; oder der Staat wird sich unter dem Schein einer populären Verfassung unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher sein wird als der Despotismus eines Einzigen mit allen seinen Unbequemlichkeiten. — Doch die Rede ist ja nicht davon, ob das Uebel, gegen welches wir Mittel suchen, ein Uebel sei, sondern, ob ihm geholfen werden könne?

Juno. Dies ist in der That der Knoten, den ich gern aufgelöst hätte. Während wir uns hier berathschlagen, frißt diese

demokratische Pest, die bereits eines der schönsten Reiche des Erdbodens zu Grunde gerichtet hat, immer weiter um sich, und wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn die Kur nicht zu spät kommen soll.

Semiramis. Es fehlt in solchen Fällen nicht an Aerzten, die aus Furcht, zu viel Zeit zu verlieren, nicht genug eilen können, den Ausbrüchen und Zufällen des Uebels zu wehren: aber Palliative würden hier schlechte Wirkung thun, und hitzige Mittel übel nur ärger machen. Um die Krankheit in ihrem innersten Sitze angreifen und von Grund aus heilen zu können, muß ihr vor allem die Nahrung entzogen und die Quelle verstopft werden, aus welcher sie immer neuen Zufluß von bösen Säften erhalten hat. Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwischen den Fürsten und den Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbesorgten und grenzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz durch das Glück seiner Unterthanen befriedigt findet, diese, in gänzlicher Ueberzeugung, daß er nichts Andres als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern ist. Aber wie könnte es jemals dahin kommen, so lange die wahre Quelle des Mißtrauens und der Mißverständnisse zwischen Völkern und Fürsten nicht verstopft wird? — Ich sehe voraus, wie sehr das Mittel, welches ich hierzu vorzuschlagen habe, gegen die herrschenden Begriffe dieser Zeit anprallt; und kaum würde ich's wagen, es zu nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daß es eben so unschuldig und wohlthätig, als unfehlbar in seiner Wirkung ist.

Juno. Du erregst meine ganze Aufmerksamkeit, Semiramis. Was für ein Mittel kann das sein?

Semiramis. Ein sehr einfaches, große Göttin. — Die Freiheit, über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Menschen, über Gesetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffentlich alles zu reden und zu schreiben, was ein Jeder aus einem oft sehr schiefen Gesichtspunkte mit sehr blöden, trüben oder vergällten Augen für

wahr ansieht, muß für das, was sie ist, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt und auf alle mögliche Weise unterdrückt werden. Die Wissenschaften überhaupt, und besonders diejenigen, die das Wort Philosophie umfaßt, müssen wieder mit dem heiligen Schleier des Geheimnisses, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt, und einem nicht zahlreichen Orden von Weisen anvertraut werden, dessen Verfassung und Betragen die Regierung (von welcher er immer abhängig bleiben muß) übersehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann. Das Volk hingegen, dem nichts schädlicher ist, als zu viel zu wissen und zu klar zu sehen, muß nach allen seinen Klassen in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Klasse angewiesen ist, eingeschränkt und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, sich nach eigener Willkür Kenntnisse zu verschaffen, deren Gebrauch so leicht zum Mißbrauch, und deren Mißbrauch ihm selbst und dem ganzen Staate so leicht verderblich werden kann.

Aspasia (lebhaft einfallend). Wie, Semiramis? du wolltest dem großen Plane der Natur, der ewig steigenden Vervollkommnung der Menschheit, deinen Königen zu Liebe einen solchen Riegel vorschieben? Du wolltest die Aufklärung —

Semiramis. Verzeihe, Aspasia, daß ich dir in die Rede falle. — Ich will weiter nichts, als daß dem unvorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert, und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesetzt werde, Gift für Arznei zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzneien, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der menschlichen Kenntnisse und wo möglich selbst an Erweiterung der Grenzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen, so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert sein kann, daß sie den Zustand desselben, ohne ihm auf einer andern Seite größern Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt sein, alles ohne Unterschied gemein zu machen, was sie wissen und denken; viel weniger sollen den Unweisen freie Hände gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrifft, so gilt, deucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daß entgegengesetzte Dinge mit ihren äußersten Punkten in einander fließen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben; und eine allgemein merkliche Folge davon ist, daß alles sich wieder nach der Rückkehr jener goldnen Zeiten sehnt, da die Menschheit noch im Genuß einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und

Energie so glücklich war, daß selbst die am meisten verfeinerten und von der Glücksgöttin am meisten begünstigten Zärtlinge des gegenwärtigen Zeitalters mitten unter ihren üppigsten und ausgesuchtesten Genüssen sich nicht enthalten können, das Glück jener rohen Kinder der Natur zu beneiden. Oder warum, als weil dieses Gefühl immer allgemeiner wird, sind lebhafte Schilderungen unverdorbener Naturmenschen beinahe das Einzige, was mit einem unwiderstehlichen Reiz und Zauber auf alle Gemüther wirkt? Mich dünkt, es müsse uns, die wir von hier aus das Ganze der Menschheit so ziemlich übersehen, beinahe in die Augen springen, daß mitten in der Erschlaffung der ausschweifendsten Ueppigkeit (die man sehr unrecht mit Vervollkommnung verwechselt) alles unvermerkt sich wieder dahin neigt, woher die ganze menschliche Gattung vor einigen Jahrtausenden ausgegangen ist. Die Natur verfolgt hierin ihren eigenen ewigen Kreislauf. Aber wenn sie uns das Vermögen gegeben hat, mit Ueberlegung und Vernunft zu ihren Endzwecken mitzuwirken: was können wir Besseres thun, als die Anstalten zu treffen, wodurch ihr wohlthätigster Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, am kürzesten und sichersten befördert wird?

Juno. Deine Vorschläge, Königin Semiramis, verdienen in nähere Erwägung gezogen zu werden, und mich deucht, ich lese in Aspasiens Augen eine kleine Ungeduld, uns ihre Gedanken darüber zu eröffnen.

Aspasia. Weil die erlauchte Königin zu besserer Begründung ihrer Meinung für nöthig erachtet hat, bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaften zurück zu gehen, so sei mir erlaubt, überhaupt zu bemerken: daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche und des Erdbodens und der aus jeder besondern Lage erwachsenden eigenen Bedürfnisse einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbarsten Länder gegen Morgen und den nomadischen Horden, welche die nördlichen und westlichen Erdstriche nach und nach bevölkerten, gemacht habe. In jenen war von undenklichen Zeiten her die unbeschränkte Regierung eines Einzigen, in diesen die Freiheit einheimisch. Ich will nicht bestreiten, daß in jenen, unter einem Ackerbau treibenden und eben darum milden und ruhigen Volke, das ursprüngliche väterliche Hausregiment den ersten Grund zu der morgenländischen Monarchie gelegt und das Modell derselben abgegeben haben könne: aber gewiß ist, daß die nomadischen Völkerstämme, die von Viehzucht, Jagd und Raub lebten, sich Jahrtausende lang in einer Art von Gesellschaft erhalten haben, die der natürlichen Freiheit keinen andern Eintrag that, als in sofern ein Jeder seiner eigenen Erhaltung wegen sich freiwillig dem Gesetze des gemeinen Besten unterwarf.

Diese rohen Menschen lebten in einem ewigen Kriege mit den Thieren des Waldes und unter sich selbst. Eine solche Lebensart machte einen Anführer unentbehrlich; und da persönliche Vorzüge und Verdienste den einzigen Unterschied unter ihnen ausmachten, so war nichts natürlicher, als daß der beste Jäger und der tapferste Krieger, der Mann, der in Verlegenheiten den besten Rath gab, in jeder Gefahr der Erste war, in jedem Ungemach am längsten ausdauern konnte, einhellig zum Anführer und Oberhaupt der Horde erwählt wurde. Auch diese Häupter der freien celtischen Horden und einer Menge von ihnen abstammender kleiner Völkerschaften des nordwestlichen Theils der Erde wurden in der Folge Könige oder Fürsten genannt; aber welcher Unterschied zwischen diesen Königen und den morgenländischen Despoten! zwischen dem erwählten Oberhaupt eines freien Volkes und einem Monarchen, der kraft der Uebermacht, die ihm die Waffen seiner Kriegsknechte über friedsame und wehrlose Landleute verschaffen, sich des unbeschränkten Ansehens, welches die Natur dem Vater über seine unmündigen Kinder giebt, über ganze Millionen Menschen, die so viel Recht an Freiheit haben als er selbst, anmaßt und den mildernden Vaternamen nur dazu gebraucht, um von seinen vorgeblichen Kindern blinden, alles leidenden Gehorsam fordern zu können und sie, wenigstens mit einigem Schein von Rechte, zu seinen Leibeigenen zu machen! Die alten Bewohner von Europa haben diese morgenländische Art von Königen nie gekannt: und wiewohl sie sich in spätern Zeiten in verschiedene größere und kleinere Monarchien formirten, wiewohl das Beispiel der römischen und asiatischen Despoten und noch mehr das innerliche Streben der monarchischen Regierung nach unbegrenzter Ausdehnung der höchsten Gewalt unter Begünstigung einer neuen Religion und vieler anderer zufälligen Umstände der königlichen Autorität eine immer zunehmende Stärke gab, so hat doch der ursprüngliche Geist der Freiheit, der so viele Jahrhunderte lang seinen Hauptsitz in diesem Welttheile hatte, eben so wenig ganz gedämpft werden können, als das ursprüngliche Recht an Freiheit durch irgend etwas, das Menschen jemals gethan oder geduldet haben, verloren gehen kann.

S e m i r a m i s. Was die schöne Aspasia so eben gegen meine Grundsätze über Menschenregierung und Monarchie eingewendet hat, kann sie meines Erachtens so wenig entkräften, daß ihre Stärke vielmehr in ein noch helleres Licht dadurch gesetzt wird. Mögen doch die Stammväter aller Völker auf Erden freie Naturmenschen gewesen sein und sich bei einer auf Jagd, Viehzucht und Raub eingeschränkten Lebensart Jahrtausende, wenn man will, in dieser Freiheit — die sie den vierfüßigen Waldbewohnern so ähnlich machte — erhalten haben: genug, daß die Natur das edelste ihrer

Kinder eben so wenig dazu bestimmt haben kann, ewig ein herumschweifender Viehhirt zu bleiben, als immer das Leben eines Raubthiers zu führen. Gerade dies, daß der Mensch von jeher nur, so lang er wild war, sein höchstes Gut in Unabhängigkeit setzte, hingegen, sobald er sich seiner wahren Bestimmung (den Erdboden zu bauen und die rohe Natur durch die Kunst zu seinem Nutzen und Vergnügen umzuschaffen) ergab, unvermerkt mildere Gesinnungen und Sitten annahm, die Gesetze des Eigenthums kennen und ehren lernte und sich der Oberherrlichkeit eines Einzigen unterwarf; und daß dies (wie Aspasia selbst gestehen muß) mit der Länge der Zeit endlich auch sogar bei ihren celtischen und scythischen Räuberhorden der Fall war, gerade dies beweiset für mich: denn es beweiset, daß nicht Freiheit, sondern ruhige Unterwerfung unter den Scepter eines Regenten, welcher die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Macht (die drei Hauptzweige der väterlichen Gewalt) als allgemeiner Landesvater in sich vereiniget, der wahre, von der Natur selbst vorbereitete und angewiesene Zustand ist, worin die Menschen zur Geselligkeit und Sittlichkeit erzogen und im Genuß aller Vortheile der bürgerlichen Verbindung ihres Daseins froh werden sollen.

Aspasia. Anstatt einen ungleichen Streit mit der großen und immer zu siegen gewohnten Königin fortzusetzen, erkläre ich mich lieber, mit gehörigem Vorbehalt, ihrer Meinung, daß die Regierung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sei, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freistaaten selbst, welche, wie z. B. Athen durch Perikles, Rom durch Scipio Africanus, Genua durch Andreas Doria, den höchsten Punkt ihres Wohlstandes erreichten, wenn das Volk, der Freiheit unbeschadet, die Führung seiner wichtigsten Geschäfte mit unbegrenztem Vertrauen einem einzigen großen Manne überließ. Perikles regierte, ohne jemals einen andern Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, über das freie Athen bis an seinen Tod weit unumschränkter als Pisistratus, vor welchem er vielleicht nichts als die Liebe des Volks voraus hatte: er that im eigentlichsten Verstand alles, was er wollte, weil er die Geschicklichkeit besaß, sich von den Athenern nichts, als was er selbst für gut fand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beispiel, daß eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sei, scheint mir zu beweisen, daß ein Monarch, der den Geist und die Talente eines Perikles besäße, seinem Volk einen hohen Grad von Freiheit zugestehen könnte, ohne seinem eigenen

Ansehen und Einfluß etwas Beträchtliches zu vergeben. Der große Punkt ist nur, sich durch persönliche Ueberlegenheit die Hochachtung, und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben: mit diesen Vortheilen wird der eingeschränkteste König willkürlicher über die Gemüther freier Menschen herrschen, als irgend ein asiatischer Despot über die Leiber mißvergnügter Sklaven. Freilich fordre ich damit von den Königen, was wohl die wenigsten zu leisten fähig sind. Eine Regierung, die auf leidenden Gehorsam und kindlichen Glauben des Volkes an das Vaterherz seines Monarchen gegründet ist, mag für diesen freilich viel bequemer sein: aber ich besorge sehr, die Zeit, da die Voraussetzung jenes väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen möglich war, werde sich nicht wieder zurückrufen lassen. Die Europäer wenigstens scheinen endlich die Jahre der Autonomie erreicht zu haben und nicht länger geneigt zu sein, ihren Regenten mehr väterliches Ansehen einzuräumen, als ein Vater über seine volljährigen Söhne auszuüben berechtigt ist. Der Vorschlag der großen Königin, der Aufklärung Grenzen zu setzen und die Wissenschaften wieder zu einer geheimen Ordenssache zu machen, wie sie es ehemals in Persien, Aegypten und Indien waren, möchte also unter großen Nationen, die sich bereits im Besitz einer weit verbreiteten Kultur befinden, schwerlich ins Werk zu setzen sein. Eher wollte ich mich erkühnen, dem Hercules seine Keule, als einem Volke, das sich des Gebrauchs seiner Vernunft einmal bemächtigt hat, diese furchtbarste aller Waffen wieder aus der Hand zu winden. Ein solches Volk betrachtet den ganzen Schatz von Erfahrung, Wissenschaft und Kunst, den das gegenwärtige Jahrhundert von allen vergangenen geerbt und durch eigenen Fleiß so ansehnlich vermehrt hat, als ein eben so gemeines Eigenthum der Menschheit wie Luft und Sonnenlicht; und jede Unternehmung gegen die Freiheit, nach eignem Belieben aus diesen Gemeinquellen zu schöpfen, ist in seinen Augen eine tyrannische Anmaßung gegen das unverlierbarste Naturrecht eines vernünftigen Wesens: kurz, ich müßte mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniß der Könige gegen die Aufklärung das unfehlbarste Mittel, den Umsturz der Thronen zu beschleunigen und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen. Ich bin daher so weit entfernt, den Rath der großen Königin zu billigen, daß ich vielmehr überzeugt bin, das Beste, was die Monarchen zu Befestigung ihres Ansehens thun können, sei gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frei zu lassen und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen zu wollen. Ich sage dieses mit der Erfahrung in der Hand: denn

ich bin gewiß, Perikles erhielt sich vornehmlich dadurch so lange im Besitz der großen Gewalt, die ihm die Athener überließen, daß er so viel Gebrauch von den Talenten der Gelehrten und Künstler seiner Zeit zu ihrer eigenen Bildung und zu Verschönerung ihrer Stadt machte; und daß er, indem er ihrem lebhaften und unruhigen Geiste durch die Freiheit des Theaters, der Sophistenschulen und der öffentlichen Versammlungsörter, Gelegenheit zu angenehmen Zerstreuungen und unschädlichen Explosionen verschaffte, ihre Aufmerksamkeit von einer allzu eifersüchtigen Beobachtung seiner Staatsverwaltung abzuleiten wußte. Ich getraue mir zu behaupten, daß jeder Monarch, der diesen Weg einschlüge (vorausgesetzt, daß er sein Volk im Uebrigen nur erträglich behandelte), die nämlichen Vortheile davon ziehen würde. Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeßlichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freien Spielraum läßt. Der Mann, der sich damit abgiebt, einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergißt darüber, sich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Tragödien für den Schauplatz macht, spielt gewiß keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Musen und überhaupt alle Künste, die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen große Kräfte, die in Ermanglung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereizt, einen andern Ausbruch nehmen und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freiheit begiebt, wenn man seine persönliche Freiheit unangetastet läßt. Man kann sich darauf verlassen, daß die Menschen bei einem solchen Ersatz sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das Für und Wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und, in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem vulkanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen versuchen!

Bei allem dem, große Königin der Götter, besorge ich sehr, es möchte den Monarchen, wie die Sachen dermalen zwischen ihnen

und ihren Untergebenen stehen, mit allem unserm guten Willen nicht viel zu dienen sein. Denn was können wir ihnen rathen? Der Weise hilft sich selbst; der Thörichte hingegen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder, wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unsern Rath schlimmer befinden als zuvor. Mit Einem Worte, wehe Dem, der an der Spitze eines Volkes steht und nicht der verständigste und bravste Mann seines Volkes ist! Indessen, um doch nicht davon zu gehen, ohne meinen kleinen Beitrag bezahlt zu haben, trage ich, besserer Meinung unbeschadet, darauf an: die Regenten zu warnen, daß sie sich nicht von blödsinnigen Rathgebern verleiten lassen, der großen Revolution, die in dem menschlichen Verstande vorzugehen angefangen hat, in den Weg treten zu wollen; anstatt daß es ohne Vergleichung rühmlicher und sicherer für sie sein wird, mit der Vernunft in gutem Vernehmen zu leben, sie ihren eigenen Gang gehen zu lassen und überhaupt ruhig dabei zu bleiben, wenn Jedermann denkt, wie er fühlt, spricht, wie er denkt, glaubt, was er wünscht, und thut, was er nicht lassen kann. — Solltest du dieser freundlichen Warnung noch einen guten Rath beifügen wollen, so wäre der meinige: Denjenigen, die keine Ursache haben, sich zuzutrauen, daß sie die Jahrbücher ihrer Zeit mit preiswürdigen Thaten anzufüllen fähig seien, ins Ohr zu sagen, sie könnten noch immer etwas Rühmliches thun — wenn sie machten, daß die Geschichte — gar nichts von ihnen zu erzählen habe.

Juno. Du hast den Ton nicht bei uns verlernt, Aspasia, den du vor zweitausend Jahren den Sokraten und Alcibiaden zu Athen angabst; und die Könige haben, wie ich sehe, keine sehr warme Patronin an dir. Hoffentlich wird uns Julia Augusta, an welcher nun die Reihe ist, etwas mehr Anmuthung zu ihrer Sache zeigen. Eine Frau, unter deren Einflusse die größte aller Republiken sich in eine so ruhige Monarchie verwandelte, als jemals eine von einer langen Reihe von Königen auf ihre Nachfolger fortgeerbt wurde, die Gemahlin und Mutter zweier Fürsten, die in den feinsten Griffen der Regierungskunst von keinem andern übertroffen worden sind, muß, wenn irgend eine, im Stande sein, in der Verlegenheit, worin ich mich für meine Klienten befinde, einen Ausweg zu entdecken.

Livia. Es ist nicht zu läugnen, daß Cäsar Augustus ein gutes Theil Kunst vonnöthen hatte, um sich fünfzig Jahre auf einem Posten zu erhalten, den sein großer Vorgänger (vielleicht der Erste unter den Sterblichen, und von der Natur selbst zum Regenten aller übrigen gebildet) kaum ein Jahr lang hatte behaupten können. Indessen, wie man überhaupt der menschlichen Weisheit mehr Antheil an dem, was in der Welt geschiehet, zuzuschreiben pflegt,

als sie wirklich hat, so mag wohl Manches auf die Rechnung meines Gemahls und vielleicht auch auf die meinige gesetzt werden, wovon vielmehr unserm Glücke als unsrer Klugheit die Ehre gebührt. In der That war August so übermäßig glücklich, daß ihm nicht nur die ziemlich leichte Kunst, sowohl von den Vortheilen seiner Lage und Umstände, als von den Fehlern seiner Rivalen nützlichen Gebrauch zu machen, sondern (aufrichtig zu reden) sogar seine eigenen Fehler und Untugenden, weil sie ihm zufälliger Weise nützlich waren, für Verdienste angerechnet wurden. Der große Punkt, der ihm am meisten zu Statten kam, war, daß sich die Römer und die ganze übrige Welt in dem Falle eines Schiffbrüchigen befanden, dem in der Angst jede Planke, deren er zuerst habhaft werden kann, die willkommenste ist. Wäre die Schlacht bei Actium für den Antonius glücklich ausgefallen, wäre Octavians Tod statt des seinigen die Folge davon gewesen, so würden sie sich mit eben so vieler und vielleicht noch weit größerer Schwärmerei in die Arme des Antonius geworfen haben. Wie dem aber auch sein mag, so sage ich doch schwerlich zu viel, wenn ich das ganze Betragen des Augustus gegen die Römer — von dem Tage an, da er alle seine Gewalt in ihren Schooß legte, um sie unter den verschiedenen Benennungen, an welche ihre Ohren gewöhnt waren, wieder aus ihren Händen zu empfangen, bis zu dem berühmten Plaudite, womit er den Mimus seines Lebens beschloß — eine der lehrreichsten Schulen für Könige nenne, besonders für solche, die über ein Volk regieren, das mit eifersüchtiger Liebe an dem Namen der Freiheit und an demokratischen Formen hängt; oder auch für einen bisher unumschränkten Monarchen, der sich (wie neulich der König der Westfranken) gezwungen fände, seinem Volke die gesetzgebende Gewalt abzutreten und sich eine Verfassung, wobei ihm wenig mehr als der Name eines Königs übrig bliebe, aufdringen zu lassen. Zwar Augustus befand sich gerade im entgegengesetzten Falle; ihm fehlte von allem, was einen König ausmacht, nur der Name, da hingegen die Römer nichts als die leeren Formen und Hülsen von ihrer ehemaligen Verfassung übrig behielten; aber der Punkt, worauf es hier ankommt, ist, daß Augustus sich darum nichtsdestoweniger so benahm, als ob das römische Volk alles, und er selbst nichts wäre, als was sie aus ihm machen wollten. Er maß alle seine Schritte, wog alle seine Reden und Handlungen, sogar in seinem Privatleben, mit einer so ängstlichen Genauigkeit ab, bediente sich seiner Autorität mit so vieler Bescheidenheit und Zurückhaltung, schien bei allem, was er verlangte oder unternahm, so bekümmert zu sein, ob es auch den Beifall des Volkes habe, wußte jeder Verfügung, die seine Allgewalt im Staate hätte verhaßt machen können, so geschickt das Ansehen einer Gefälligkeit

gegen die Wünsche des Volkes zu geben, und spielte, mit Einem Worte, die Popularität mit so viel Feinheit und Anstand, daß der eingeschränkteste Regent einer freien Nation nicht mehr Kunst anwenden könnte, eine Autorität, die er nicht hätte, zu erschleichen, als August anwandte, diejenige, die er hatte, zu maskiren. Uebrigens giebt mir die Unparteilichkeit, womit ich den Mann, dessen Ruhm mit dem meinigen so eng verbunden ist, gerade von der Seite, die er am sorgfältigsten zu verbergen suchte, gezeigt habe, das Recht, hinzuzusetzen: daß, wenn er zu dieser Rolle durch die Umstände gezwungen war, und alle diese Kunstgriffe nöthig hatte, um eine unsichere usurpirte Gewalt in eine rechtmäßige und dauerhafte zu verwandeln, der Gebrauch, den er von der letztern machte, ihm einen ehrenvollen Platz neben den besten Fürsten, die jemals zum Throne geboren wurden, verdient hat. Augustus vereinigte alles in sich, was Semiramis und Aspasia für die wesentlichsten Tugenden eines guten Regenten erklärt haben; und gewiß regierte der väterlich, der nicht von bettelnden oder vorausbezahlten Schmeichlern, sondern aus dem vollen Herzen der dankbaren Römer den schönen Namen Vater des Vaterlandes erhielt. Wenn ich gestehe, daß in seiner Popularität viel mimische Kunst und Täuschung war, so müßte man sehr unbillig sein, wenn man verkennen wollte, daß selbst diese Täuschung, weil sie den Römern wohlthätig war, unter seine Verdienste gehört. Ein so verderbtes Volk, wie die Romuliden seiner Zeit, und wie dermalen mehr oder weniger alle europäischen Nationen sind, will getäuscht sein und muß oft schlechterdings zu seinem eigenen Vortheil getäuscht werden; aber damit es nicht alle Augenblicke aus seinen goldnen Träumen aufgeweckt werde, muß dem süßen Wahn etwas Reelles zum Grunde liegen, muß man erst sein Herz und sein Vertrauen gewonnen haben; und das letztere wenigstens erhält man schwerlich anders als durch wirkliche Verdienste, die man sich um seinen Wohlstand gemacht hat. Und bestände auch alles, was ein Volk seinem Fürsten zu danken hätte, nur in einem angenehmern Lebensgenusse, so rechnen die Menschen das, was ihren Sinnen schmeichelt, gewöhnlich höher an als ungleich größere Wohlthaten, deren Werth nur mit dem Verstand erkannt und erst in langsam heranreifenden Früchten genossen wird.

Du siehest, große Göttin, daß meine Gedanken von Aspasiens vielleicht nur in diesem einzigen Stücke verschieden sind, daß sie von deinen sceptertragenden Klienten nicht gut genug zu denken scheint, um ihnen zuzutrauen, daß der einzige Rath, den wir ihnen zu geben haben, den gehörigen Eingang bei ihnen finden werde. Ich gestehe, daß ich von verschiedenen unter ihnen eine bessere Meinung hege; besonders von einem, dem das Schicksal eine der

schwersten Rollen zu spielen gab, und der mit allen Fähigkeiten, sie gut zu spielen, den Schauplatz vor kurzem betreten hat. Es ist natürlich, wenn das Ideal eines vortrefflichen Regenten, das jede von uns aufgestellt hat, dem größten Meister der Kunst, den sie einst kannte, ähnlich sieht; aber ich müßte mich sehr irren, oder die Hauptmaximen, deren Befolgung jede von uns zur nothwendigsten Bedingung einer weisen und glücklichen Regierung machte, lassen sich sehr gut vereinigen; oder vielmehr, die Regierung des Augustus ist ein wirkliches Beispiel dieser Vereinigung und verdient daher (wie ehemals der berühmte Kanon des Polykletus von den Bildhauern), von allen Fürsten, wie groß oder klein ihr Wirkungskreis sein mag, zum Modell genommen zu werden. Ich weiß sehr gut, wie viel ich damit von diesen Herren fordre; aber meine Pflicht ist auch nichts weniger, als ihnen meine Cour dadurch zu machen. Wer sich mit Regieren abgiebt, ohne sich der Talente, die dazu erfordert werden, bewußt zu sein; wer sich vor irgend einer Arbeit und Mühe, die damit verbunden ist, scheuet und nicht den festen Willen hat, sich durch alle möglichen Verdienste um das Glück seines Volkes der ersten Stelle im Staate würdig zu zeigen: für den habe ich keinen andern Rath, als sich einer Bürde, die er nicht tragen kann oder nicht tragen will, je eher je lieber zu entladen. Sogar eine erbliche Krone ist usurpirt, wenn sie nicht verdient wird.

Juno. Auch du, Julia? — auch du machst so strenge Forderungen an die Könige?

Livia. Um Vergebung, Göttin! ich fordere nicht mehr von ihnen, als die Knaben meiner Zeit in Rom von ihren Spielkönigen: „Wer's am besten macht“, riefen sie, „soll König sein!“

Juno. Das ist es eben, was ich allzu streng finde. Wenn wir dem Volke das Recht eingestehen wollten, seine Regenten auf dieser Wage zu wägen, wie viele, meinst du, würden wohl auf angeerbten Thronen ruhig sitzen bleiben? Und dennoch hat eine lange Erfahrung gelehrt, daß es für die Ruhe der Staaten zuträglicher ist, wenn sie mittelst einer festgesetzten Erbfolge die Wahl ihres Regenten dem Schicksale überlassen!

Livia. Meine Meinung ist keineswegs, dem Volk ein Recht einzugestehen, dessen Ausübung ihm selbst verderblich sein und sehr bald alle bürgerliche Ordnung zerstören würde. Das Volk hat von der Regierung nichts zu fordern als Sicherheit und Gerechtigkeit, aber der Regent muß desto mehr von sich selbst fordern; oder, wofern er so eine Art von König ist, wie das Stück Holz in der Fabel, so sehe ich nicht, mit welchem Recht er sich beklagen könnte, wenn die Frösche ohne Scheu auf ihm herumspringen.

Juno. Am Ende wird sich finden, daß es keine leichte Sache ist, den Fröschen einen König zu geben, wie sie einen nöthig haben. Aber wir sind, deucht mich, unvermerkt von dem eigentlichen Gegenstande unsrer Berathschlagungen abgekommen; es wird also an dir sein, Königin Elisa, uns wieder zurückzubringen und uns gegen das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, Mittel vorzuschlagen, die den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen, so nahe als möglich bei der Hand und zugleich so sicher in der Anwendung sind, daß wir nicht Gefahr laufen, eine Kur zu machen, die noch schlimmer als die Krankheit selber ist.

Elisabeth. Der Grund, warum manche Kranke nicht genesen können, liegt nicht sowohl an dem Mangel wirksamer Heilmittel, als daran, daß der Patient sich der Kur nicht unterwerfen will, oder doch die Mittel nicht in der rechten Ordnung gebraucht. Dies dürfte wohl, wie ich besorge, auch der Fall bei manchen unter den Königen sein, welchen du, große Beschützerin der Thronen, aus ihren Verlegenheiten geholfen wissen möchtest. Meiner Meinung nach giebt es wirklich ein unfehlbares Mittel, wie alles zwischen den Völkern und ihren Regenten in das gehörige Gleichgewicht gesetzt werden kann; aber da es eben so einzig als unfehlbar ist und von Seiten deiner Klienten ein Opfer fordert, wozu vielleicht keiner von ihnen sich freiwillig entschließen wird, so muß ich voraus gestehen, daß ich nicht viel mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit unserer Berathschlagung habe als Aspasia und beinahe gewiß bin, die Nothwendigkeit allein werde die Verblendeten endlich zu den Schritten zwingen müssen, welche sie aus eigener Bewegung zu thun, wie ich befürchte, weder billig noch weise genug sind.

Meine erlauchten Vorgängerinnen haben verschiedene Vorschläge gethan, die unter den vorausgesetzten Bedingungen von sehr guter Wirkung sein würden; nur sind diese Bedingungen unglücklicher Weise so beschaffen, daß sich keine Rechnung auf ihre Voraussetzung machen läßt. Ganz gewiß wird ein jedes Volk, das von einem weisen und guten Fürsten väterlich regiert wird, sich unter seinem Scepter wohl befinden. Aber wo ist der Sterbliche oder der Gott, der irgend einem Volke auch nur für einen einzigen, geschweige für eine ganze Reihe solcher Regenten, die Gewähr leisten könnte? — Und wenn nun das Gegentheil erfolgt? Wenn der Monarch, der alles kann und alles darf, kein Vater, sondern ein Tyrann ist? wenn er ungerechte, unweise, die Rechte der Menschheit kränkende, ja gänzlich aufhebende Gesetze giebt? wenn er selbst kein anderes Gesetz erkennt als seine Leidenschaften? wenn er über das Eigenthum, die Kräfte, die Freiheit und das Leben seiner Unterthanen nach Willkür schaltet, die Staatseinkünfte ver-

schleudert, seine Länder den Drangsalen und Verwüstungen unnöthiger und thörichter Kriege aussetzt, kurz, wenn er sich seiner unumschränkten Gewalt so bedient, wie die meisten Despoten von jeher gethan haben und immer thun werden: was bleibt dann nach dem Plane der erlauchten Königin von Babylon seinem gemißhandelten Volke übrig als die traurige Wahl, entweder zu leiden, was nicht zu leiden ist, oder, wenn es endlich aus Verzweiflung die unerträglichen Ketten mit Gewalt zerbricht, sich allen Gefahren, allem Unheil einer plötzlichen, planlosen, vielleicht dem ganzen Staate verderblichen Revolution auszusetzen? — Wenn der Monarch ein Tyrann ist, sagte ich, — und man wird mir einwenden, daß unsere Zeit keine Busiris und Phalaris, keine Neronen und Domitiane mehr hervorbringe: aber man kann auf sehr verschiedene Art und unter gar mancherlei Gestalten, sogar unter der Maske eines gütigen, für die Ruhe und das Glück seiner Unterthanen zärtlich besorgten Landesvaters ein Tyrann sein. Es giebt vielleicht keine Neronen mehr; aber hat die Natur etwa die Formen vernichtet, worin sie einen Philipp II. von Spanien, einen Ludewig XI. von Frankreich, einen Kaiser Ferdinand II. machte? Hieß der vierzehnte Ludewig von Frankreich nicht der Große? der fünfzehnte nicht der Vielgeliebte? Und leben oder vegetiren nicht in diesem Augenblicke solche Väter des Vaterlandes, welche, während ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr gutes Herz von tausend Zungen gepriesen wird, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit zusehen, wie ihre Unterthanen in ihrem Namen ausgeplündert werden? Kennen wir nicht Länder, welche die Freigebigkeit der Natur und der betriebsame Fleiß der Einwohner zu Beispielen des blühendsten Wohlstandes gemacht hatte, und die unter solchen guten Fürsten in einen Verfall geriethen, zu welchem sie gewiß unter einem Tiberius nicht herabgesunken wären? Vermuthlich lebt auf der weiten Erde kein einziger Regent, für dessen Ohr und Herz der schöne Beiname Ludewigs XII. von Frankreich keinen Reiz haben sollte; und dennoch könnte ich mehr als Einen nennen, der sein Volk mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu lieben glaubt und vielleicht wirklich liebt, dessen Staatshaushaltung nichtsdestoweniger so beschaffen ist, daß sich das Jahr mit ziemlicher Gewißheit ausrechnen läßt, wann er den größten Theil seiner geliebten Kinder — an den Bettelstab gebracht haben wird. Unstreitig sagte Semiramis eine große Wahrheit, indem sie behauptete, daß dem Uebel, gegen welches wir die wirksamsten Mittel vorschlagen sollen, durch Palliative nicht geholfen werden könne. Was sind aber alle diese Täuschungen des Volks, in welche sie und die erlauchte Livia die großen Mysterien der Regierungskunst zu setzen scheint — diese liebliche Dichtung eines väterlichen und kindlichen

Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen — oder diese hinterlistigen Künste, ein Volk in süße Träume von Freiheit einzuwiegen, während man ihm eine Schlinge nach der andern über den Kopf wirft; es mit Puppenspielen und goldenen Hoffnungen zu amusiren; ihm sogar, damit es sich einen Augenblick für glücklich halte, alle ersinnlichen Gelegenheiten zu Befriedigung ausschweifender und kindischer Leidenschaften zu verschaffen, während man es unvermerkt zum Werkzeug, aber am Ende auch zum Opfer der willkürlichen Gewalt eines Demagogen oder eines despotischen Monarchen macht — was sind diese Täuschungen anders als Palliative? als eine Art von Zaubermitteln, wodurch das Uebel auf eine kurze Zeit beschworen und eingeschläfert wird, indessen es im Innern immer weiter um sich frißt und bei der geringsten äußerlichen Veranlassung mit verdoppelter Gewalt wieder ausbrechen muß? Sogar die unverwandte Aufmerksamkeit auf die Wünsche des Volks, die sorgsame Achtung für seine Vorurtheile und Launen und (wenn ich der Sache ihren rechten Namen geben soll) die politische Koketterie, womit ich selbst ehemals um den Beifall und die Liebe meiner grillenhaften Nation buhlte — weniger vielleicht aus der Neigung, zu gefallen, die unserm Geschlecht eigen ist, als um einer ziemlich willkürlichen Regierungsart das Verhaßte zu benehmen und auf einem unsichern Throne desto fester zu sitzen — verdient ungeachtet aller Lobreden, die ich damit gewann, im Grunde keinen bessern Namen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß mein Volk sich wohl dabei befand. Immerhin mag es von Zeiten, wo über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen noch verworrene Begriffe allgemein herrschen, wo das Volk den ganzen Umfang seiner Rechte nur noch dunkel ahnet, der Regent hingegen geneigt ist, den seinigen alle mögliche Ausdehnung zu geben, kurz von Zeiten wie die, in welchen wir und alle unsre Vorfahren regiert haben — immerhin mag es von solchen Zeiten wahr sein, daß jedes verderbte Volk (wie Livia behauptete), und ich setze hinzu, jedes unwissende und viele Jahrhundert durch immer betrogene Volk getäuscht sein wolle, und oft zu seinem eigenen Besten getäuscht werden müsse! Wie lange diese Periode der Kindheit, des Irrthums und der Täuschung auch dauern mag, endlich muß einmal die Zeit kommen, wo sich die Menschen nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, nicht mehr betrogen sein wollen — wo sie wissen wollen, woran sie sind — welches das kleinere Uebel für sie sei, unter bürgerlichen Gesetzen zu leben oder in den Stand der natürlichen Gleichheit und Ungleichheit zurückzukehren, und unter welchen Bedingungen das erste dem andern vorzuziehen sei? — Alles müßte mich betrügen, oder diese Zeit (wofern sie nicht schon da ist) ist im Anzug; und in

diesem Falle sehe ich nur Eine Maßregel, durch welche den furchtbaren Uebeln, womit sie einen Theil des Menschengeschlechtes bedroht, vorgebauet werden kann. (Sie hält ein.)

Juno. Eile, sie uns mitzutheilen, Elisa! — Denn hoffentlich wirst du meine Erwartung nicht zum zweitenmale getäuscht sehen wollen, da du dich so nachdrücklich gegen alle Täuschung erklärt hast.

Elisabeth. Wenigstens würde die Schuld nicht an mir liegen, Göttin. Meine Maßregel ist, wie ich gleich zu Anfang sagte, eben so unfehlbar, als sie die einzige ist, welche vernünftiger Weise genommen werden kann. Aber ich glaube die regierenden Herren — vom ersten aller Könige bis zum Bürgermeister des kleinsten aller Abderitennester in der Welt — viel zu gut zu kennen, um zu hoffen, daß sie durch bloße Vernunftgründe bewogen werden sollten, die Hände dazu zu bieten.

Juno. Diese Sorge laß dich nicht beunruhigen, Elisa! Wenn es nur darauf ankommt, so werden wir schon Mittel finden, ihnen den Willen dazu zu machen.

Elisabeth. Das ist es eben, große Göttin, woran ich zweifle. Gewiß wird sie die eiserne Nothwendigkeit dazu zwingen müssen: und wenn sie es dahin kommen lassen, so ist die rechte Zeit versäumt, und ich stehe nicht mehr für den Erfolg.

Juno. Du könntest mich beinahe so ungeduldig machen, wie ehemals deine Liebhaber, Königin Beß! Deine Maßregel, wenn ich bitten darf!

Elisabeth. Sie ist so simpel, so sehr das erste, was vernünftigen Menschen, die in eine politische Gesellschaft mit einander treten wollen, einfallen muß, daß es, wenn die Thatsache nicht so laut spräche, unglaublich wäre, daß die Welt mehrere Jahrtausende habe stehen können, bis endlich vor ungefähr hundert Jahren ein einziges Volk darauf verfiel — und auch dieses mußte, wie man zu sagen pflegt, mit der Nase darauf gestoßen werden! Es ist immer allgemein anerkannt worden, daß der absoluteste Monarch Pflichten, und daß das dienstbarste aller Völker Rechte habe; aber worin diese Rechte und Pflichten eigentlich bestehen, wie weit sie sich erstrecken, in welche Grenzlinien sie eingeschlossen sind, und was für Einrichtungen getroffen werden müssen, um dem Volke den vollen Genuß seiner Rechte zu verschaffen und die Regenten zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, darüber hat man sich immer mit verworrenen und schwankenden Vorstellungen beholfen; darüber ist sogar absichtlich und geflissentlich alle mögliche Dunkelheit verbreitet worden. Endlich hat in diesen Tagen das Schicksal einer großen Nation — die sich, ihre Staatsverfassung ausgenommen, in jeder andern Rücksicht für die erste in der Welt

halten konnte, aber durch langwierige Mißhandlungen aller Art ins Verderben gestürzt und zur äußersten Verzweiflung gebracht, sich lieber allem Elend der Anarchie aussetzen, als den zermalmenden Druck des monarchischen und aristokratischen Despotismus länger ertragen wollte — endlich, sage ich, hat das lehrreiche und furchtbare Schicksal dieser Nation allen übrigen die Augen geöffnet; und die Ueberzeugung ist nun allgemein, daß nichts als eine Konstitution, worin die Rechte aller Klassen der Staatsbürger klar und bestimmt ausgedrückt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkürlichen Eingriffe verwahrt sind, jeden andern Staat vor ähnlichen Auftritten sicher stellen könne. Dies, Göttin, ist die gegenwärtige Lage der Sachen. Die magischen Täuschungen, womit man bisher Andere und sich selbst betrog, lassen sich nur in einem Nebel spielen, den die Vernunft endlich zerstreut hat; und gewaltsame Mittel (außer dem, daß sie eben so unbillig als verhaßt sind) helfen zwar für den Augenblick, beschleunigen aber in der That die fürchterliche Katastrophe, welcher man dadurch vorbauen will. Augenscheinlich ist also nichts übrig, als daß man sich je eher je lieber entschließe, zu thun, was schon längst hätte gethan werden sollen. Eine Konstitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen.

Juno. Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beifall, und ich sehe nicht, warum die Monarchen Bedenken tragen sollten, ihn aus eigner Bewegung mit dem größten Vergnügen ins Werk zu setzen.

Elisabeth. Wer einmal im Besitz einer unbestimmten Macht ist, wird schwerlich große Lust haben, selbst auf Einschränkung derselben anzutragen. In meinem alten England kostete es einem Könige den Kopf und seinem zweiten Sohne die Krone, ehe es dahin kam, daß ihre Nachfolger sich bequemten, die Rechte, welche die Nation sich vorzubehalten für gut fand, als ein Grundgesetz des Reichs anzuerkennen.

Juno. Die Fürsten sind seitdem aufgeklärter und billiger geworden, Elisa; sie werden sich wohlfeiler bequemen.

Elisabeth. Wie? Auch diejenigen, die ihr göttliches Recht, leidenden Gehorsam von den Unterthanen zu fordern, mit dreißig oder vierzig Legionen zu allem bereitwilliger Kriegsknechte behaupten können?

Juno. Du trauest dem väterlichen Herzen der Monarchen auch gar zu wenig zu.

Elisabeth. Ich war selbst eine Königin: du wirst mir zu gut halten, wenn ich ein wenig unglaubig bin.

Semiramis. In diesem Stücke denke ich wie Elisabeth.

Livia. Auch ich besorge, sie möchte zuletzt nur zu sehr Recht behalten.

Juno. Wir müssen auf Mittel bedacht sein, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daß sie für ihre eigene Sicherheit und Ruhe sowohl als für ihren Ruhm nichts Besseres thun können, als Elisens Vorschlag ungesäumt ins Werk zu setzen. — Mir fällt sogleich eins ein, das wir vor Zeiten öfters mit gutem Erfolge gebraucht haben. Ich will meine Iris zu dem Gott der Träume schicken und ihm befehlen lassen, noch in dieser Nacht allen Königen und Fürsten, die es angeht, jedem nach Maßgabe seines Charakters und seiner besondern Lage einen eigenen Traum zuzusenden, der ihm in einem zwiefachen, mit den stärksten Zügen und wärmsten Farben ausgeführten Gemälde, in dem einen das Vortheilhafte, Schöne und Ruhmvolle der von Elisen vorgeschlagenen Maßregel, und in dem andern das unendliche Elend, das für sein Volk — und die Gefahr und Schande, die für ihn selbst — aus der Verachtung eines so guten Rathes erwachsen könnte, so lebhaft zu Gemüthe führe, daß es ihm beim Erwachen eben so unmöglich sein soll, der Wirkung seines Traumes zu widerstehen, als es dem König Agamemnon war, dem täuschenden Traume ungehorsam zu sein, um ihn zum Angriff der Trojaner aufzufordern.

Semiramis. Ein glücklicher Gedanke, Göttin, dessen Ausführung deine Absicht schwerlich verfehlen kann!

Aspasia. Ich wünsche es, wiewohl in diesen unglaubigen Zeiten auch der uralte Glaube an Träume ziemlich erkaltet sein mag.

Elisabeth. Vielleicht machen die Könige eine Ausnahme. Auf allen Fall wird ihnen auch wachend beizukommen sein.

Juno. Genug für diesmal, meine Kinder! Vorerst wollen wir sehen, was meine Träume wirken werden.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Wielands Werke

Bd.: 3.

ca. 1880